Der Allgemeine Kongreß der Mennoniten

gehalten in
Amsterdam, Elspeet, Witmarsum
(Holland)

29. Juni bis 3. Juli
1936

D. Christian Neff

Druck und Verlag Heinrich Schneider,
Karlsruhe i. B., Karlstr. 28

Der Allgemeine Kongreß

der Mennoniten

gehalten in
Amsterdam, Elspeet, Witmarsum
(Holland)

29. Juni bis 3. Juli
1936

Im Auftrage herausgegeben
von
D. theol. Christian Neff

Druck und Verlag Heinrich Schneider,
Karlsruhe i. B., Karlstr. 28
GERMANY

Zum Gedächtnis
an
Menno Simons' Ausgang
aus dem Papsttum
30. Januar 1536

Menno Simons.

AAN MENNO SIMONSZ.

U onze hulde! Na jarenlang strijdens
Hebt G' U ontworsteld aan 't drukkende juk:
't Luist'ren alleen naar de stem des gewetens
Werd U de bron van Uws levens geluk.

Moest Gij Uw woonplaats en werkking verlaten,
Derven all' eer en vergank'lijken lof:
Daarvoor in ruil hebt Gij 't hoogste verkregen:
U gold het geest'lijke meer dan de stof.

U onze hulde! En lokt ons de wereld
Met haren roem, hare grootheid en eer,
Leer ons: met U eenes geestes te wezen!
Meer nog: discip'len van Christus, den Heer!

Zaandam, 30. Januari 1936. A. A. Sepp.

Menno Simons.

Wir huld'gen Dir! Nach langem Streiten
Rangst Du Dich los von dumpfer Last,
Es mußte Dich hinfort nur das Gewissen leiten,
Dein ganzes Wesen war von ihm erfaßt.

Du mußtest Deine Hütte bald verlassen,
Entsagen aller Ruh' und aller Ehr',
Du warst ganz arm und reich doch ohne Maßen:
Schön ist die Welt, doch Gott war Dir viel mehr!

Wir huld'gen Dir! Lockt uns die Erde
Mit ihrem Schimmer nah und fern,
Lehr' uns mit Dir doch eines Geistes werden
Und mit Dir folgen Christo, unserm Herrn!

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung. Gedicht an Menno Simons.	
I. Vorbereitung zum Allgemeinen Mennonitischen Kongreß	9—10
Schreiben an die Gemeinden	11—12
Vorläufiges Programm	12—13
Empfang der Gäste	13—15
II. Konferenztagung.	
In Amsterdam.	
Montag, 29. Juni, abends 8 Uhr Eröffnungsgottesdienst. Predigt von Dr. A. Kuiper	15—18
Begrüßungen und Bürowahl	18—23
Erster Verhandlungstag.	
Dienstag, 30. Juni 9½ Uhr, vormittags. Morgenandacht von Pastor Lic. theol. E. Händiges	23—26
Vortrag von Pastor N. van der Zijpp: „Die Bedeutung von Menno Simons Wirksamkeit für unsere Bruderschaft“	26—33
Vortrag von Pastor J. Yntema: „Die Taufgesinnten in den Niederlanden in Vergangenheit und Gegenwart“	33—40
Frühstück und Motorbootfahrt. Vortrag um 3 Uhr von D. theol. Chr. Neff: „Die Mennoniten in Deutschland, Danzig und Polen in Vergangenheit und Gegenwart“	40—47
Vortrag von Pred. Samuel Geiser: „Die Mennoniten der Schweiz und Frankreichs in Geschichte und Gegenwart“	47—60
Vortrag von Prof. B. H. Unruh: „Die Mennoniten in Rußland in Geschichte und Gegenwart“	60—64
Um 6 Uhr gemeinsames Mittagessen. Abends 8½ Uhr Lichtbildervortrag von Pastor F. Dijkema	64—65
Zweiter Verhandlungstag.	
Mittwoch, 1. Juli: Morgenandacht von Prediger P. R. Schroeder	65
Vortrag von Prof. Dr. H. S. Bender: „Die Mennoniten der Vereinigten Staaten in Geschichte und Gegenwart“	65—73
Vortrag von Prof. B. H. Unruh über die Mennonitenansiedlungen in Südamerika	74—75
Vortrag von Fritz Kliewer über Paraguay	75—78
Schreiben von Paraguay	79—83
Schreiben aus Brasilien	83—92
Vortrag von D. Töws: „Die Mennoniten in Kanada in Geschichte und Gegenwart“	92—99
Telegramme	99

In Elspeet.

Seite

Fahrt dahin . . . . . 100—101

Erster Verhandlungabend in Elspeet.

Vortrag v. E. Göttner: „Die Mennoniten u. die Jugend" 101 – 109
Vortrag von P. R. Schroeder über dasselbe Thema 110—114
Diskussion und Abendandacht. 114

Zweiter Tag in Elspeet.

Donnerstag, 2. Juli: Morgenandacht von C. F. Klassen . . . . . 115—117
Vortrag von C. Nijdam: „Die Mission der Mennoniten" 117—125
Vortrag von Orie Miller über dasselbe Thema . . 125—129
Gedankenaustausch. — Vortrag von Prof. C. H. Smith: „Die Mennoniten und die Kultur" . . 130—140
Vortrag von F. Kuiper über dasselbe Thema . . 140– 142
Aussprache. — Vortrag von S. H. N. Gorter: „Die Hilfsarbeit und die Auswanderung" . . . 143—145
Mitteilung über Sondersitzungen . . . . 145—146
Vortrag von P. C. Hiebert: „Hilfswerk und Kolonisation der Mennoniten seit 1930" . . . . 146—151
Vortrag von D. Toews: „Hilfswerk und Immigration" 151—158
Beschluß einer neuen Weltkollekte und Schaffung einer Hilfs- und Vertrauensstelle, Anträge . . 158—160
Telegramm an die Königin. — Abendandacht . . 160
Freitag, 3. Juli: Morgenandacht von Jak. Kroeker . . . . . 161—166

In Witmarsum.

Fahrt dahin. — Kranzniederlegung an Menno Simons Denkmal. — Ansprachen von A. H. van Drooge, P. Ens und B. H. Unruh . . . . . 166—170
Telegramm an Ds. P. Feenstra jr. 170
Bundeslied des friesischen Jugendbundes . . 171—172
Schlußfeier in Witmarsum. — Ansprachen von P. R. Schroeder, Chr. Neff und van Drooge . . . 173—183
Abschied von Holland 183

I.

Vorbereitung zum Allgemeinen Mennonitischen Kongreß.

Auf der Welt-Hilfskonferenz in Danzig vom 21. August bis 3. September 1930 regte Ds. Fritz Kuiper die Fortsetzung der Weltkonferenz an.

D. theol. Chr. Neff wurde beauftragt, das Zustandekommen derselben vorzubereiten. Das geschah durch folgendes Schreiben:

Weierhof, Post Marnheim, Pfalz, den 3. VII. 34.

An die Algemeene Doopsgezinde Societeit in Amsterdam!

Sehr verehrte Brüder!

Von der Mennonitischen Weltkonferenz in Danzig 1930 beauftragt, möchte ich zugleich im Namen der Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden im D. R. die Abhaltung der nächsten Weltkonferenz in Holland auf dem Boden unserer Bruderschaft in den Niederlanden im Jahre 1936 anregen. Es ist wohl an der Zeit, die nötigen vorbereitenden Schritte zu tun. Vor allem gilt es, Tag und Ort sowie ein vorläufiges Programm der Tagung festzusetzen. Während ich die Bestimmung von Zeit und Ort ganz Ihnen überlasse, möchte ich bezüglich des aufzustellenden Programms nur bemerken, daß an die Feier eines 400-jährigen Jubiläums von Menno Simons gedacht wurde. Nach der gottesdienstlichen Feier sollte in verschiedenen Vorträgen M. S. in seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Bedeutung gewürdigt werden. Alles Weitere bleibt der brüderlichen Vereinbarung vorbehalten, und sehe ich den Vorschlägen der lieben Brüder aus Holland vertrauensvoll entgegen.

Mit brüderlichem Gruß

Chr. Neff.

Darauf wurde am 24. Oktober in Amsterdam eine Kommission zur Vorbereitung des Allgemeinen Kongresses der Mennoniten gewählt, bestehend aus folgenden Mitgliedern:

Ds. A. H. Drooge, Vorsitzender,
Ds. A. A. Sepp, Sekretär,
Mr. J. W. van der Vlugt, Schatzmeister,
Ds. M. L. Deenik
Prof. Dr. W. J. Kühler
Ds. P. B. Westerdijk
Ds. S. H. N. Gorter
Ds. F. Kuiper
Ds. C. Nijdam
Ds. F. Dijkema
A. G. Joosting Bunk
Ds. W. F. Goltermann.

Als ausländische Mitglieder der Kommission wurden einem überkommenen Auftrag gemäß durch Prediger Chr. Neff bestimmt:

Prof. Dr. H. S. Bender, Goshen College, Ind. U.S.A.
Pastor Arnold Bachmann, Lemberg, Kleinpol.
Pastor Lic. theol. E. Händiges, Elbing
Ältester Sam. Nußbaumer, Sternenhof b. Basel
Ältester Pierre Sommer, Grand Charmont, Fr.
Prof. Lic. theol. B. H. Unruh, Karlsruhe-Rüppurr.

Die erste Sitzung der vorbereitenden Kommission fand am 8. Mai 1935 in Amsterdam, Singel 454 statt. An derselben nahmen außer den holländischen Mitgliedern Ds. van Drooge, Ds. A. A. Sepp, Prof. Kühler, Ds. Deenik, Ds. F. Kuiper, Ds. C. Nijdam, auch Prof. Bender und Chr. Neff teil. Es wurde die Abhaltung des Kongresses Ende Juni 1936 beschlossen und die weitere Vorbereitung desselben der holländischen Kommission übertragen. Nach verschiedenen Sitzungen und ausführlicher Korrespondenz, die Ds. A. A. Sepp mit unermüdlicher Sorgfalt führte, wurde das genaue Programm festgesetzt und mit einem Begleitschreiben versandt:

Allgemeiner Kongreß für Mennoniten 1936.

An die Mennoniten-Gemeinden in Europa, Asien und Amerika.

Geehrte Brüder!

Dem Auftrage der Welt-Hilfs-Konferenz zu Danzig 1930 gemäß hat D. theol. Chr. Neff im Jahre 1934 die Initiative ergriffen zum Zusammenrufen eines allgemeinen Kongresses für Mennoniten im Jahre 1936.

Im Einverständnis mit ihm möchten wir, Vorsitzender und Sekretär der Niederländischen Allgemeinen mennonitischen Societät Ihnen allen die Teilnahme an diesem Kongreß warm empfehlen. Zur Vorbereitung dieses Kongresses haben wir mit Prof. Dr. H. S. Bender aus den Vereinigten Staaten Amerikas, mit Stellvertretern unserer Societät, dem mennon. Missionsverein, dem Verein für Gemeindetage und dem Holl. mennon. Emigrantenbüro Beratung gepflogen.

Das Programm, worin vielleicht noch einzelne, kleine Änderungen angebracht werden können, schicken wir Ihnen anbei.

Wir sind der Meinung, daß auf diese Weise „Mennos Ausgang aus dem Papsttum" würdig gefeiert werden kann, wobei wir dann zugleich die Aufmerksamkeit auf dasjenige lenken, was in diesen vier Jahrhunderten aus unseren zerstreuten Gemeinden geworden ist, und auf die Fragen, vor die uns das Heute und die Zukunft insgesamt stellen.

Die niederländischen Mennoniten rufen darum dringend auf, zu diesem Kongreß zu kommen; sie legen großen Wert darauf in diesem Jahre das Band mit den Brüdern anderwärts zu verstärken, damit trotz der Scheidung, die menschliche und natürliche Grenzen zwischen uns aufrichten, etwas von der Bitte unseres Herrn und Meisters verwirklicht werde: „Auf daß sie alle eins seien".

Wir hoffen und vertrauen, daß auch die Brüder außerhalb unseres Landes sich zur Teilnahme an diesem Kongreß gedrungen fühlen.

Der Vorstand unserer Niederl. Allg. Menn. Societät ist der Meinung, daß nur bei genügender Teilnahme aus dem Auslande dieser Kongreß stattfinden darf.

Wir bitten daher v o r dem kommenden 1. März an die nachstehende Adresse mitteilen zu wollen: wer aus Ihren Gemeinden an unserem Kongreß teilnimmt — oder, wenn das dann noch nicht mit Gewißheit aufgegeben werden kann — wie viele Brüder und Schwestern aus Ihrer Mitte kommen werden.

In Amsterdam hofft unsere Gemeinde den ausländischen men. Kongreßbesuchern Gastfreundschaft beweisen zu dürfen. In Elspeet und auf der Fahrt von Amsterdam dorthin sind die ausländischen Besucher die Gäste des Vereins für Gemeindetage.

Die Teilnehmerbeiträge — einige gemeinsame Mahlzeiten und die Fahrt nach Witmarsum einbegriffen — werden deshalb für Ausländer nicht mehr als fl. 6.50 (RM 11.—; Doll. 4.50) betragen.

Die meisten Vorträge werden auf Holländisch oder Deutsch gehalten werden; es wird aber immer für kurzgefaßte Übersetzung gesorgt werden

Wer sich für die Teilnahme anmeldet, wird im Monat Mai nähere Nachricht mit der nötigen Auskunft erhalten.

Mit Brudergruß und Heilwunsch Ihr

Chr. Neff, Weierhof.
A. H. van Drooge, Deventer.
A. A. Sepp, Zaandam.

Alle Korrespondenz an

Allg. Doopsgez. Societeit, Singel 454,
Amsterdam (Holland).

Programm für den Allgemeinen Mennonitischen Kongreß vom 29. Juni bis 3. Juli 1936.

Vorsitzender: Ds. A. H. van Drooge.

Thema: **„Die Mennoniten in Geschichte und Gegenwart".**

Montag, 29. Juni:

Nachmittags Ankunft; Erteilung von Unterkunftsadressen; Eröffnung einer kleinen Ausstellung von Mennonitica; Mahlzeit bei den Gastgebern in der Stadt.

Abends 8 Uhr Eröffnungsgottesdienst unter Leitung von Ds. A. K. Kuiper. Danach Wahl von drei Vize-Vorsitzenden (die mit dem Vorsitzenden und dem Sekretär der A. D. S. das Büro bilden) und kurze Begrüßungen.

Dienstag, 30. Juni:

Amsterdam.

Morgens ½ 10 Uhr Gottesdienst (E. Händiges, deutscher Vizevorsitzender).

10 Uhr: „Die Bedeutung der Arbeit Mennos für unsere Bruderschaft" (N. van der Zijpp).

Danach: „Die Mennoniten in Holland in Geschichte und Gegenwart" (J. Yntema).

Danach um ½ 1 Uhr: Gemeinschaftliche Brotmahlzeit.

Mittags 3 Uhr: „Die Mennoniten in Deutschland, Danzig und Polen in Geschichte und Gegenwart' (Neff); danach: „Die Mennoniten in der Schweiz und in Frankreich in Geschichte und Gegenwart" (Geiser); danach: „Die Mennoniten in Rußland in Geschichte und Gegenwart" (B. Unruh). Dann gemeinschaftliche warme Mahlzeit um 6 Uhr.

Abend um 8 Uhr: Lichtbildervortrag von Ds. F. Dijkema.

Mittwoch, 1. Juli:

Morgens ½ 10 Uhr: Gottesdienst (P. R. Schroeder, Vize-Vorsitzender aus den Vereinigten Staaten).

10 Uhr: „Die Mennoniten in Amerika in Geschichte und Gegenwart" (Bender); danach: „die Mennoniten in Paraguay in Geschichte und Gegenwart" (Fr. Kliewer); dann: „Die Mennoniten

in Brasilien in Geschichte und Gegenwart (B. Unruh), und: „Die Mennoniten in Canada in Geschichte und Gegenwart" (D. Toews). (N. B. Dauer jedes Vortrages über „Geschichte und Gegenwart" 20—40 Minuten).

Elspeet

Mittags ¾ 1 Uhr Abfahrt mit dem Schiff durch die Häfen und über den IJselsee nach Harderwijk (Brotmahlzeit an Bord) per Autobus nach Elspeet (warme Mahlzeit um 6 Uhr).

Abends 8 Uhr: „Die Mennoniten und die Jugend", eingeleitet von Göttner (Danzig) und P. R. Schroeder (Verein. Staaten). Gedankenaustausch.

Donnerstag, 2. Juli:

Morgens ½ 10 Uhr Gottesdienst (C. F. Klassen, Vize-Vorsitzender aus Canada); 10 Uhr: „Die Mennonitische Mission", eingeleitet von C. Nijdam (Holland) und O. O. Miller (Verein. Staaten). Gedankenaustausch. (Warme Mahlzeit um ½ 1 Uhr.)

Mittags ½ 4 Uhr: „Die Mennoniten und die Kultur", eingeleitet von C. H. Smith (Verein. Staaten) und F. Kuiper (Holland). Gedankenaustausch. (Brotmahlzeit um 6 Uhr.)

Abend 8 Uhr: „Die Hilfsarbeit und die Emigration", eingeleitet von S. H. N. Gorter (Holland), P. C. Hiebert (Verein. Staaten) und D. Toews (Canada).

Freitag, 3. Juli:

Morgens ¾ 9 Uhr Gottesdienst (Jakob Kroeker, Deutschland). ½ 10 Uhr Abfahrt per Autobus nach Witmarsum (warme Mahlzeit unterwegs).

Witmarsum.

Mittags ½ 3 Uhr Ankunft beim Denkmal; Kranzniederlegung; danach Schlußgottesdienst in der Mennonitenkirche zu Witmarsum unter Leitung von Ds. A. H. van Drooge.

Abfahrt von Witmarsum um ½ 5 Uhr.

Die Einladung zur 3. Weltkonferenz in Holland hatte bei allen Mennoniten Europas wie auch in Amerika ein recht erfreuliches Echo gefunden. Aus Nordamerika (U.S.A. und Kanada) waren es 10 Teilnehmer, die die Reise über den Ozean nicht gescheut hatten. Die südamerikanischen Gemeinden (Brasilien und Paraguay) dagegen waren leider nicht persönlich vertreten, desgleichen die Gemeinde Lemberg (Polen). Stark war die Beteiligung von deutscher Seite (Westpreußen, Danzig, Berlin, Hamburg-Altona) und besonders aus Süddeutschland (Pfalz-Hessen, Baden-Württemberg-Bayern).

Eine große Schwierigkeit für die deutschen Besucher bestand in der Devisenfrage. Es bedurfte größter Be-

mühungen, um eine glückliche Lösung herbeizuführen. Unter der hochverdienten Leitung von Gewerberat Fritz Stauffer, Ludwigshafen a. Rh. wurde für die süddeutschen Teilnehmer eine Gesellschaftsfahrt in Reichspost-Kraftwagen organisiert, von denen der eine Wagen mit ca. 40 Teilnehmern bereits am 26. Juni über Köln-Gronau, wo die Fahrgäste an dem 2. deutschen Mennonitentag (26.—28. Juni) teilnahmen, und zwei weitere mit je 30 bezw. 40 Insassen am 28. Juni über Köln—Krefeld fuhren.

Über alles Erwarten freundlich gestaltete sich der Empfang in Holland. Dafür sorgte eine technische Kommission, in deren Händen die äußere Leitung des Kongresses lag. Sie tat mustergültige Arbeit. An ihrer Spitze stand Ds. Fritz Kuiper als Vorsitzender und Frl. Dr. M. Simon Thomas als Sekretärin.

Die Gäste, die mit den Autoomnibussen kamen, wurden bereits an der Grenze empfangen, auf das freundlichste bewirtet und nach Amsterdam geleitet. Am Bahnhof der Stadt wurden die Gäste, die mit den Eisenbahnzügen eintrafen, in Empfang genommen und zum Büro in der Singelkerk gebracht. Dort wurde allen in unvergleichlich schneller Weise das Quartier angewiesen, wobei jedem ein nettes kleines Schildchen mit Namensangabe überreicht wurde, das man an der Kleidung trug. Es war eine ungemein wohltuende, herzliche und brüderliche Begrüßung, die hier von Person zu Person sich kund gab.

Täglich erschien ein Kongreßbote in deutscher und holländischer Sprache, der die Teilnehmer über den Tageslauf und alle sonstigen Angelegenheiten trefflich ins Bild setzte. Gleichzeitig wurden täglich die Vorträge den Hörern im Auszug ausgehändigt, die holländisch gehaltenen in deutscher, die deutsch gehaltenen in holländischer Sprache. Es war weiter ein Liederbuch geschaffen worden — Gezangenboekje, Gesangbüchlein —, das in holländischer und deutscher Sprache die auf dem Kongreß zu singenden Lieder enthielt.

Viele Gäste nahmen die Gelegenheit wahr und besichtigten die in einem Nebenzimmer der Singelkirche untergebrachte Ausstellung von Mennonitica:

Vitrine 1. Mennos Werke, Fundamentbuch, ältester Druck von 1539. Fundamentbuch 1613. Achte auf den Einband!

Vitrine 2. Märtyrer. Autogramm von Maeyken Wens 1573. Diese Briefe sind gesammelt im „Offer des Heren".

	Ältester Druck 1562 und andere Ausgaben. In den Ecken Taufgesinnten-Bibeln. Birne von Maeyken Boosers (s. Menn. Lexikon I, S. 245)
Vitrine 3.	Kleine Blumenlese. — Münster und Schriften gegen Wiedertäufer. Einige Liederbücher.
Vitrine 4-6.	Blumenlese, mehr um die Vielseitigkeit der Bibliothek hinsichtlich der Mennonitica darzutun, als es eingehend zu betrachten.
Vitrine 7.	David Joris und einige andere.
Lesepult.	Spätere Ausgaben von Mennos Schriften und Bibeln.
Tafel	Märtyrerliteratur nach der Verfolgungszeit. Stets großes Format.
	Niederland: Beginn Haarlem 1615 bis zum zweiten Druck des Werkes van Braght.

II.

Konferenztagung.

In Amsterdam.

Montag, 29. Juni 1936, abends 8 Uhr nahm der Allgemeine Mennonitische Kongreß in Amsterdam durch einen feierlichen Gottesdienst in der Singelkerk seinen Anfang.

Mennonitische Kirche.

Die Singelkirche.

Diese Kirche, in der der Kongreß in den ersten beiden Tagen gehalten wurde, ist zweifellos die größte der Taufgesinnten Europas. Sie wurde von dem Besitzer der in der Nähe gelegenen Bierbrauerei „Das Lamm" gebaut. Darum erhielt sie den Namen „Beim Lamm" oder „Zum Lamm".

Im 17. und 18. Jahrhundert waren in Amsterdam noch mehr Taufgesinnten-Kirchen, die verschiedenen Gruppen unter ihnen gehörten, vorhanden. Seit 1801 wird die Singelkirche von der Vereinigten Taufgesinnten Gemeinde in Amsterdam benutzt.

In dieser Kirche werden jedes Jahr die Versammlungen der „Algemeene Doopsgezinde Societeit" gehalten.

Nach dem gemeinsamen Gesang des Liedes: Großer Gott wir loben dich, hielt Pastor Emeritus Dr. A. Kuiper die den Kongreß einleitende Festpredigt über 1. Kor. 3, 11, die wir im Auszug bringen.

Er sprach seine Freude über die große Gedächtnisfeier aus, die uns vereinigte, und sein Gefühl der Dankbarkeit für das, was uns gegeben wurde und vier Jahrhunderte uns verblieben ist. Dieses Gefühl verbindet sich mit einem starken Schuldbewußtsein mangelnder Pflichterfüllung. Die vier Jahrhunderte, die hinter uns liegen, reden davon, auch unsere jetzige Zeit. Jegliche Erinnerungsfeier darf nicht zur Verherrlichung der Vergangenheit werden, sondern muß durchdrungen sein von dem Gedenken an Gottes Treue, die uns immer wieder getragen hat trotz aller Pflichtverletzung.

So Mennos zu gedenken, das heißt in seinem Geiste handeln. Sein Wort auf dem Sterbebett lautete: „Werde kein Diener von Menschen, wie ich gewesen bin". Er hätte mit dem Wort Wilhelm Careys übereinstimmen können, der bei seinem Scheiden gesagt hat: „Sprich jetzt nicht mehr über Carey, sondern nur noch über Careys Erlöser".

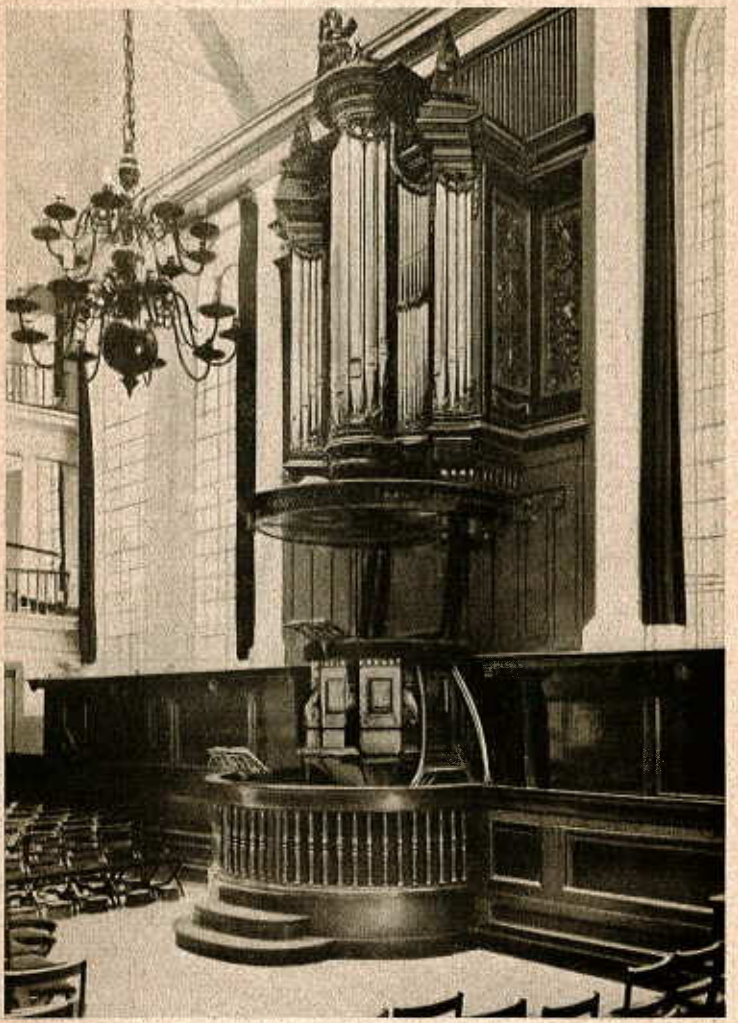
Darum bildet in unserer geweihten Zusammenkunft den Ausgangspunkt unserer Betrachtung das Wort des Apostels Paulus. Mennos Wahlspruch: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus".

Wir richten dabei unseren Blick

I. Auf das Unveränderliche in der Christusgemeinde, wie sie bei aller Verschiedenheit doch eins ist.

II. Auf die große Mannigfaltigkeit, die von Anfang an bis heute, und zwar in zunehmendem Maße, zur Geltung kommt.

III. Auf die Verantwortung, die jedes einzelne Mitglied trägt und die vor allem bei einer Gedächtnisfeier wie der unsrigen stark empfunden werden muß.



Mennonitische Kirche von Amsterdam von innen.

I. Das Unveränderliche ist das Fundament, welches gelegt ist und immer wieder gelegt werden muß. Jede Reformation, jedes Erwachen in der Geschichte der Christenheit ist eine Rückkehr zum Evangelium von Jesus, dem Christus. Das ist das große Wunder der Geschichte von vielen Jahrhunderten. In Christus sind wir einig, einig mit Männern und Frauen von sehr verschiedenen Konfessionen. Wir bekennen eine heilige, allgemeine, christliche Kirche. Paulus, Augustinus, Pascal, Luther und Menno Simons, wie verschieden sind sie in ihrem Wesen und Handeln und doch wieder so eins im tiefsten Grunde ihres Seins und Wirkens! Keine der christlichen Kirchen darf sich einbilden, die einzig wahre zu sein. In diesem Sinne gilt es bei der Erinnerung an die vergangene Zeit über die Unterschiede hinwegzusehen und sich der Einheit in Christo mit so vielen bewußt zu werden und zu bleiben, die Gott gerufen hat und die in der Zeit, in der sie arbeiteten, sich getrennt fühlten.

II. Die große Verschiedenheit: Doch dürfen wir andrerseits die großen Unterschiede nicht verwischen. Gott hat gewollt, daß die Christenheit sich in großer Verschiedenheit entwickeln sollte. Was in Christo gegeben wurde, war zu mächtig, als daß es eine Richtung oder eine Kirchengemeinschaft umfassen konnte. Wo versucht wurde, das Christentum also festzulegen, kam es zur Erstarrung. Jede Gruppe muß dasjenige sehen lassen, was Gott ihr vom Christentum gezeigt hat. Die Mennoniten haben eine eigene Aufgabe in der Christenheit, was Troeltsch die praktisch-wirtschaftliche Richtung genannt hat. Bei dieser Entwicklung haben sie auch auf andere Strömungen geachtet, aber doch an ihrem eigenen Charakter festgehalten. Ein Erinnerungsfest hat vor allem in jener Hinsicht Bedeutung.

III. Dabei wird das Verantwortungsgefühl wach. Wir erinnern uns des Vergangenen, um die Aufgabe für heute besser zu verstehen. In diesem Verantwortungsgefühl muß jedes Gemeindeglied wach werden, vor allem in einer mennonitischen Gemeinde, die die Idee des allgemeinen Priestertums der Gläubigen vertritt.

Ein jeder sehe zu, wie er auf das Fundament baue! Was kann ich tun, damit ich am Evangelium teilhabe?

Mit dem Gesang: „Nun danket alle Gott" endigte der Gottesdienst. Daran schlossen sich unmittelbar die Begrüßungen an. Zuerst entbot Ds. A. H. van Drooge, der Vorsitzende der „Algemeene Doopsgezinde Societeit" dem Kongreß den Willkommgruß:

Liebe Brüder und Schwestern!

Herzlich willkommen an diesem festlichen Tage!

Wir sind Kinder vieler Länder und Völker und doch verbunden durch dieselbe Geschichte und denselben Glauben. Die meisten von uns haben einander nie gesehen und doch kommen wir nicht als ganz Unbekannte zu einander; denn wir sind geistlich gewurzelt in demselben

historischen Boden. Wir wissen, daß da etwas Gemeinsames steckt in der Tiefe unsrer Seelen, das vielleicht schwer zu umschreiben ist und das dennoch sehr real beiträgt zu unserer Lebensführung und -Haltung.

Herzlich willkommen in unserem Lande, Ihr, die Ihr aus Deutschland, Frankreich, der Schweiz und aus Polen kommt oder die unterdrückten russischen Brüder repräsentiert. Nicht minder willkommen Ihr wenigen, die Ihr über den Ozean aus den fernen amerikanischen Städten nach Holland und Witmarsum pilgert!

Herzlich willkommen in diesem Land, wo zwar nicht die Quellen unserer Gemeinschaft liegen, doch wo der lebte, der uns seinen Geist und Namen gab, dessen wir in diesen Tagen gedenken: Mennò Simons!

Willkommen in diesem Lande, von wo aus viele Ihrer Väter ausgewandert sind in die Ferne, ziehend wie Abraham, gehorsam im Glauben. Sie haben mitgenommen ihre niederländischen Namen und ihre niederländische Bibel, ihre Lieder und ihre Werke von Menno Simons. Ihre Kinder haben noch ein Jahrhundert oder mehr sich als Fremdlinge und Beisassen gefühlt in den Hafenstädten und auf den Bauernhöfen Westpreußens und einige von ihnen selbst sind noch immer eingedenk, von woher sie stammen.

Herzlich willkommen auch in dieser Stadt und in diesem Gotteshause dieser Gemeinde!

In Amsterdam hat das mennonitische Leben geblüht in jedem Sinn. Hier ist die Gemeinde schnell groß geworden und hat Tausende umfaßt. Hier haben mennonitischer Fleiß, mennonitische Mäßigkeit und Einfachheit die unternehmenden niederländischen Kaufleute und Industriellen des siebzehnten Jahrhunderts zu Besitz und Reichtum gebracht und — leider — auch die Versuchungen geschaffen, wodurch viele der Kinder und Kindeskinder vom Weg der Väter abgewichen sind. Doch die Ernsthaften unter diesen Enkeln haben Gutes getan mit ihrem Besitz, haben das Predigerseminar gestiftet und Werke der Liebestätigkeit vollbracht, auch zu Gunsten der verfolgten Brüder in anderen Ländern.

Herzlich willkommen an diesem Orte, wo der Geist der Väter schwebt, wo die Bauart des Gotteshauses noch spricht von der Art ihrer Frömmigkeit!

Herzlich willkommen Sie alle! Gott gebe uns Tage der Erhebung, der Andacht und segne uns mit seinem Segen! Der Geist Christi sei in unserer Mitte!

Wir wollen suchen, was verbindet, was stärkt und uns nicht streiten über das, was die Zeit auf verschiedene Weise an uns geändert hat. Laßt das Große uns hoch emporheben, daß die Kleinigkeiten uns nicht voneinander scheiden können.

Wir wollen in diesen Tagen mit Ehrfurcht zurückkehren zu Mennos Ausgang aus dem Papsttum und dem nachgehen, wie unsere Väter von der Zeit s e i n e s Lebens an auswandernd sich geteilt haben und was aus ihnen geworden ist.

Wir wissen es schon im allgemeinen: Unsere Geschichte ist eine Geschichte voll bitterer Not und Trübsal, nicht nur durch Verfolgung, sondern auch durch eigene Kleinheit und Schuld. Doch in dieser Geschichte steht auch geschrieben von soviel Tapferkeit und Mut, soviel Glaubensstärke, Selbstverleugnung und christlicher Liebe, daß wir daran unsere Herzen erheben können. Und das brauchen wir in dieser unserer heutigen Zeit, die die Seele bedroht mit vielen Versuchungen

Es ist eine Zeit von Gewalt, von Greifen nach Macht. Stärke und Ehre gelten wieder als die höchsten Güter auf Erden wie in den Tagen, da das Christentum seine neuen Werte dem römischen Heidentum predigte und kaum gehört wurde. Was die Seele der Masse erfüllt, kann uns Christen zu Kleinmut stimmen.

Es ist gut zusammen zu kommen und einander zu sagen, daß wir dennoch nicht verzweifeln an dem endlichen Sieg Christi und seiner Wahrheit.

So sind wir denn beisammen und wollen die wenigen Tage ausnützen um einander zu verstehen und einander im Wachstum des Glaubens zu fördern.

Der Gott der Liebe und des Friedens sei mit uns allen!

Hiermit erkläre ich diesen Kongreß für eröffnet.

Es folgte nun die Verlesung der eingegangenen brieflichen und telegraphischen Grüße, die wir hier wiedergeben:

Heidelberg, den 29. 6. 36.

Den mennonitischen Freunden aller Länder sendet von Herzen Gruß und Segenswunsch.

Professor Walther Köhler.

Danzig, den 29. 6. 36

Der dritten Mennonitischen Weltkonferenz sendet herzlichste Grüße und Segenswünsche für erfolgreichen Verlauf eingedenk der Danziger Tagung 1930.

Vorstand der Danziger Mennonitengemeinde
I. A. Foth.

Koedoes, 30. Juni 1936.

Mejuffrouw Dr. A. Snethlage Roelof Hartplein 4 Amsterdam, onze heilbede met wereldconferentie (Segenswunsch der Weltkonferenz).

Zendingsarbeiter (Missionsarbeiter).

„Und da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren und sie wurden alle des heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit" (Apg. 4, 31).

Mit diesem Wort grüßt die Gemeinde Rosenort (Freistaat Danzig) alle in Amsterdam versammelten Brüder. Unser Herr Jesus Christus wolle durch seine Gegenwart und Nähe Euer Beisammensein heiligen und segnen! Seine Gnade sei mit Euch allen!

Ernst Regehr
Ältester der Mennonitengemeinde Rosenort.

Die Bergthaler Mennonitengemeinde von Süd Manitoba, Canada, beauftragt hiermit Bruder Heinrich Mann von Altona, Manitoba, als Glied der Gemeinde der dort tagenden Konferenz ihre herzlichsten

Glückwünsche zu übermitteln, geknüpft an Judas 2, wo es heißt: „Gott gebe euch viel Barmherzigkeit und Frieden und Liebe."

Wir wünschen Euch Gottes reichen Segen und Beistand in Euren Beratungen und hoffen, daß Euer Beisammensein uns fester allesamt im Herrn verbinden möchte."

Im Namen der Bergthaler Gemeinde und des Lehrdienstes
David Schulz, Ältester der Gemeinde.

Von der Gemeinde Pratum, Oregon, 18.—21. Juni 1936.

Wir, die Mennoniten des Pacific Distrikts der Allgemeinen Konferenz von Nordamerika mit dem Sitz in Pratum, Oregon, die wir zugleich unser 40. Jahresfest feiern, senden Grüße und die besten Wünsche. Möge Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der verheißen hat uns niemals zu verlassen noch zu versäumen, reichlich und überfließend Euer gutes Werk segnen zu seines Namens Ehre und Preis. Eph. 1. 2—6.

(gez.) D. D. Eitzen, Vorsitzender.
M. Galle, Sekretär.

Von der Gemeinde Lemberg (Kleinpolen), den 23. Juli 1936.

In Christo geliebte Brüder!

Für die gütige Einladung zur persönlichen Teilnahme an dem Allgemeinen Mennonitischen Kongreß sagen wir Euch von Herzen Dank. Zu unserem großen Bedauern ist es uns infolge der großen Entfernung nicht möglich, einen Vertreter unserer Gemeinde zu entsenden, weshalb wir uns auf einen schriftlichen Segenswunsch beschränken müssen.

Möge Gott, der unsere Gemeinschaft trotz der Zerstreuung und manch schwerer Zeiten 400 Jahre treu bewahrt hat, sie auch weiter erhalten und in ihr den heldischen Glaubensgeist der Väter neu aufleben lassen. Mag auch diese Versammlung in ihrem Gedenken an unseren großen Führer Menno Simons dazu beitragen, daß sein Erbe als lebendige Verpflichtung für die Gegenwart wirksam bleibe und gebraucht werde zum Aufbau des wahren Reiches Gottes auf dieser Welt.

In Verbundenheit biblischer Überzeugung und mit brüderlichem Gruß i. N. u. A. der Lemberger Mennonitengemeinde

gez. Pastor Arnold Bachmann.

Von der Missionskonferenz der Allgemeinen Konferenz von Nordamerika aus Janjgir, C. P. Indien:

Als einer Gruppe von Missionaren, die unter der Leitung der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nordamerika arbeiten, geziemt es uns wohl, an die große Versammlung von Vertretern der mennonitischen Gemeinschaft zu denken, die sich zusammenfindet zu einem so wichtigen Zwecke, um, wie wir hoffen, alle Herzen und Sinne, die noch widerstreben, zu gewinnen für die untrennbare Gemeinschaft in Christus. Daß alle unsere Gebete und Lieder dazu an-

getan sein sollen, daß Gottes heilsame Segnungen, die über die verschiedenen Beratungen ausgegossen werden, gesehen werden mögen, muß als selbstverständlich betrachtet werden.

Hiermit benützen wir diesen feierlichen Anlaß, um unsere herzlichsten Grüße auszusprechen auf Grund von Ps. 133. Möge diese Konferenz eine recht wichtige Bedeutung haben für die Einigung, um die unbeschreibliche Sendung auszuführen, die auf die Schultern der mennonitischen Gemeinschaft gelegt ist, besonders in diesen Tagen der politischen und sozialen Unruhe auf der ganzen Welt. Dann auch mögen Mittel und Wege gefunden werden, um unseren Brüdern zu helfen, die unter dem Sowjet-Regime leiden. Möge ferner diese Konferenz dazu beitragen, daß die Königsherrschaft Gottes ausgebreitet werde unter den Massen, die noch in tiefer Finsternis tappen. Zuletzt soll sie die Gemeinde vorbereiten zu größerer Aktivität, wobei alle nützlichen Anstrengungen dazu helfen sollen, das geistliche Leben zu vertiefen und uns bereit zu machen für Seinen zweiten Advent.

Die Mission der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten begann ihr Werk in den Central Provinzen von Indien im Jahre 1900. Sie verfügt jetzt über sechs Hauptstationen mit 18 Missionaren auf dem Missionsfeld, neun sind auf Urlaub in Amerika und zwei sind bereit in allernächster Zeit den Stamm der Missionare zu ergänzen.

Das Lepra-Heim wurde mit zwei Patienten im Jahre 1901 eröffnet und ist inzwischen auf mehr als 600 Insassen gewachsen, von denen mehr als 300 Christen sind. Der Raum fehlt, um noch mehr aufzunehmen. Die ganze Anlage gewährt eine reizende Aussicht auf das Ostufer des Hosdeo Flusses, der nach Süden fließt.

Die Mission hat außerdem eine Anzahl von Elementarschulen, zwei Mittelschulen, eine für Knaben und eine für Mädchen, die die Jugend vorbereiten sollen für verschiedene Berufe. Gemeinsame Erziehung kommt in Indien auf dieser Altersstufe kaum in Frage.

Um die Reihen der Evangelisten auszufüllen, gibt es eine Bibelschule für beide Geschlechter, die sieben Monate jedes Jahr in Tätigkeit ist.

Es wurden auch zwei wohl ausgestattete Krankenhäuser gegründet mit drei europäischen Ärzten, zwei europäischen Krankenschwestern und einem Heer von indischen Helfern, um der leidenden Bevölkerung zu dienen, die im allgemeinen sehr zahlreich ist und sehr heruntergekommen. Außer diesen Krankenhäusern sollen mehrere Apotheken in unbedeutenderen Fällen helfen.

Die Christengemeinde ist gewachsen auf über 1200 Gemeindeglieder, mit Kindern und Jugendlichen sind es über 2500. Letztes Jahr konnten 126 getauft werden. In den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres traten über 70 Seelen zum christlichen Glauben über, während gut ebensoviel den vorbereitenden Unterricht zu diesem Schritt empfangen haben.

Diese Grüße und Bemerkungen senden wir Euch mit christlicher Liebe zu allen Heiligen, die versammelt sind und die sie vertreten.

Mit herzlichem Gruß gez. P. W. Penner,
Sekretär und Rechner.

Darnach wurde das Wort Herrn Dr. J. van Boetzelaer von Dubbeldam erteilt, der den Kongreß im Auftrage

des Oekumenischen Rates der christlichen Kirchen der Niederlande grüßte und seine besten Wünsche für die Tagung aussprach.

Es wurde jetzt das Kongreßbüro gebildet und zu Mitgliedern desselben ernannt:

D. theol. Chr. Neff, Ehrenvorsitzender,
Prof. Lic. B. H. Unruh, Ehrenmitglied,
Ds. A. H. van Drooge, Vorsitzender,
Lic. th. E. Händiges,
P. R. Schroeder, } Untervorsitzende,
C. F. Klassen,
Ds. A. A. Sepp, Sekretär,
Ds. F. Kuiper, Leiter des technischen Dienstes.

Nun ergriff Prof. Unruh das Wort, dankte im Namen aller Teilnehmer für die herzliche Begrüßung von Ds. van Drooge und sprach seine große Freude aus, daß es ihm vergönnt sei nach schwerer Erkrankung an dem Kongreß teilzunehmen. Basel 1925 war ein suchender Anfang. Danzig 1930 war mehr, ein tatsächlicher Zusammenschluß im Hilfswerk an den russischen Brüdern. Amsterdam wird, das hoffen wir, in seiner Bedeutung eine Steigerung erfahren. Die Grundlage unseres Zusammenseins ist das Christus-Ereignis, das sich in uns allen ausformen soll. „Wenn Mennoniten zusammenkommen, sind sie im ersten Augenblick miteinander bekannt und in einer Viertel-Stunde miteinander verwandt". Auch er sprach seine besten Wünsche für die Tagung aus.

Mit dem Gesang von drei Strophen des Liedes „Ach bleib mit Deiner Gnade" schloß der Begrüßungsabend.

Erster Verhandlungstag.

Am folgenden Tage, Dienstag, den 30. Juni, versammelte man sich um ½10 Uhr wieder in der Singelkerk. Nach dem gemeinsamen Gesang aus dem Liede „Kommt, ach kommt, ihr Gnadenkinder" hielt Lic. theol. E. Händiges die Morgenandacht.

„Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns" (2. Kor. 4, 5—7).

Liebe Konferenzgemeinde!

Wenn wir uns in diesen Tagen — wie im Jahre 1925 in Basel und Zürich und 1930 in Danzig — hier in den Niederlanden zu einer Mennonitischen Weltkonferenz versammeln dürfen, so erfüllt das unser Herz mit großer Dankbarkeit und Freude. Sind doch die Niederlande das Stammland für so viele unserer Gemeinden geworden, die heute über die Länder der Erde verbreitet sind. Viel Segen ist von Holland aus immer wieder unserer Bruderschaft zuteil geworden: Förderung und geistige Anregung, viel Hilfe in mancherlei Notzeiten und Notständen bis zur Gegenwart. Auch haben uns die Niederlande den Mann geschenkt, dessen 400-jährigen Gedenktag wir in diesem Jahre feiern, Menno Simons, nach dem wir uns Mennoniten nennen.

Wir danken unseren holländischen Glaubensgenossen für die brüderliche Aufnahme und Gastfreundschaft, die sie uns in so überaus herzlicher Weise gewähren, und unsere Bitte zu Gott ist es, daß er unser Zusammensein reichlich segnen möge! Dieses unser Verlangen wird Erhörung finden, wenn wir uns — getreu dem Wahlspruch Menno Simons — in Einmütigkeit des Glaubens auf den einen Grund stellen, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Er, der Herr der Gemeinde, soll darum auch auf dieser Tagung im Mittelpunkt von allem stehen, sein Geist möge uns erfüllen und leiten, auf daß „in Wort und Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen!"

Dazu wolle uns auch das verlesene Schriftwort anleiten, das zu uns spricht von dem hohen Gut des Evangeliums, das uns anvertraut ist nach seinem erhabenen Inhalt auf Grund göttlicher Gnadenwirkung zur Erweisung der überschwenglichen Kraft Gottes.

1. Das hohe Gut des Evangeliums ist uns anvertraut nach seinem erhabenen Inhalt, welcher ist Jesus Christus. Darum ruft Paulus aus: „Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen."

„Nicht uns, Herr, nicht uns, deinem Namen gib Ehre!" Das ist das Verlangen des Apostels. Das soll auch unser Begehren sein! Mögen die Boten Gottes uns gleich jenen Jüngern auf Tabors Höhen erscheinen — in der Stunde der Verklärung selbst müssen sie zurücktreten, auf daß sich auch bei uns erfülle: „Und sie sahen niemand, denn Jesum allein!" Darum verzichtete Paulus auf jeden Prunk der Rede, weil er wußte, daß es Gott gefällt, durch „törichte Predigt" selig zu machen die, so daran glauben. Darum predigte er den gekreuzig-

ten Christus, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung. Den ganzen Christus verkündigte er und in ihm das ganze Heil!

Das war auch das Anliegen unseres Menno Simons, sagt er doch in seiner Schrift „Unser Grund und Glaube von Christo Jesu, dem Sohne Gottes": „Unser Grund und Glaube ist, und zwar nach Anweisung der ganzen Schrift in der Kraft und Wahrheit, daß der ganze Christus Jesus, sichtbar und unsichtbar, von innen und außen, sterblich und unsterblich, der erst- und eingeborene, einige Sohn Gottes ist, . . . der den bitteren Tod unschuldig für uns Schuldige erlitten und uns mit seinem eigenen Blut erkauft, geheiligt und gereinigt und uns mit Gott, seinem Vater, versöhnt, ja zu Königen und Priestern gemacht hat, der von den Banden des Todes erledigt, auferstanden und wieder zu seinem Vater aufgefahren ist . . . und unser einiger und ewiger Hohepriester, Mittler, Fürsprecher und Versöhner bei Gott seinem Vater, geworden ist, und den wir um seiner unbegreiflich großen Liebe willen nicht weniger in unserer Schwachheit preisen und ihm danken, und nicht weniger seinen hohen Namen anbeten, fürchten, ehren und ihm dienen sollen, als wir dem Vater selbst tun."

Auf diesem Fundament standen die Väter unseres Glaubens. Das bezeugen auch die bedeutsamen mennonitischen Bekenntnisschriften, die gerade die niederländischen Gemeinden uns in so reicher Fülle geschenkt haben. Mit diesem hohen Gut des Evangeliums wollen auch wir unserer Zeit, unserm Geschlecht und unseren Gemeinden dienen als „Knechte um Jesu willen", die da sprechen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, deinem Namen gib Ehre!"

2. Dieses hohe Gut des Evangeliums ist uns anvertraut auf Grund göttlicher Gnadenwirkung, die Paulus mit nichts Geringerem vergleicht als mit jenem ersten Schöpfungswerk: „Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi." Dort vor den Toren von Damaskus erlebte Paulus seine Schicksalsstunde, in der der „alte Mensch" zerbrach und ein „neuer Mensch" erstand, der von sich sagen durfte: „Hinfort lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." Dieses Erlebnis machte ihn zum „auserwählten Rüstzeug" seines Herrn.

Auf diesem Grund göttlicher Gnadenwirkung beruht noch heute alle Vollmacht zum Amt eines Botschafters an Christi Statt. Wir können das nicht selber schaffen; aber wir dürfen darum bitten, daß Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, auch in unsere Herzen einen hellen Schein gebe, jenen Morgenglanz der Ewigkeit, jenes Licht vom unerschöpften Lichte, das durch seine Macht alle Nacht vertreibt und zur Erleuchtung von der Erkenntnis Gottes führt in dem Lichtglanz dessen, der von sich sagen durfte: „Wer mich sieht, sieht den Vater!"

3. So erhaben aber auch das uns anvertraute Gut ist, es gilt hier das Wort: „Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns."

In irdenen Gefäßen brennt das Öl des Glaubens und sein Licht leuchtet nur, indem es sich selbst verzehrt. Davon zeugt die irdische Niedrigkeit unseres Heilandes Jesu Christi, an dem sich das Wort erfüllte: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne; . . . er war so ver-

achtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg." Und doch, welch einen Schatz barg diese niedere Hülle, welch ein Licht dieses irdene Gefäß!" Staunend bekannten es die Jünger: „Wir sahen seine Herrlichkeit!"

Davon zeugt das Leben des großen Apostels Paulus. Er trug den „Pfahl im Fleisch" und doch konnte er ausrufen: „Wir werden nicht müde; sondern, ob unser äußerlicher Mensch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert. . . ."

Davon zeugt das Leben aller Gotteskinder, das Leben jener Helden, von denen Hebräer 11 sagt, „deren die Welt nicht wert war!" Auch das Leben unseres Menno Simons' ist ein Zeugnis davon, daß gerade in der Schwachheit die überschwengliche Kraft Gottes zur Vollendung kommt. Darin liegt das Geheimnis der Überwinderkraft unserer Märtyrer bis herauf in die schwere Leidenszeit unserer Glaubensgenossen in der Sowjetunion; durch Trübsal und Verfolgung, durch Hunger, Fährlichkeit und Schwert tragen sie „solchen Schatz in irdenen Gefäßen" und erfahren es mit dem Apostel: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark!"

Möchten auch wir solche Schatzträger sein und das uns anvertraute Gut wohl bewahren und nutzen zu Gottes Ehre und zum Heil unserer Brüder und keinen höheren Ruhm suchen als den, daß auch von uns gelte das Wort: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben!" Ist dieses unser Leben jetzt auch noch „verborgen mit Christo in Gott", so wird es doch nicht immer verborgen bleiben. Wie aus der Knospe die liebliche Rose hervorbricht, uns durch ihre Farbe und ihren Duft zu erfreuen, wie aus der häßlichen Puppe sich der schöne Schmetterling entfaltet, der froh im Sonnenschein sich wiegt, so wird der verborgene Schatz im irdenen Gefäß, so wird der helle Schein, den Gott in unsre Herzen gelegt hat, offenbar werden zur Ehre unseres Herrn, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns! Amen.

Die Andacht schloß mit dem gemeinsamen Gesang „Ich weiß, woran ich glaube".

Nun folgten die **Vorträge.**

Ds. N. van der Zijpp, Joure, sprach über „Die Bedeutung von Menno Simons Wirksamkeit für unsere Bruderschaft".

Indem wir hier aus verschiedenen Ländern der Welt zusammengekommen sind, um dankbar Mennos „Austritt aus dem Papsttum" zu gedenken, ist auch die Frage nach seinem Einfluß auf unsere Bruderschaft am Platz.

Zuerst fragen wir uns: Erkennen wir das Band mit unserer Vergangenheit noch an? Wissen wir uns noch als eine Bruderschaft von Menno Simons?

Es kann den Anschein haben, daß diese Frage verneinend beantwortet werden muß. Viel aus dem inneren und äußeren Leben Mennos ist uns heute fremd; viele seiner Auffassungen und Prinzipien — ich erinnere nur an seine Anschauung von dem Bann — sind nicht mehr die unsrigen und in vielen Fragen des Lebens ist unsere Haltung eine andere, als es die seinige war. Wir sind sicher weit von ihm entfernt! Auch schon deswegen, weil wir ihn nicht kennen. Sein

Leben und seine religiösen Anschauungen sind bei den heutigen Taufgesinnten nicht allgemein bekannt. Das nicht nur, weil dafür kein Interesse vorhanden ist, sondern auch weil es durchaus schwierig ist darüber unterrichtet zu werden. Die letzte Ausgabe der Werke Mennos in niederländischer Sprache erschien 1681. Auch über Menno selbst wird wenig geschrieben.

Doch es gibt noch einen anderen Grund als den, daß man mit Menno zu wenig bekannt ist, warum sein Einfluß z. B. geringer ist als der Calvins auf die Seinigen. Das ist das erfreuliche Bewußtsein, daß wir noch immer nicht an erster Stelle Mennos Nachfolger sein wollen, sondern Jünger Christi. Darum gaben schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Waterländer dem Namen „Taufgefinnte" dem der „Mennoniten" den Vorzug. Wir müssen auch dessen eingedenk sein, daß Menno selbst vor einer Verehrung seiner Person warnte. Als er das Wort vernahm: „Ach, ach das Volk steht und sieht zuviel auf Menno!", seufzte er: „Wenn die Einfältigen sich so auf mich berufen und sehen, möchte ich wünschen, daß der Herr mich einmal straucheln ließe, aber seine Gnade nicht ganz von mir wende, damit sie lernen, nicht auf mich noch auf anderes Fleisch, sondern nur allein auf den lebendigen Eckstein, Jesus Christus, ihren Grund, ihre Hoffnung und den Trost zu setzen?"

Diese Worte Mennos zeigen uns den Weg beim Gedenken seiner Person und der Tat seines „Austritts". Sehen wir mit Augen der Dankbarkeit zurück, dann sehen wir langsam die Gestalt des ringenden und treuen Menschen, der Menno war, dem wunderbaren Licht der Gnade Gottes Platz machen. Letzten Endes kommen wir hier nicht zusammen, um Menno Simons zu danken, sondern um durch ihn Gott unseren Dank darzubringen, aus Dem, durch Den und zu Dem alle Dinge geschaffen sind.

Die Bedeutung der Person und Wirksamkeit (denn beides kann nicht voneinander getrennt werden) Menno Simons für unsere Bruderschaft wird durch vier Faktoren begrenzt.

1. Menno Simons ist nicht der Begründer unserer Bruderschaft, denn er trat ihr bei, als diese schon einige Jahre bestand. Im Entstehungsland der Bruderschaft, in der Schweiz, hatte das neue Leben schon reiche Früchte getragen; in Mähren war die Bewegung einer unaufhaltbaren Flut zu vergleichen; in Süd- und Mitteldeutschland entstand aus einer Fülle von Losungen und Ideen ein biblisches Christentum, das sich um das Zeichen der Taufe auf den Glauben gruppierte. An manchen Orten gab es viele der „Bundgenossen". Auch in den Niederlanden, wo die Abkehr von der katholischen Sakramentsauffassung den Boden für evangelischen Glauben vorbereitet hatte, keimte die Saat der neuen Bewegung verheißungsvoll auf. Durch die münsterische Entwicklung wurden viele schwach im Glauben, wankend und schließlich mitgeschleppt. In der Verwirrung unterscheidend, oft auch keinen Unterschied machend zwischen revolutionären und friedsamen Täufern, setzte auch in diesen Gegenden eine heftige Verfolgung ein. Damals, und gerade damals, verließ Menno das sichere Pfarrhaus und begab sich unter das drückende Kreuz, um mit der Gemeinde des Herrn zu leiden, mit ihr zu beten, von Ort zu Ort und Land zu ziehen und sie zu leiten. Das tat er nicht als ihr Führer und Herrscher, sondern als einer aus ihrer Mitte, der dient. Auch

als sein Einfluß größer wurde, blieb er nach seiner Selbsteinschätzung und nach dem Empfinden der Gemeinde ihr Diener, der zu ihr und für sie sprach.

2. Mennos Einfluß wird ferner dadurch begrenzt, daß er nicht wie die anderen Reformatoren der Gemeinde eine geschlossene Dogmatik hinterlassen hat. Sein Ideal war, die Gemeinde der ersten Christen und in seinen Schriften, vor allen Dingen in den ältesten, bemüht er sich, auf dem bestehenden Fundament den Glauben der Seinigen zu stärken. Seine Schriften sind darum hauptsächlich erbaulichen Charakters. Darum ist Menno auch mehr Seelenhirte als Dogmatiker, was der Grund ist, daß seine Worte mehr eine stärkende Kraft für den Einzelnen waren, als daß sie der ganzen Bewegung den Stempel aufgedrückt haben.

3. Dazu kommt noch, daß er es mit Menschen zu tun hatte, die durch ihre (friesische) Volksart, wie auch durch ihre Bibelauffassung stark individualistisch waren, wodurch eine Unterwerfung unter eine bindende Autorität unmöglich wurde.

4. Schließlich waren in Mennos Charakter bestimmte Züge, die es verhinderten, daß er der allgemein anerkannte Führer, das „Haupt der Gemeinde" wurde. Ich nenne z. B. seinen Mangel an energischem Durchgreifen, wodurch er oft zu lange zögerte. Das trug auch dazu bei, daß sein Einfluß bei seinen Anhängern begrenzt blieb.

Das alles berechtigt aber nicht zu der Schlußfolgerung, daß Mennos Einfluß auf unsere Bruderschaft unbedeutend oder gering war. Im Gegenteil, Mennos Wirksamkeit hat die größte Bedeutung gehabt. An erster Stelle diese, daß er den Bestand der Bruderschaft zu seiner Zeit sicherte. Man denke nur daran, in welchem Augenblick sich Menno den Bundgenossen anschloß. Münster war gefallen und das Gewaltreich Jan v. Leidens zerstört, während sein Anhang noch groß war und eine Gefahr bildete. Die große Verfolgung brachte auch eine große Spannung mit sich, wobei sich viele fragten, ob Gott sie nicht zur gewaltsamen Aufrichtung seines Reiches aufrief. Viele quälten sich mit diesen verwirrenden Zweifeln. Da ließ Menno von sich hören und der Ton seiner Posaune war nicht unsicher. Die Gewalt wurde zurückgewiesen. „Unsere Burg ist Christus, unsere Gegenwehr Geduld und unser Schwert ist Gottes Wort", sagt Menno. Damit gab er den schwankenden und zögernden Bundgenossen einen festen Grund unter die Füße. So hat er die Scheidung zwischen revolutionären und friedlichen Täufern endgültig vollzogen. Wäre Menno nicht so herzhaft und mutig als Paladin der Richtung aufgetreten, die das Reich Gottes rein geistig auffaßte, dann wäre das Täufertum in den Niederlanden und Norddeutschland wahrscheinlich als revolutionäre Bewegung untergegangen.

So dürfen wir mit Dankbarkeit feststellen, daß Menno Simons die Bruderschaft gerettet und bewahrt hat.

Das hat er auch getan, als 1540 Obbe Philips abfiel. Enttäuscht und müde zog dieser sich zurück; alles wurde unsicher. Da wagte es Menno, den leeren Platz einzunehmen. Bereitwillig und freudig nahm er die schwere Last der Verantwortung und die Gefahr der stets drohender werdenden Verfolgung auf seine schwachen Schultern, da ihn die Liebe Christi drang, als er die vielen Schafe ohne Hirten sah. Dennoch ist Menno nicht so ein Laie auf diesem Gebiet, wie

es zuweilen dargestellt wird. Siehe hierüber Dr. C. Krahn, Menno Simons, Karlsruhe 1936.

Noch einmal bewahrte Menno Simons die Bruderschaft in großer Gefahr. Das war im Kampf gegen David Joris und seine Anhänger. Wieder stand das geistliche Wohlsein der Bruderschaft auf dem Spiel. David Joris, ein sehr einflußreicher Führer, hielt den schroffen Gegensatz zur Welt, wodurch viel Blut vergossen und manches Leben unter Marterungen endete, für unnötig, da damit nichts erreicht werde. Nach ihm war es besser, bis zum Jüngsten Gericht „mit der Welt zu heucheln". Das Äußere ist ja doch nur Schein, während es auf das Innere ankommt. Man kann z. B. ruhig zur katholischen Kirche gehen, wenn die Seelenbraut sich nur bis zur Ankunft des Bräutigams rein hält. Viele sympathisierten mit dieser schönen Theorie, bei deren Verwirklichung sich D. Joris als Meister erwies. Die Zahl der geheimen Anhänger von D. Joris wurde sehr groß. Menno, der durch die saubere Intuition seines Herzens empfand, daß dieser Pfad der geheuchelten Frömmigkeit in die Tiefen des Sumpfes der Sünde führen müßte, stellte dieser unwürdigen Haltung die Forderung des Herrn von der Selbstverleugnung und dem Kreuztragen gegenüber, wobei er auch auf diesem schwierigen Pfad den Seinen voranging. Auch hier darf man dankbar von einer Rettung der Bruderschaft sprechen. Was wäre geworden, wenn sich die Auffassung des D. Joris durchgesetzt hätte?

Diesen beiden Gefahren gegenüber, die die Bruderschaft durch das revolutionäre und schwärmerische Täufertum von innen bedrohten, hat Menno die Möglichkeit des Bestehens der Bruderschaft gesichert. Wie er am Anfang der katholischen Kirche und später dem Calvinismus gegenüber seinen Stützpunkt und seine Kraft in dem ausgesprochenen Wort Gottes, in dem „ausdrücklichen Befehl Christi", fand, so auch hier. Menno ruft aus: „Ich bin kein Henoch und kein Elia, kein Seher oder Prophet, der anders lehren und prophezeien kann als aus dem ausdrücklich und buchstäblich geschriebenen Wort Gottes, das im Geist richtig verstanden wird. Jeder, der anders lehrt, wird bald von der rechten Bahn abweichen. Ich habe auch keine Gesichte oder Eingebungen durch Engel, was ich auch nicht verlange, damit ich durch solche Phantasien und Teufelskünste nicht betrogen werde." — Im ausgesprochenen Wort Gottes besitzt Menno alles, was die Seele für Zeit und Ewigkeit nötig hat. Dieses Prinzip ist der feste Punkt in seinem Leben. Damit wendet er sich gegen die Gelehrten, die er ablehnt; nicht ihrer Gelehrsamkeit wegen, sondern weil sie auf diese mehr vertrauen als auf Gott. So auch gegen die Mächtigen oder Obrigkeiten, die er zum Üben der Gerechtigkeit aufruft, wie auch zur Bekehrung, da auch sie unter dem Urteil Gottes stehen. „Bekennt doch, o, ihr Tyrannen und Männer des Bluts, daß nicht der Kaiser das Haupt Christi, sondern Christus das Haupt des Kaisers ist, daß nicht der Kaiser über Christus, sondern Christus über den Kaiser herrschen wird."

Das Prinzip, Gottes Wort restlos anzuerkennen, ließ ihn Leid, Enttäuschung und Einsamkeit mutig tragen, wie es ihm auch die Kraft gab, das Unrecht und das unbußfertige Leben zu tadeln und zu strafen.

Die Schrift allein — dies reformatorische Prinzip, konsequenter durchgeführt als bei Luther — entkräftete für ihn alle menschliche Autorität, die über die Seele herrschen will. Darum kann es auch

kein Bekenntnis als bindende Autorität, das der Schrift übergeordnet oder ihr gleich wäre, geben. Das durch die Reformatoren in Lehrfragen anerkannte sog. Apostolische Glaubensbekenntnis kennt und gebraucht auch Menno, aber nur als eine Umschreibung des Glaubens und nicht als verpflichtende Autorität. Darin hat Menno einen segensreichen Einfluß auf unsere Bruderschaft gehabt.

Auffallend ist, daß Menno nachdrücklich von dem „platt ausgedrückten Befehl Christi" spricht. Damit hängt auch eine sichere Scheidung zwischen dem Alten und Neuen Testament zusammen; die Aussagen des Neuen Testaments sind denen des Alten Testaments übergeordnet. Dieser Unterschied in der Einschätzung kommt z. B. in der Stellung des Christen zur Gewaltanwendung zum Ausdruck: „ . . . das Helfen mit dem Schwert ist allen rechtgläubigen Christen durch Christus verboten, denn es heißt jetzt im Neuen Testament, daß man geduldig leiden und nicht mit Schwertern und Büchsen fechten und streiten solle." Das Alte Testament war für die Juden verpflichtend, für uns ist es durch das Neue Testament überholt. Es hat noch seinen Wert, aber dieser ist vom Neuen Testament abhängig.

Es ist verständlich, daß von calvinistischen Gegnern darauf der Vorwurf des Mangels an Rechtgläubigkeit erfolgen mußte und daß Mennos Anschauung von der Schrift die Nachkommen seiner Anhänger auf neue Wege führte.

Wenn man nach der Bedeutung Mennos in Glaubensfragen und in seiner Tätigkeit fragt, kann nicht gesagt werden, daß er mit prophetischem Bewußtsein bedeutende Richtlinien für die eigene Zeit und die Zukunft gezogen habe. Dafür orientierte er sich zuviel an der Vergangenheit. Hierbei muß sein großes Verdienst darin gesucht werden, daß er von sich und seinen Anhängern einen unbedingten Gehorsam dem Worte Gottes gegenüber verlangte, wobei auf eine konsequente Anwendung der evangelischen Forderungen im aktiven Leben der Tat der Nachdruck gelegt wurde.

Durch seine Auffassung des Evangeliums als „Nova lex" (neues Gesetz) entgeht Menno nicht ganz der Gefahr, daß das fromme Leben in der Beachtung der Gebote und Verbote seine Erfüllung finde. Ängstlich beugt sich Menno vor dem Buchstaben der Schrift, wodurch die Gefahr nicht vermieden wird, daß das Zentrum des Christentums, die Gnade Gottes, durch die das Evangelium gerade zum Evangelium, zur f r o h e n Botschaft wird, erst an zweiter Stelle kommt. Hin und wieder, vor allen Dingen in den späteren Schriften, wird das typisch Religiöse zu Gunsten der Moral eingeschränkt.

Das Gesagte fällt besonders auf, wenn wir Mennos Äußerungen über den Glauben neben die von Luther stellen. Für Luther war der Glaube an erster Stelle eine Begegnung Gottes mit dem Menschen von Gott her, die Berührung und Durchdringung mit dem Heiligen Geist, wodurch der Mensch durch Gott die Rechtfertigung erlangt. Es ist das Anliegen Luthers zu zeigen, daß dies ohne des Menschen Dazutun geschieht. Wenn Luther vom Glauben spricht, dann sieht er eine Linie vom Himmel zur Erde, während Menno die Verbindung von unten nach oben sieht. Man darf aber nicht sagen, daß Menno die Linie vom Himmel zur Erde nicht sieht. Im Gegenteil! Auch Menno geht aus von der Gnade Gottes. Der Unterton seiner ganzen Predigt ist die große Not der Sünde und der Reichtum der Erlösung in Christus: das ist das gelegte Fundament. Rührend spricht Menno von der großen Liebe Gottes, die uns entgegenkommt. Daß Mennos

Begriff der Gnade keine Nebensache in seinen theologischen Anschauungen ist, geht unter anderem daraus hervor, daß er eine besondere Lehre von der Menschwerdung Christi hat, worin die Gottheit Christi ganz besonders stark betont wird, was offensichtlich mit der Absicht zusammenhängt, die gnädige Erlösung Gottes nachdrücklich zu unterstreichen. Übrigens bleiben diese und andere theologische Gedanken in den Schriften Mennos im Hintergrund, denn die Erkenntnis in diesen Problemen ist für die Gemeinde nicht heilsnotwendig. Darum beschäftigt Menno sich nicht so sehr mit dem Wunder des Heiligen Geistes, sondern mehr mit den Früchten des Geistes. Es geht nicht um das Grübeln, warum und wie Jesus Christus uns als Erlöser das Gottesgeschenk der Seligkeit bringt, sondern darum, ob wir bereit sind, es zu akzeptieren und den Weg des Gehorsams zu gehen. Gott schenkt das Heil, Er ist es, der uns erneuert, aber wir müssen der Bekehrung würdige Früchte tragen. Unsere Aktivität hat also entschieden Teil am Heilsprozeß. Darin unterscheidet sich Menno stark von Luther, aber auch von der katholischen Kirche. Wir können das Heil uns nie verdienen. Die Bibel, die er anfänglich nicht wagte aufzuschlagen, damit er nicht verführt würde, gab ihm schließlich die feste Überzeugung, daß weder Kirche noch Priester, Sakrament noch Opfer Gott bestimmen, beeinflussen oder zwingen könnten, uns die Seligkeit zu schenken. Es gibt keine Seligkeit außer aus dem Glauben an Jesus Christus allein. Gott hat die Erlösung vollbracht und der Mensch darf sich in der Sonne seiner Gnade wärmen. Dort darf er an seiner Seele arbeiten und am Reich Gottes bauen. Sicher ist die Sünde auch im eigenen Herzen groß und schwer, es lastet der Zorn Gottes auf dem Gottlosen, aber — und darin liegt der Ton bei Menno anders als bei Calvin — die Sünde ist in ihrem Wesen gebrochen: „Habt guten Mut, ich h a b e die Welt überwunden". Noch ist es dunkel, aber es wird ewig licht sein. Während Calvin vor allen Dingen mit der Finsternis ringt und tief gebeugt unter der Sünde und dem Zorn Gottes geht, sieht Menno das freudige Licht der Erlösung Gottes. Der Untergrund seiner Frömmigkeit ist Dankbarkeit, daß Gott erlöst hat, besonders aber, daß Gott i h n erlöst hat. Darum ist er frohen Muts und kann es auch im Tal des Schattens der furchtbaren Leiden bleiben. Das herrlichste Geheimnis derer, über die unsere Märtyrerbücher berichten, ist auch sein Geheimnis, wenn er auch nicht wie sie den Becher bis auf den Grund zu leeren brauchte. Auch er weiß von der Erlösung Gottes, die wie ein Leben im Licht ist, auch wenn es durch die tiefste Nacht geht.

Dieser Frohsinn des Glaubens ist keine Oberflächlichkeit oder ein Vorbeisehen an der Wirklichkeit. So auch nicht eine Unwissenheit über die Welt um ihn herum — wie weiß er diese in ihrer Habsucht und Kleinlichkeit zu charakterisieren —; der Frohsinn ist auch kein Sitzen und Abwarten, denn nichts liegt von Menno ferner als eine Passivität. Man beachte nur, wie in seinem Wehrlosigkeitsprinzip, das scheinbar am meisten passiv ist, die aktive Liebe wirksam ist.

Die freudige Stimmung Mennos läßt ihn in seiner nüchternen friesischen Art in Bezug auf seine Erlösung fragen: Was wird jetzt von mir verlangt? Und aus der Schrift klingt es wieder: Nicht Herr, Herr rufen, sondern den Willen des Vaters tun!

Mit dem Glaubensbegriff, den er als eine nicht in Worten formulierbare Gnade Gottes, als innere Bewogenheit verstand, verband

er die Forderung der Gerechtigkeit als unbedingte Frucht des Glaubens. An den an sich passiven Begriff der Wiedergeburt wurde der aktive, vom Bauen am Reiche Gottes, hinzugefügt. Menno macht den Lutheranern und Calvinisten zum Vorwurf, daß nach ihnen die Früchte des Glaubens unsichtbar seien, wobei die sittliche Besserung, Nächstenliebe und Barmherzigkeit ausblieben. Daraus schlußfolgert er mit der Schrift, daß es also kein guter Baum sein könne, wenn er nicht Früchte trägt. Dauernd ermahnt er die Seinigen, daß es unter ihnen anders sein müsse und immer wieder werden sie zur brüderlichen Gesinnung, Gott öffentlich zu bekennen und das Kreuz zu tragen, wenn es der Herr verlangt, angespornt.

Durch die Forderung der Glaubensfrucht hat Menno die Unzertrennlichkeit von Glauben und Leben stark betont, wodurch er einen Typ der Frömmigkeit geschaffen hat, der bis heute Eigentum unserer Bruderschaft geblieben ist. Die praktische Frömmigkeit des Leiters, der nach dem Gleichgewicht und organischer Einheit von Lehre und Leben suchte, hat unserer Bruderschaft einen deutlichen und unauslöschbaren Stempel aufgedrückt.

Dieser selbständige Frömmigkeitstypus konnte sich nach verschiedenen Seiten entwickeln und ließ Änderungen zu, da er sich nicht in der strengen Form eines abgerundeten und geschlossenen Lehrsystems befand. Er konnte von innen sich umbilden und von außen beeinflußt werden. Der dogmatische Calvinismus hat auf ihn seinen Einfluß ausgeübt, wenn andererseits auch gesagt werden muß, daß der Sauerteig Mennos den niederländischen Calvinismus, wie den Volksgeist, beeinflußt hat. Mennos Erbe ist manchmal verwahrlost, das heilige Leben der Prinzipien ist oft versteinert und schal geworden und in toten Formen und kleinlichem Parteizank erstickt. — Pietismus wie Rationalismus haben die Entwicklung beeinflußt. Pietistische Bewegungen haben den religiösen Individualismus unter uns genährt, der nur nach dem eignen Heil fragt und dabei die Aufgabe des barmherzigen Samariters versäumt. Durch rationalistischen Einfluß wurde bei uns oft aller Nachdruck auf die Frucht des Glaubens gelegt, während der Glaube selbst verdorrte. So erhielten wir den Ruf praktische Christen zu sein. Es wurden von unserer kleinen Bruderschaft auch große Taten vollbracht, Taten der Opferbereitschaft und der sozialen Hilfe, aber sie hatten ihren Grund mehr in einer praktischen Orientierung und in einem moralischen Humanismus als in einem tief gewurzelten Christentum. Die Gefahr, die wir schon bei Menno sahen, nämlich des Abfalls von der Religion zur Moral hat in unserer Bruderschaft großes Unheil angerichtet.

So ist der Typ der Frömmigkeit, wie ihn uns Menno hinterließ, in unendlich reicher Variation gewachsen. Die Kinder derselben Familie sind bei ihrem Aufwachsen verschieden geworden, was hin und wieder Ursache von Zusammenstößen wurde und heute noch unumgängliche Beschwerden mit sich bringt. Wir konnten nicht immer in der Freiheit stehen und das Gleichgewicht von Lehre und Leben bewahren. Darum entstanden Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten, was noch immer der Fall ist.

Dennoch wissen wir uns eins, selbst wenn es uns schwer ist, die Einheit zu umschreiben. Wir wissen uns eins in unserer niederländischen Bruderschaft, aber auch als Mennoniten, die über die ganze Welt zerstreut sind. Keine äußere kirchliche Organisation bindet uns; kein Lehrzwang, der in verpflichtenden Dogmen Gleichartiges zusam-

menfügt und Fremdartiges ausschaltet, schafft die Verbundenheit, denn es sind viele Fragen, besonders in der Gegenwart, die uns scheiden.

Dennoch besteht eine Einheit. Wir sind verbunden durch ein geistliches Zusammenleben von vier Jahrhunderten, durch ein gemeinsam getragenes Leiden durch vier Jahrhunderte und durch eine gegenseitig erwiesene Barmherzigkeit im Laufe von vier Jahrhunderten.

Wir sind eins wie Kinder einer Familie. Die Vergangenheit unserer reichen Geschichte verbindet uns; aber nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft glauben wir an unsere Verbundenheit, denn es ist „Unser Vater", der uns ruft.

Die Zukunft ist nicht ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit. Auch wenn wir auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und erkennen, daß die Zeiten sich ändern und wir mit ihnen und auch uns verdeutlichen, daß nicht alle Wege Mennos auch unsere Wege sein können, so müssen wir doch immer wieder — und wie ich glaube immer mehr — nach der großen Bedeutung und der selbständigen Frömmigkeit Menno Simons fragen als nach Werten, die für uns und unsere Zeit von großer Bedeutung sind.

Darum darf ich wohl mit dem Wunsch endigen, daß zur besseren Bekanntschaft und Vertrautheit mit unserem Reformator eine neue Ausgabe der Werke Mennos, insbesondere seines Fundamentbuchs und einiger anderer der älteren Schriften, besorgt werden möchten.

Unmittelbar an diesen Vortrag schloß sich der von Ds. J. Yntema an: Die Taufgesinnten in den Niederlanden in Vergangenheit und Gegenwart.

Der Ursprung unserer Gemeinden zur Zeit der Reformation läßt uns eine weit ausgedehnte Bewegung erkennen, die nichts von einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern wissen, sondern radikal mit der Kirche brechen will. Hat doch die Kirche das Christentum verweltlicht. Gegenüber dem Kirchen-Christentum der römisch-katholischen Kirche und der protestantischen Konfessionen hatten die Täufer nach den Worten Tröltschs und Heilers ein Bergpredigt-Christentum vertreten, oder vielleicht ist es noch richtiger zu sagen ein Gottesreich-Christentum.

Nach der Meinung unserer taufgesinnten Väter hat die Kirche viel zuviel Konzessionen an die Welt gemacht. Sie wollten als Kinder Gottes anders sein als die Kinder der Welt.

Trachtete in der Welt und nicht minder in der verweltlichten Kirche der eine über den anderen zu herrschen, so soll es unter ihnen nicht also sein (Matth. 20, 26). Sie waren einander Brüder, Bundesgenossen, der eine nicht mehr als der andere. In der Welt war eine mit Macht bekleidete Obrigkeit nötig. Die Kinder Gottes aber suchten sich davon fernzuhalten. Sie wollten kein obrigkeitliches Amt bekleiden, keine staatliche Gewalt ausüben, keine Waffen führen, keinen Eid schwören, nicht mit Lügen oder Betrügen umgehen noch auch zu Ränken und Verdächtigungen sich verleiten lassen. Sie wollten nie das Wort des Evangeliums vergessen: „Die Wahrheit allein wird euch freimachen". Ihr „Ja" soll „Ja", ihr „Nein" soll „Nein" sein.

Sie wollten Gott dienen in einer Gemeinde, auf welche die Welt keinen Einfluß haben sollte. Dies forderte nach außen eine strenge Absonderung von der Welt. Wohl **in** der Welt, aber nicht **von** der Welt war ihre Losung. Vor Mischehe hat man sich ängstlich gehütet. Sie, die von der Welt geschmäht und verspottet wurden und nicht geduldet waren, deren Kirchen „abseits" gebaut werden mußten oder als „Schlupfwinkel" nicht leicht zu finden waren, bildeten eine vollkommen abgeschlossene Gemeinschaft, eine Oase der Gottesfurcht mit vollem Dienst der Liebe in der Wüste der Welt, eine „Arche des Geborgenseins" auf den stürmischen Wassern des Weltozeans. Sie wünschten nichts inniger als durch die Welt in Ruhe gelassen zu werden.

Diese Ruhe ward ihnen nicht gegönnt. Die Welt hat sie bitter gehaßt und grausam verfolgt. Die Obrigkeit hat sich zu unbarmherzigen und rücksichtslosen Maßregeln gegen diese wehrlosen Schlachtopfer Christi verleiten lassen. Ebenso wie in den anderen europäischen Ländern beginnt auch die Geschichte der Mennoniten in den Niederlanden mit einer Zeitspanne von Blut und Tränen. Unendlich viel Blut ist geflossen für den „Traum" vom Reiche Gottes. In dem ganzen Zeitraum der Verfolgung (1531—1597) sind in den Niederlanden (Kühler, Geschichte der niederländischen Taufgesinnten im 16. Jahrhundert Seite 270) 1500 Märtyrer um ihres Glaubens willen gestorben.

Wenn wir hier zusammen sind, zusammengekommen aus verschiedenen Gegenden der Welt, dann glaube ich, daß wir vor allem unsere Einheit erfahren und erleben in dem stärkenden Bewußtsein, daß wir alle teilhaben an derselben ruhmreichen und imponierenden Vergangenheit.

Mit großer Ehrerbietung und rührender Dankbarkeit gedenken wir der Leidensfreudigkeit der Väter, die nach Mennos eigenen Worten „um des Zeugnisses Gottes willen und ihres Gewissens willen aus ihren Häusern und Gütern ausgestoßen, verraten, gehetzt und geschunden, an den Galgen gehängt, mit unmenschlicher Grausamkeit gepeinigt, mit Stricken an einem Pfahl erwürgt, in schlammige Pfützen geworfen wurden" und das aus keinem anderen Grunde, als weil sie, nachdem Gott es ihnen ins Herz gab, auf eigene Weise dem Herrn der Gemeinde gehorsam sein wollten und in diesem Dienst in Not und Unterdrückung standhaft erfunden wurden, wenn es sein mußte, getreu bis in den Tod.

Auch noch in späteren Zeiten, als hierzulande, Gott sei Dank, nicht mehr die Scheiterhaufen rauchten und das Schwert der Verfolgung wieder in die Scheide gesteckt worden war, wurden dennoch die Taufgesinnten durch eine Welt, die sie lediglich nicht dulden wollte, fortwährend bedrängt.

Die feindliche Haltung und Gesinnung kam hierbei ebensowohl von calvinistischer als von römischer Seite. Wurde doch Mitte des 18. Jahrhunderts noch Johannes Stinstra unter dem Druck der Reformierten 15 Jahre lang von seiner taufgesinnten Kanzel zu Harlingen ferngehalten.

Um des Königreichs Gottes willen blutig verfolgt, in den späteren Jahren geduldet, aber immer noch gereizt durch eine Welt, mit der man am liebsten so wenig als möglich zu tun haben wollte, siehe da die eine Seite von dem Traum des Gottesreichs — und die andere Seite? Das ist der Streit, die heftige, manchmal gif-

tige, bedauernswürdige Uneinigkeit, um durch Bann und „Meidung" darüber zu wachen, daß die Gemeinde „eine wahre Kirche Christi", ‚die Gemeinde ohne Fleck oder Runzel" bleiben sollte. — Trennung ohne Ende. Es blieb nicht bei der Scheidung in drei Hauptgruppen: Waterländer, Friesen und Flaminger. Was für Parteien tauchen nicht alle auf?: Alte und junge Flaminger, alte und junge, harte und sanfte oder schlaffe Friesen; das Thys Gerrits und Lubbert Gerrits Volk, Pieter Jeltjes Volk, Jan Jakobs-Gesinnte, Dirk Dirksen, Jan Claesen, Uko Wallisten, Hauskäufer und Contra-Hauskäufer. Die Namen lassen es bereits vermuten, daß der Streit sich oft um persönliche Meinungen und geringfügige Unterscheidungen drehte. Und doch wurde der Streit mit Leidenschaft geführt trotz aller Kleinlichkeit in Methode und Absicht, der Einsatz war ein hoher Grundsatz, ein Gut von hohem Wert: die Sauberkeit der Gemeinde.

Ist es nicht eine Ironie der Geschichte, daß die Liquidation dieses ersten Streites, daß die aufrichtige Neigung zur Annäherung den Keim zu einer neuen Trennung und Uneinigkeit legen sollte? Die Friedensangebote („Der Ölzweig" u. a.), durch welche man sich einander brüderlich näherte und den Frieden anbot, waren Bekenntnisse. Niemand hat am Anfang daran gedacht, diesen Schriften und Aussprachen eine bindende Autorität zu zuerkennen. Und doch wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dahingehende absichtliche Versuche unternommen.

Dadurch entbrannte der Lammerenkryg, der Streit um das „ausstehende" Bekenntnis, der noch einmal Mennos Volk in den Niederlanden in zwei einander heftig bekämpfende Lager trennte: die Zonisten und Lamisten. (Die taufgesinnte Singelkerk, worin die Sitzungen des Amsterdamer Teils des Kongresses gehalten werden, war die Kirche „bij het Lam".)

Wieder Trennung und wieder folgte, nachdem man Jahre lang einander mit einem Pamphletenregen bekämpft hatte, als in langer Zeit „die feindlichen Brüder" sich müde gestritten hatten, die Annäherung und Vereinigung, die manche Gemeinde bis auf diesen Tag in ihrem Namen „Vereinigte taufgesinnte Gemeinde" bewahrt hat.

Not lehrt beten. Not lehrt auch Einigkeit und Zusammenarbeit finden. Es braucht nicht immer die eigene Not zu sein, es kann auch die Not anderer sein, die diesen günstigen Erfolg hat. Hier war es die Not der ausländischen Brüder; die Not der verfolgten schweizerischen Taufgesinnten, die von größtem Einfluß gewesen ist daß der Friede und die Ruhe in den getrennten Gemeinden wiederkehrte. — Vergönnt mir einige Zahlen zu nennen. 1672 (das bange Jahr) wurde bei den „Toren" und dem „Lam" für die schweizerischen Brüder ein Betrag von 15 466 Gulden kollektiert. 1690 brachten „Zon" und „Lam" für die Glaubensgenossen in der Pfalz 5600 Gulden auf. Für die schweizerischen Taufgesinnten wurde 1713 in dem ganzen Land eine Gesamtsumme von 50 000 Gulden gesammelt. Professor Kühler erinnerte auch an diese Sammlung in seinem auf der Welt-Hilfs-Konferenz in Danzig gehaltenen Vortrag (siehe Bericht über die Mennonitische Welt-Hilfs-Konferenz vom 31. August bis 3. September 1930, im Auftrage der Konferenz herausgegeben von D. Chr. Neff, S. 4) über „Helfende Bruderliebe in der Vergangenheit seitens der holländischen Bruderschaft", wobei er bemerkt: ‚Eine Summe von 50 000 Gulden wurde von ihnen aufgebracht und dauernd blieben

auch kleine Gemeinden dabei, für sie zu kollektieren. So fand ich mitgeteilt, daß in der Südecke von Friesland eine allgemeine Kollekte beim Abendmahl für die vertriebenen Schweizer Brüder gehalten wurde. Die Einnahme betrug in Hindeloopen 228, in Workum 73, in Warns 80, in Stavoren 26, in Koudum und Molkverum 20 Gulden".

Wenn man soviel Herz hat für die Brüder in der Fremde, dann muß es doch auch möglich sein wieder den Bruder in der Nähe finden zu können wäre auch die menschliche Wand abweichender Meinung und vermeintlicher Unterschiede noch so hoch.

Die innere Uneinigkeit, die ein paar Jahrhunderte lang ihr niederreißendes Werk an unseren Gemeinden verrichtet hat, scheint unsere Bruderschaft ganz schwer getroffen zu haben. Darnach führte ein sich schnell ausbreitender Handel, energisch betrieben und gediehen durch glückliche Umstände, zu einem Wohlstand, der nicht immer für die geistige Wohlfahrt der religiösen Glaubensgemeinschaft förderlich war. Unter dem Einfluß des empfangenen Reichtums hat sich jetzt die Haltung gegenüber der Welt weit um sich greifend geändert.

Alte Merkmale wie Verbot der Mischehe, Wehrlosigkeit und Weigerung obrigkeitliche Ämter zu bekleiden, wurden preisgegeben. In der Patriotenzeit (Vorstufe der französischen Revolution) bestand bei den Taufgesinnten ein lebendiges Interesse für politische Zeit- und Streitfragen.

Der Verlauf der Geschichte lehrte, daß man sich allmählich viel mehr an der Welt als an dem Reich Gottes orientierte. Es ist ohne Zweifel wenig mehr von der Idee des Gottesreiches übriggeblieben wenn der höchste Lebensgrundsatz ausgedrückt und umschrieben werden kann mit der Aufmunterung: „Sprich wohl, tue wohl, denke wohl". (So lautete die Predigt, die Claas (auch Calf genannt) Nomen, Kaufmann und Liebesprediger zu Zaandam, auf Ersuchen Peters des Großen bei dessen Besuch in der „Vermahnung" hielt). Für eine solche tugendsame und rechtschaffene Lebenshaltung braucht man doch wahrlich nicht gerade Glied einer christlichen Gemeinde zu sein. Alle diese Faktoren zusammengenommen, machen uns den entsetzlichen Rückgang der Gemeinde an Gliederzahl ganz begreiflich. In der Zeit von einem Jahrhundert sank die Gliederzahl von 160 000 im Jahre 1700 auf 27 000 im Jahre 1809.

Not lehrt neue Wege suchen und neue Mittel ergreifen. Hier war es die Not des Napoleonischen Regims mit seiner Vermögenskürzung, sog. „tiërceering", und die dadurch verursachte zunehmende Verarmung, die die Wiederbelebung förderte.

Die Gründung der Algemeene Doopsgezinde Societeit im Jahre 1811 sollte den Verfall unserer Gemeinden, der im 18. Jahrhundert immer zunehmende Ausmaße angenommen hatte, nach besten Kräften aufhalten.

Das Seminar, das 1735 von der Amsterdamer Gemeinde gegründet wurde in der Einsicht, daß man wissenschaftlich gebildete Prediger brauchte, wurde jetzt Gegenstand der Sorge der angesehensten Gemeinde des Landes. Die Gemeinde Amsterdam hat seit der Gründung alle Unkosten des Seminars ausschließlich auf eigene Rechnung übernommen. Infolge der „tiërceering" waren ihre jährlichen Einnahmen aber so gesunken, daß sie für die Erhaltung des Seminars die Hilfe der Schwestergemeinden anrufen mußte.

So ist im Jahre 1811 die A.D.S. zustande gekommen als eine freiwillige Vereinigung der verarmten Gemeinden des Landes für einen zweifachen Zweck um 1. durch die Instandhaltung des Seminars dafür zu sorgen, daß die Gemeinden akademisch gebildete Prediger bekommen konnten und 2. um die Gemeinden in Stand zu setzen solche wissenschaftlich gebildete Prediger zu unterhalten durch jährliche Zulagen für den Predigtdienst bei dafür in Frage kommenden schwächeren Gemeinden.

Mag diese beschränkte Zielstellung auf den ersten Blick sehr unansehnlich scheinen, die Praxis hat bewiesen, daß durch diese Mittel die Erhaltung der Gemeinden erreicht worden ist. Bei der prächtigen Jahrhundertfeier der Societeit 1911 ist sehr deutlich in die Erscheinung getreten, wie sehr das für unsere Bruderschaft so wichtige Werk der A. D. S. in weiten Kreisen Anerkennung und Wertschätzung gefunden hat.

Haben ohne Zweifel unsere Gemeinden ihre Erhaltung zum Teil der Gründung der A. D. S. zu verdanken, wir verhehlen uns nicht, daß für das Leben und die Zukunftsmöglichkeiten religiöser Gemeinden mehr nötig ist, als allein eine zweckmäßige Organisation.

Wie ist es nun im Inneren in unseren Gemeinden im 19. Jahrhundert bestellt? Was ist da noch vorhanden von der Erwartung des Königreichs Gottes?

Indem Professor Cramer in den Doopsgez. Bijdragen von 1901 die Bilanz macht von dem, was das 19. Jahrhundert unserer Bruderschaft gebracht hat, schließt er seine Übersicht mit den Worten, die durch ihren unverhohlenen Wirklichkeitssinn treffend sind: „Grund, um besonders zu rühmen bei der Erinnerung an das vorige Jahrhundert, gibt es für uns nicht, aber ebensowenig um zu klagen, wohl um dankbar zu sein." Eine Zeit von neuer Blüte, die Erinnerungen an die glorreichste älteste Vergangenheit weckte, ist also nicht eingetroffen. Wohl hat auch das 19. Jahrhundert in dem Zeichen der Arbeit für das Königreich Gottes gestanden, aber das Gottesreich wurde in seiner Erwartung sehr diesseitig gefärbt.

Man strebte auf dem Weg einer bewährten Regelmäßigkeit ein idealeres Zusammenleben an. Eine nicht geringe Meinung hatte man dabei von dem Menschen als einem erhabenen Wesen, als Gottes Mitarbeiter, berufen zu großen Dingen in der Förderung der Entwicklung und des Fortschritts der allgemeinen Wohlfahrt.

Und hiemit komme ich zu meinem letzten Teil, dem Blick auf unsere verwirrte Zeit, das sorgenschwere und problemreiche Heute, voll von Schwierigkeiten, aber doch glücklicherweise voll von Möglichkeiten.

Die schwere Zeit, die mit dem Jahre 1914 begann, Weltkrieg und Weltkrisis haben nichts übrig gelassen von dem ethisch-optimistischen Idealismus des liberalen Fortschrittsglauben. Wir sind uns wohl bewußt, daß wir alle, daß auch unsre Gemeinden in gegenwärtiger Zeit vor eine gewaltige Aufgabe gestellt werden. Es muß tiefer gegraben werden, als das Geschlecht des 19. Jahrhunderts es getan hat. Es wird immer wieder in unseren Kreisen der Ruf nach Besinnung auf das Eigene vernommen. Dies Eigene ist jedoch allein von Bedeutung, sofern es etwas in und an sich trägt von dem Ewigen. „Das Wesen dieser Welt vergeht" (1. Kor. 7 V. 31.), „die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in

Ewigkeit." Nach diesen Worten der Schrift fordert das Ewige den Gehorsam gegen den Willen Gottes.

So stehen wir also vor zwei Aufgaben in einem heftig bewegten und kummervollen Heute, in einer verhängnisvollen Weltsituation, in einer Schicksalstunde der Weltgeschichte Richtlinien zu finden, auf welche Weise wir treu sein wollen der Erwartung des Gottesreiches. Dabei gilt das erprobte Prophetenwort: „Verachte den Tag der kleinen Dinge nicht". Manchmal erscheint die Hast lächerlich in einer Zeit, wo so viel ins Wanken kommt, auf menschliche Einstellungen und menschliche Organisation abzuschweifen. Und doch bleiben dies die Mittel, womit im Leben Resultate, bescheidene oder große, erreicht werden müssen. Und darum soll es uns voll bewußt sein, daß es ein menschliches Versuchen bleibt und als derartiges Stückwerk wollen doch auch bei aller menschlichen Unvollkommenheit unsere Organisationen eine Ernte ausreifen lassen für die Ewigkeit. Es stehen im Dienste des Ewigen, auch unsere Organisationen A. D. S. (Algemeene Doopsgezinde Societeit) und Gemeindetagsbewegung.

Die A. D. S. ist durch ihre Reorganisation 1923/24 zu der zentralen Vereinigung geworden, an die sich alle taufgesinnten Gemeinden der Niederlande freiwillig angeschlossen haben. Hiermit wurde zuerst in der Geschichte eine Organisation geschaffen, die alle niederländischen Gemeinden umfaßt. Zu der A. D. S. gehören vier deutsche Gemeinden: Emden, Leer, Gronau und Norden.

Auch in ihrer neuen Form als Allgemeine Vereinigung sieht die A. D. S. immer noch als ihre erste, wichtigste und vornehmste Aufgabe an: die Sorge für das Seminar und die Hilfe für notleidende oder die Unterstützung der ihr zugehörigen Gemeinden. Neben dem „Dagelyksch Bestuur" sind denn auch ihre vornehmsten Kommissionen: das Collegium von Kuratoren für das Seminar und die „Kommission ter Uitdeeling".

Nach der Reorganisation hat sich die A. D. S. auf neue Bahnen begeben. Durch die Einrichtung der Landtage bringt sie die Vertreter der Gemeinden zusammen zu einem Gedankenaustausch über die Aufgabe und die Belange der Societät und der Bruderschaft. Das Werk für die Taufgesinnten in der Zerstreuung wird noch intensiver angefaßt. Mit Unterstützung der A. D. S. werden Versammlungen zu selbständigen Gemeinden erhoben, die oft als lobenswerte neue Bausteine des doopsgezinden Lebens es erreichen einen eigenen Prediger anzustellen.

Aber vor allem tritt nach der Reorganisation die A. D. S. stärker in den Vordergund als die Korporation, die die Bruderschaft nach außen vertritt und als solche engere oder losere Beziehungen mit anderen Korporationen unterhält, der „Centralen Kommission des freisinnigen Protestantismus" und der „Oekumenischen Bewegung".

Bei der C. C. (Centrale Commission) ist die A. D. S. in ihrer Mehrheit angeschlossen. Die C. C. gab den Anstoß zur Gründung einer eigenen Radiovereinigung, die in ihrem Organ „Vrije Geluiden" großes Interesse zeigte für unseren Allgemeinen Kongreß. Auch sendet sie die Schlußpredigt des Kongresses am Freitag, den 3. Juli, zu Witmarsum aus.

Die Oekumenische Bewegung, die ich mit dem Nennen der Namen von Nathan Söderblom, Adolf Keller, Stockholm und Lausanne nicht näher zu charaktrisieren brauche, gewinnt in den Niederlanden

stets mehr Boden. Frucht der werktätigen Zusammenwirkung der verschiedenen Kirchengesellschaften ist der „Raad van Nederlandsche Kerken voor Praktisch Christendom". Eine wichtige Unterabteilung davon bildet die „Centrale voor Werkloozenzorg" (Arbeitslosen-Fürsorge), die den Notruf verstanden hat: „Jong Holland snakt naar Werk" (Jung Holland sehnt sich nach Arbeit) und die durch ihre „werkkampen" (Arbeitsstätten), nach einer Möglichkeit sucht, um den physischen und moralischen Schaden, den die Seele und Nerven zerstörende Arbeitslosigkeit angerichtet hat, nun teilweise zu vermindern. Diese Korporationen sind es, womit wir Taufgesinnte dank unserer Organisation, der A. D. S., in weiten Kreisen zusammenwirken können.

Von Werken ist auch die Rede in unserer Doopsgezinde Gemeindetagsbewegung, die von 1917 an datiert und ursprünglich hervorgegangen ist aus den Woodbrookers und dann die erste Instanz war für die Konsolidierung der rechtsgerichteten Strömung in unserer Bruderschaft von einem ausgesprochen undogmatischen Charakter und die hinsichtlich ihrer Arbeitsgruppen, für das Bibelstudium, die Mission, gegen den Kriegsdienst das Crisiswerk und G. D. A. (Gemeinschaft von dienenden Arbeitern) auf das Praktische gerichtet ist, zumal sie auch in ihren Bruderschaftshäusern in Elspeet, Fredeshiem und Schoorl greifbare, praktische Resultate in den Belangen der Gemeinden und Gemeindeglieder aufweisen kann.

Neben dem Organ der A.D.S. „De Zondagsbode" und dem der Gemeindetagsbewegung „Brieven" sind wir noch ein drittes allgemeines Organ reich: „De Hoeksteen", das Blatt von dem 1928 gegründeten D. J. B. (Taufgesinnten-Jugendbund), während bereits von 1924 an der F. D. J. B. (Friesischer taufgesinnter Jugendbund) mit einem eigenen Bundeslied in der friesischen Sprache datiert, das durch die friesische Jugend am Menno Simons Denkmal zu Witmarsum am Freitag, den 3. Juli, gesungen wurde.

Die Jugendbewegung, hervorgegangen aus der Gemeindetagsbewegung ist bereits geraume Zeit auf eigene Füße gestellt und geht die eigenen Wege. Doch kehrt sie jedes Jahr wieder unter das schützende Dach des Elspeeter Geburtshauses zurück.

Nicht unerwähnt möchte ich, obwohl es auf dem Kongreß eine besondere Behandlung findet, das prächtige christlich-philanthropische, evangelisch-missionierende Werk unserer Taufgesinnten Missionsgesellschaft lassen, die vom Jahre 1847 datiert und mit ihren im vollsten Sinne des Worts Heilanstalten, Kelet und Dono Rodjo, vor dem Weltkrieg unterstützt und getragen, fast beinahe unterhalten wurde durch unsere russischen Brüder und Schwestern, und die umfangreiche Arbeit, die nun bereits 15—16 Jahre dauert, zum Besten der russischen Glaubensgenossen und Stammverwandten in der schwierigen Zeit ihres schweren Leidens, durch die Allgemeine Kommission für ausländische Nöte und das Holländische Taufgesinnte Emigrantenbüro verrichtet wird.

Führte in bangen Tagen das starke Band, das uns „mit unseren Mennonitenbrüdern im Auslande" verbindet, dazu, daß das große taufgesinnte Gemeingefühl am kräftigsten auflebte, ich will es hier unumwunden und ohne Vorbehalt aussprechen, daß mehr als allein die gemeinschaftliche gefühlte Not uns miteinander

verbindet. Dieser Kongreß ist dafür der sprechendste Beweis, daß wir uns eins fühlen als Volk von Menno, eins als aus derselben glorreichen Vergangenheit stammend, auch für die Zukunft eins, weil unser dieselbe hohe, heilige Aufgabe wartet; gehorsamer Dienst an und unverdrossen treue Arbeit für das Gottesreich.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wer arbeitend, „strebend sich bemüht", wird allezeit wohl gerne etwas ganz besonderes sich dünken, anders und besser sein wollen. Doch gilt auch hier, daß für diejenigen, die in Wahrheit das Königreich suchen, sehr viele Dinge in Ordnung kommen oft über Erwarten, über Bitten und Verstehen.

Darum an die Arbeit für den Aufbau der Gemeinde in dem demütigen Bewußtsein, daß wir in und durch unsere Gemeinden Gott dienen wollen. Wir leben heutzutage in angstvollen und schweren Verhältnissen. Es gibt so manche, die nur eine sterbende Welt vor sich sehen. Unserem Geschlecht tut ein neuer Zukunftsglaube not, eine neue oder besser die alte Hoffnung des Evangeliums Christi: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit" (Matth. 6, 33) und „Wer beharret bis ans Ende, der wird selig." (Math. 24. 13.)

Unser Vertrauen, unsere Hoffnung ist Gott.

„Und wenn wir gar nichts fühlen von Seiner Macht,
Gott bringt uns doch zum Ziele, auch durch die Nacht." —

Im Zentralgebäude des Amsterdamer C. V. J. M. wurde ein gemeinsames 2. Frühstück eingenommen. Dann begab man sich an einen in der Nähe gelegenen Landungsplatz zu einer hochinteressanten Motorbootfahrt, die allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Die Fahrt ging zu den welt berühmten Hafenanlagen Amsterdams und durch zahlreiche Kanäle („Grachten" genannt) der alten Hafen- und Handelsstadt. Die Grachten vermitteln so recht den Zauber der Stadtanlage, die man schon oft das nordische Venedig genannt hat. Die Eigenart holländischer Stadtkultur konnte nicht eindrücklicher vor Augen geführt werden.

Inzwischen war es drei Uhr geworden, als man sich wieder in der Singelkerk versammelte. D. theol. Christian Neff hielt den angekündigten Vortrag:

Die Mennoniten in Deutschland, Danzig und Polen in Vergangenheit und Gegenwart.

Motto: „Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet.". Offbg. 3, 8.

„Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür und niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleug-

net." So spricht Jesus zur Gemeinde in Philadelphia. Es ist mir, als ob dies Wort auch zu unserer Gemeinde gesagt sei. — „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür." So war es vor 400 Jahren. Aus der Schweiz verpflanzte sich das Täufertum in unser deutsches Land. Es fand eine offene Tür. Wunderbar schnell verbreitete es sich. Überall entstanden junge Gemeinden. Vor wenig Jahren begann man die ältesten Urkunden über das Entstehen und Wachsen des Täufertums in Deutschland zu veröffentlichen. Bis jetzt sind zwei Bände erschienen; der eine mit 1199 großen Quartseiten handelt von Württemberg und der andere mit 375 Seiten von einem Teile Bayerns. Was hier an den Tag kommt, ist ganz erstaunlich. So allgemein hatte man sich die Verbreitung des Täufertums doch nicht vorgestellt. Und diese Verbreitung gilt nicht bloß von Württemberg und Bayern, sondern auch von der Pfalz, Baden, Hessen, Österreich, Thüringen, Harz, Rheinland, Friesland, Holstein, Mecklenburg, Ost- und Westpreußen.

Im Süden Deutschlands waren geistvolle, hochgebildete und hochbegabte Männer wie Hans Denk, Michael Sattler, Dr. B. Hubmaier, Pilgram Marbeck seine erfolgreichen Führer. Was sie wirkten in Wort und Schrift, erregt heute noch allseitige Bewunderung. Sie gewannen zahlreiche Anhänger. In Stadt und Land fielen sie ihnen zu. Bald setzte aber die grausamste Verfolgung ein. Fast alle Genannten starben den frühen Märtyrertod. Tausende folgten ihnen. Und doch wurde die Bewegung nicht unterdrückt. Es galt von ihr das Wort: „Und niemand kann die Tür zuschließen." Keine menschliche Macht konnte ihre Verbreitung völlig verhindern, wenn es auch mit dem schnellen und großen Wachstum vielfach vorüber war.

Ein geistbegabter Handwerker trat in den Riß, Melchior Hofmann. Er verpflanzte das Täufertum nach Norddeutschland und Holland. In seiner Lehre machte sich ein schwärmerisch-chiliastischer Zug geltend: die Erwartung der nahen, unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft Christi. Das ward unserer jungen Gemeinde zum Verhängnis. Fanatische religiöse Schwärmer und Abenteuerer machten sich die Lage zu nutze. Es kam zur Gründung des Königreichs der Wiedertäufer in Münster. Nur kurze Zeit bestand es. Ende 1535 wurde die Stadt erobert und das Reich der Wiedertäufer mit Stumpf und Stil ausgerottet. Aber dem stillen, friedlichen Täufertum brachte dies traurige geschichtliche Ereignis unberechenbaren Schaden. Bis in unsere Zeit legt man ihm jene bedauerlichen Auswüchse zur Last.

Es war eine gnädige Fügung Gottes, daß er uns den Mann gab, der in unermüdlicher Hingabe als Prediger und Lehrer unserer Gemeinde ihre religiöse Eigenart verkündete und dadurch wesentlich mithalf, sie durch die schwerste Not jener Zeit hindurchzuretten. Es ist Menno Simons, dessen „Ausgang aus dem Papsttum", der vor 400 Jahren erfolgte, wir in dankbarem Gedächtnis in diesem Jahr feiern. Ihm war es vergönnt sein Leben, wenn auch unter beständiger Verfolgung, friedlich zu beschließen und es auszunutzen im Dienst an unserer Bruderschaft. Durch seine weitgehenden Reisen in den Niederlanden, Ostfriesland, Rheinland, Holstein und Preußen bis Litauen und durch seine zahlreichen Schriften hat er eine bewunderungswürdig große, erhaltende und stärkende Macht in unseren Gemeinden ausgeübt. Wohl war für die Folgezeit die Kraft des Täufertums gebrochen. Es konnte nur mehr im Stillen fortleben, im Verborgenen existieren. Es war fortgesetzten Bedrückungen unterworfen.

Ihre Zahl war zusammengeschmolzen; es galt fortan von ihr das Wort des Herrn: „Denn du hast eine kleine Kraft".

In der Pfalz und im übrigen Süddeutschland suchte die Obrigkeit unter beständigen Hinweisen auf die Münsterischen Geschehnisse das Täufertum in Anwendung des grausamen Gesetzes vom 23. April 1529 mit allen Mitteln auszurotten. Es haben sich nur kümmerliche Reste über den 30-jährigen Krieg erhalten. Die meisten sind den fortgesetzten Bedrückungen erlegen oder nach Mähren ausgewandert. Nach dem schrecklichen Krieg kam ein neuer Zuzug von Glaubensgenossen in die verwüstete Kurpfalz. Es sind aus der Schweiz um ihres Glaubens willen vertriebene Täufer. Der Kurfürst Karl Ludwig gab ihnen unter dem Widerstreben der reformierten Geistlichkeit 1664 eine Aufnahme-Bewilligung. Sie waren nur geduldet, hatten nur beschränkte Rechte; sie waren Bürger zweiten Grades, Beisassen wie die Juden. Ihre Zahl wurde beschränkt. Mehr als 200 Familien durften nicht im Lande wohnen. Unter den Kriegsgreueln der folgenden Jahre hatten sie entsetzlich zu leiden. Viele wanderten nach Amerika aus. Es bildeten sich Mennoniten-Gemeinden in der Pfalz, Hessen, Baden, Württemberg und seit Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Bayern. Gegenwärtig bestehen in Süddeutschland 40 Mennonitengemeinden mit ca. 3500 Seelen. Diese Gemeinden sind seit 1889 in der „Konferenz der süddeutschen Mennoniten" vereinigt. Die pfälzisch-hessischen Gemeinden haben seit mehr als 100 Jahren eine lose Vereinigung in der pfälzisch-hessischen Konferenz, die jährlich abwechselnd an den verschiedenen Gemeindeorten tagt. Sie unterhalten miteinander seit 1886 die Mennonitische Hilfskasse. Außerdem besteht der badisch-württembergisch-bayerische Gemeindeverband, dem die badischen, württembergischen und ein Teil der bayerischen Gemeinden angehören. Sein Organ ist das „Gemeindeblatt der Mennoniten", das monatlich zweimal erscheint. Die bayerischen Gemeinden schlossen sich mit Ausnahme von Ingolstadt in der Vereinigung der bayerischen Gemeinden zusammen, die 1926 bezw. 1928 die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechtes erwarb und damit volle religiöse Gleichstellung mit den Landeskirchen erlangte. Die bürgerliche Gleichberechtigung hatten sie bereits 1801 erhalten.

Wir lenken unsere Schritte nordwärts über den Main und die Mosel und kommen in das Gebiet der Eifel. Auch hier hatte einst das Täufertum eine offene Tür. In einem Brief der oberländischen an die niederländischen Gemeinden (1557) heißt es, daß „von der Eifel bis nach Mähren wohl 50 Gemeinden gewesen sind, deren etliche zu 500 und 600 Brüder stark waren". Gegenwärtig wohnen hier auf einsamen Höfen nur etwas über ein Dutzend Familien, die sich teils zu einer pfälzischen Gemeinde (Neudorferhof) teils zur Gemeinde Neuwied halten.

Ein reges Leben betätigte das Täufertum den ganzen Rhein hinauf bis zur Grenze der Niederlande. Wie blühte es vor allem in den Städten Aachen und Köln! Auch hier wurden ihre edlen, frommen Führer wie Hans Raiffer, Thomas Imbroich, Matth. Cervaes grausam hingerichtet. Die katholische Kirche hat den traurigen Ruhm, daß es ihr gelang da, wo sie ihre volle Macht entfalten konnte, dem Täufertum den Todesstoß zu versetzen. Dies wurde ihr im Jülicher Land nicht so leicht. Hier haben die Wassenberger Prädikanten dem Täufertum vorgearbeitet. Es gewann einen großen Anhang. Mehr als 100 Jahre widerstand es den Stürmen der Verfol-

gung. Die Gemeinde Gladbach zählte 1622 noch ca. 500 Seelen (138 Familien). 1611 richteten ihre Diener ein Schreiben an die Brüder in Holland. Der katholisch gewordene Pfalzgraf Wolgang Wilhelm setzte schließlich ihre Vertreibung durch. Die meisten wandten sich nach Krefeld. Hier haben sie zum Aufschwung der Stadt den Anstoß gegeben und wesentlich beigetragen. Was Krefeld heute ist, verdankt es zum großen Teil den Mennoniten. Die Sammt- und Wollwarenindustrie lag hauptsächlich in ihren Händen. Familien wie die von der Leyen, de Greiff und von Beckerath haben sich um das Gemeinwohl der Stadt sehr verdient gemacht. Das Gemeindeleben der jungen Mennonitengemeinde entfaltete sich günstig. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts traten studierte Prediger an die Stelle der Laienprediger. Es waren tüchtige Männer, die über die Grenzen ihrer Gemeinde eine gesegnete Wirksamkeit ausübten. Die Gemeinde zählt heute ca. 800 Seelen und ist eine der größten einflußreichsten Stadtgemeinden Deutschlands.

In Emmerich, Cleve und Goch konnte sich das Täufertum nicht halten. Nach anfänglicher Blüte sind die Gemeinden im vorigen Jahrhundert erloschen. Dagegen entstand in jüngster Zeit (1887) in Gronau eine neue Gemeinde. Nur durch große Opfer, die vor allem die Familien van Delden und Stroink aufbrachten, ward dies möglich. Heute ziert die Stadt eine schöne Mennonitenkirche, in der monatlich der Prediger der Gemeinde Emden Gottesdienst hält. Gronau ist mit Emden, Leer und Norden in einer Art Personalunion verbunden. Emden ist wohl die älteste Mennonitengemeinde Deutschlands. Sie wurde 1530 durch Melchior Hofmann gegründet. Die frühesten Täuferführer Dirk Philips, Leonhard Bouwens, Menno Simons erlangten hier eine vorübergehende Wirkungsstätte. Verschiedene bedeutsame Versammlungen fanden in ihr statt. 1578 wurde das berühmte Religionsgespräch zwischen den Reformierten und den Mennoniten in der Stadt abgehalten. Die Gemeinde litt schwer unter äußeren Bedrückungen und inneren Streitigkeiten, die zu Trennungen führten, kämpfte sich aber unter der Leitung fähiger Prediger und geistig hervorragender Gemeindeglieder durch alle Schwierigkeiten hindurch und erlangte unter der preußischen Regierung, wenn auch erst nach heftigen Kämpfen, die bürgerliche und religiöse Gleichstellung. Bei geringer Seelenzahl nimmt sie bis auf den heutigen Tag eine bedeutungsvolle Stellung unter den deutschen Mennoniten ein. Das verdankt sie vor allem der Familie Brons, deren Einfluß durch einzelne hervorragende Glieder sich weit über die eigene Gemeinde erstreckte. Vorübergehend lag der Schwerpunkt der ostfriesischen Gemeinden in Leer und Norden. Sie hatten noch schwieriger um ihre Existenz zu kämpfen als die Gemeinde Emden und waren fortgesetzt allerlei Bedrückungen und Gelderpressungen seitens der ostfriesischen Regierung ausgesetzt. Auch unter der preußischen Obrigkeit hatten sie anfangs mancherlei Erschwernisse zu erdulden. Ihre Seelenzahl schwankte, blieb aber verhältnismäßig gering. In Leer zählt die Mennonitengemeinde gegenwärtig etwa 20 Gemeindeglieder und 10 Kinder, in Norden nahezu 100 Mitglieder. Hier haben sich die waterländische und flämische Gemeinde am 12. April 1780 vereinigt. In zwei Schriften hat Kommerzienrat Jan ten Doornkaat Koolmann die Geschichte der Gemeinde Norden trefflich beschrieben.

Eine bemerkenswert reiche Vergangenheit hat die Gemeinde Friedrichstadt, die heute kaum mehr als 20 Seelen zählt und

etwa zweimal im Jahr durch den Prediger der Gemeinde Hamburg und Altona mit einem Abendmahlsgottesdienst bedient wird. Sie hat ihren Geschichtsschreiber in einem bayerischen lutherischen Pfarrer gefunden. 1623 siedelten sich die ersten Mennoniten in der jungen Stadt an, als ihnen der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein die Erlaubnis zur Niederlassung gewährte und religiöse Freiheit und bürgerliche Rechte verlieh, wie sie ihre Glaubensgenossen nirgends in Deutschland hatten. Anfangs bestanden in der Stadt drei Gemeinden friedlich nebeneinander (die hochdeutsche, flämische und friesische). 1698 vereinigten sie sich. 1708 zählte die Gemeinde 178 Abendmahlsteilnehmer. 100 Jahre später betrug ihre Gesamtseelenzahl 36. Gegenwärtig zählt die Gemeinde 18 Seelen, darunter 4 Kinder.

In Hamburg-Altona ließen sich taufgesinnte Familien seit 1575 nieder. Auch hier bestanden anfangs 3 Gemeinden. 1682 kam es zur Vereinigung. Im Anfang des 18. Jahrhunderts entstand unter Jakob Denner die Dompelaars-Bewegung (Untertaucher), die zu einer Jahrzehnte lang währenden Trennung der Gemeinde führte. Einzelne Familien wie die Roosen und van der Smissen gelangten zu großem Reichtum. Sie haben sich um ihre Stadt wohl verdient gemacht. Das bezeugen die Namen einiger Straßen der Städte. Der große Wohlstand ihrer Glieder setzte sie in den Stand ärmeren Schwestergemeinden großzügige Hilfe zu leisten. 1914 baute sie eine neue Kirche mit Predigerwohnung. Die Seelenzahl der Gemeinde betrug Mitte des 18. Jahrhunderts über 600. Gegenwärtig zählt sie ca. 350 Seelen. 1902—1935 war sie Sitz der „Vereinigung der Mennoniten-Gemeinden im Deutschen Reich". Berlin ist neben Gronau die jüngste Stadtgemeinde Deutschlands. Sie feiert im nächsten Jahr ihr 50-jähriges Bestehen. Aus kleinsten Anfängen hat sie sich zu einer lebensfähigen Gemeinde entwickelt, die gegenwärtig ca. 350 Seelen zählt und unter tüchtiger Leitung einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenfieht.

Die größte deutsche mennonitische Stadtgemeinde ist Danzig. Sie ist kurz nach 1530 entstanden. Menno Simons mag um 1550 auf seinen großen Reisen zu ihrer Sammlung und Stärkung wesentlich beigetragen haben. Sein Mitarbeiter Dirk Philips wirkte hier mehrere Jahre bis 1568. Die flämische und friesische Gemeinde standen sich schroff gegenüber. Mit den Glaubensgenossen in Holland unterhielten beide Gemeinden einen lebhaften Verkehr. Wegen ihres Gewerbefleißes und ihrer Geschicklichkeit im Handwerk und Handel hatten die Danziger Mennoniten viel Anfeindungen seitens der Bürgerschaft zu erleiden. Sie wurden in der Ausübung ihres Berufs gehindert und mußten nicht selten den Schutz der polnischen Könige mit Geld teuer bezahlen. Besser erging es ihnen unter der preußischen Regierung. Seit 1801 durften sie in der Stadt das Bürgerrecht erwerben und Grundstücke ohne Mittelsperson kaufen. Im Jahre 1808 vereinigten sich die friesische und flämische Gemeinde. Nachdem die beiden Kirchen ein Opfer der napoleonischen Kriege geworden waren, baute die Gemeinde 1818 eine neue Kirche, die 1819 eingeweiht wurde. Im Laufe der späteren Jahre wurde eine Predigerwohnung und ein neues Armenhaus oder Hospital gebaut. Die Seelenzahl wechselte. 1831 zählte die Gemeinde 635 Seelen. Durch Auswanderung besonders nach Rußland sank dieselbe auf 410 herunter. Seit 1882 ist sie durch Zuwanderung vom Lande auf das Doppelte gestiegen. Heute zählt die Gemeinde Danzig nahezu 1240 Seelen.

Die Stadt Elbing ist der Sitz zweier Mennonitengemeinden. Die größere Elbing-Ellerwald entstand um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Aus Holland geflüchtete Taufgesinnte ließen sich in der Umgegend der Stadt zur Bewirtschaftung von Landgütern nieder. In der Stadt wollte man sie nicht dulden. Wiederholt wurde ihre Vertreibung verfügt. Und doch hielten sie sich. 1585 erlangten sie das Bürgerrecht in der Stadt und die Erlaubnis Seidenhandel zu treiben. 1590 wurde bereits ein Gotteshaus errichtet, das 1900 einem neuen, größeren Gebäude Platz machte. Außerdem besitzt die Gemeinde noch ein Gotteshaus in Ellerwald, einem nahen Dorf. Land- und Stadtgemeinde waren von Anfang an (seit 1606) zu einer Gemeinde vereinigt. Nur vorübergehend bestand eine Trennung. Heute zählt die Gemeinde Elbing-Ellerwald ca. 800 Seelen. Seit 1923 wird sie von einem akademisch gebildeten Prediger bedient. Das Bedürfnis und das Verlangen nach einem Prediger, der den Ansprüchen der Stadtgemeinde genügte, führte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur Trennung, die heute noch besteht. Einige Familien schlossen sich zusammen und stellten den Kanditaten der Theologie aus Königsberg, Carl Harder, als Prediger an. Sie erbauten 1852 eine neue Kirche. Die junge Gemeinde wurde Filialgemeinde der Gemeinde Königsberg. Mit ihr ist sie heute noch verbunden; aber Elbing ist jetzt die Hauptgemeinde. Sie ist ca. 150 Seelen stark, während die Gemeinde Königsberg kaum mehr als 50 Seelen zählt. Sie entstand um das Jahr 1722. 10 Jahre später traf sie das Ausweisungsedikt vom 22. II. 1732. Viele Mennoniten verließen die Stadt; die meisten kehrten zurück, als der König Friedrich Wilhelm I. die Erlaubnis dazu unter der Bedingung gewährte, daß sie Zeug- und Wollfabriken anlegten. 1770 wurde das erste Andachtshaus errichtet. Die Gemeinde kam zu großem Vermögen, das sie 1899 der Vereinigung der Mennonitengemeinden i. D. R. mit der Bestimmung zum Eigentum überwies, daß ein Teil der Zinsen zu ihrem Zweck verwendet wird, so weit die Gemeinde bestehen bleibt.

Die größte Zahl der deutschen Mennoniten wohnt im ehemaligen West- und Ostpreußen. Heute ist dies Gebiet durch den Versailler Vertrag von 1919 zerrissen. Der größte Teil wurde dem Freistaat Danzig einverleibt. Ein kleinerer Teil kam zu Polen. Das erschwert ungemein die Verhältnisse der früher blühenden und wirtschaftlich sich günstig entwickelnden Gemeinden. Sie sind teilweise schon in der Reformationszeit entstanden. Herzog Albrecht von Preußen zog holländische Ansiedler in sein durch den poln. preußischen Krieg verödetes Land. Dies machten sich viele Taufgesinnten zu nutze. Durch die Entwässerung sumpfiger Landstriche, durch die Anlegung von Deichen und durch geschickte, zweckmäßige Bebauung des Ackerbodens gelang es ihnen die wirtschaftliche Lage des Landes zu heben. Man erkannte den Nutzen, den sie dem ganzen Land verschafften. Daher wurden sie immer wieder gegen die fortgesetzten Anfeindungen seitens der lutherischen Geistlichkeit von der preußischen und polnischen Obrigkeit geschützt. Ihr Festhalten an der Wehrlosigkeit brachte sie wiederholt in große Bedrängnis. Viele wanderten Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nach Rußland und später im 20. Jahrhundert nach Amerika aus. Dabei behaupteten die großen Landgemeinden Heubuden (1500), Thiensdorf-Pr. Rosengart (1100), Ladekopp-Orlofferfeld (1050), Rosenort (800), Fürstenwerder (600), Tragheimerweide (500), Memelniederung (500), Tiegenhagen (800) ihre bedeutsame Seelenzahl. Sie sind mit den gen. Stadtgemeinden Danzig und Elbing-Ellerwald in der

Konferenz der ehemaligen Westpr. Mennonitengemeinden zusammengeschlossen.

In Polen befinden sich 8 Mennonitengemeinden, die in 3 Gruppen sich zusammenfassen lassen. Die eine, die die Gemeinden Montau-Gruppe, Schönsee und Obernessau umfaßt, gehörte vor dem Weltkrieg zu Westpreußen, die andere mit den Gemeinden Deutsch-Kazun, Deutsch-Wymysle und Wola Wydczynska zu dem früheren Russisch-Polen und die Gemeinde Kiernica-Lemberg zu Galizien, heute Kleinpolen. Sie stehen in keiner Verbindung miteinander. Jede Gruppe besteht für sich. Die erste teilte mit den westpreußischen Gemeinden in der Vergangenheit das gleiche Geschick. Die Gemeinde Deutsch-Kazun ist wahrscheinlich um 1750 entstanden. Sie erfreute sich allem Anschein nach eines schnellen Wachstums. 1846 muß sie nach der Zahl der Täuflinge 8—900 Seelen stark gewesen sein. Durch Auswanderung nach Amerika und Rußland sowie neuerdings nach Paraguay nahm ihre Zahl bedeutend ab. Gegenwärtig zählt sie ca. 400 Seelen. Deutsch-Wymysle besteht aus zwei an sich selbständigen Gemeinden, die gemeinsam sonntägliche Gottesdienste halten, aber die Taufe und das Abendmahl gesondert feiern. Die größere Gruppe übt die Fluß- (Untertauchungs)taufe der Erwachsenen und die Fußwaschung nach dem Abendmahl. Diese beiden Gruppen zählen z. Zt. kaum mehr als 300 Seelen. Größer ist die Gemeinde in (Galizien) Kleinpolen. Über ihre Geschichte ist in jüngster Zeit eine ausgezeichnete Schrift von Prof. Bachmann erschienen. Am 17. Sept. 1781 erließ Kaiser Josef II. sein berühmtes Kolonisten - Patent, das u. a. 28 mennonitische Familien hauptsäuchlich aus der Kurpfalz zur Einwanderung veranlaßte. Am 29. März 1784 wurde ihnen die Aufnahme gewährt. In 3 Gemeinden siedelten sie sich an: Falkenstein, Einsiedel und Rosenberg. Später entstanden die Tochteransiedlungen Neuhof, Kiernica und Horozanna. Ein Teil wanderte nach Rußland und Wolhynien und von dort nach Amerika aus. In den Jahren 1878 bis 1883 verzogen 75 Familien nach Amerika. Die Gemeinde Kiernica stellte 1862 einen theologisch gebildeten Prediger, Joh. v. d. Smissen, an, der 1868 nach 6 Jahren infolge von Streitigkeiten sein Amt aufgab. Am 7. März 1909 konstituierte sich die „Christlich-mennonitische Gemeinde Kiernica-Lemberg" mit dem Sitz in Lemberg. Sie zählt gegenwärtig ca. 550 Gemeindeglieder, die in fast ganz Kleinpolen in 100 Ortschaften zerstreut wohnen. Seit 21 Jahren gibt sie ein Blatt heraus, das vierteljährlich unter dem Namen „Mennonitisches Gemeindeblatt" erscheint.

Wir haben einen Gang durch die deutschen und polnischen Gemeinden unternommen und dabei einen kurzen Blick auf ihre Vergangenheit und Gegenwart geworfen. Immer wieder begegnete uns dasselbe Bild. Gott gab ihnen eine offene Tür. Es fehlte nicht an gewaltsamen Versuchen sie zuzuschließen. Nur teilweise gelang es. Es erfüllte sich an ihnen in der großen Vergangenheit das Wort des Herrn: „Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet." Wie steht es aber in der Gegenwart? Wir haben eine kleine Kraft. Wir bilden eine geringe Zahl. 20 000 Mennoniten unter 70 Millionen Einwohnern. Die Baptisten und Methodisten mit einer viel jüngeren Vergangenheit haben uns weit überflügelt. Sie treten als eine Macht auf in den Kämpfen der Gegenwart. Man hat den Eindruck, sie werden sich durchsetzen. Wie wird es uns ergehen? Wird man uns als eine kleine Kraft beiseite schieben? Ich befürchte es nicht. Ich fürchte viel-

mehr, daß unsere Gemeinden an ihrer inneren Ohnmacht, ihrem Mangel an Glaube und Treue zu Jesu Wort und Namen untergehen. So lange uns das Wort gilt, das Jesus zur Gemeinde in Philadelphia gesprochen hat: „Du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und meinen Namen nicht verleugnet", sind wir stark auch bei kleiner Kraft und geringer Zahl und keine Macht der Welt kann uns unterdrücken. So war es in der Vergangenheit. So erleben wir es in der Gegenwart in Rußland. Unser Allgemeiner Menn. Kongreß soll uns eine Mahnung sein uns auf uns selbst zu besinnen im Blick auf die Vergangenheit und die Gefahr drohende Gegenwart, eine Mahnung uns zusammenzuschließen und gemeinsam zu stärken in unserem Glauben und in unserer Treue „Jesu Wort zu behalten und seinen Namen nicht zu verleugnen". Dazu verhelfe uns Gott in Jesu Namen!

Wegen Mangel an Zeit konnte der folgende Vortrag von Samuel Geiser, Sekretär der Schweizerischen Mennonitenkonferenz: „Die Mennoniten der Schweiz und Frankreichs in Geschichte und Gegenwart" nicht vollständig gehalten werden. Wir geben ihn ausführlich bekannt.

In unserm Herrn Jesus Christus geliebte Geschwister und Freunde!

Es gereicht mir zur besonderen Freude, den mennonitischen Brüdern und Schwestern, aus aller Welt die Grüße der taufgesinnten Gemeinden aus unserer lieben Schweiz, dem Mutterland des Täufertums, übermitteln zu dürfen. Gott hat es uns nicht nur möglich gemacht, daß wir uns hier in Amsterdam zusammenfinden, uns grüßen und gegenseitig Fühlung nehmen dürfen, sondern es liegt im Interesse der Reichsgottessache, daß wir bei diesem Anlaß in besonderer Weise die Gottesoffenbarung durch die Person unseres gegenwärtigen Herrn Jesus Christus erleben, zum Heil unseres persönlichen Lebens und zum geistlichen Aufbau unserer Gemeinden.

Ich möchte meinen Ausführungen zur Geschichte der Mennoniten in der Schweiz das Schriftwort 5. Mose 32, 7 zu Grunde legen, wo es heißt:

> Gedenke der vorigen Zeit bis daher, und betrachte, was er (Gott) getan hat an den alten Vätern. Frage deinen Vater, der wird dirs verkündigen, deine Ältesten, die werden dirs sagen.

Warum wird wohl hier das Volk Gottes aufgefordert der vorigen Zeit zu gedenken? Nicht etwa nur um altes wieder aufzufrischen und sich daran zu erfreuen, sondern wie Gott selber sagt, zu betrachten was er getan hat, sich von der Gottestat an den Vätern zu überzeugen. Und das wollen auch wir heute tun, einen kurzen Blick werfen auf die wunderbare Gottestat an unseren Gemeinden vergangener Zeiten. Das ursprüngliche Täufertum, die Gründung der ersten Täufergemeinde in Zürich war nicht etwa das Werk kalter Spekulation, wie die Wirksamkeit von Konrad Grebel, Felix Manz und Georg Blaurock in vielen Kirchengeschichten dargestellt wird, auch nicht das Ergebnis eines schwärmerischen Enthusiasmus oder das Trugbild einer starrköpfigen Gesellschaft von Phantasten, wie ihre Zeitgenossen die

Geschichtsschreiber Heinrich Bullinger und Konrad Schmid die Täufer beschreiben, sondern ich wage es zu behaupten, und zwar auf Grund reichhaltigen Quellenmaterials, es war eine schöpferische Gottestat, das Werk unseres Gottes, der angesichts des kirchlichen Verfalls in ihnen durch den heiligen Geist das Verlangen wirkte eine Gemeinschaft der Heiligen nach den Grundsätzen der ersten Christengemeinden darzustellen.

Die Chroniken der Brüdergemeinden, die auf handschriftlichem Aktenmaterial beruhen und bis auf die Zeit der Anfänge der Reformation zurückgehen, berichten folgendes, was „sich in Schweizerland aus sonderlicher Erweckung und Anrichtung Gottes" ereignet hat:

> „Als Luther und Zwingli die tück und büberei des röm. Antichrists, der babylonischen Hure genugsam entdeckt, wie mit Donnerschlägen alles niedergeschlagen und zum tail ein Licht aufgesteckt, haben sie demselben nicht richtig nachgefolget, sondern sich an den weltlichen Gewalt der Finsternis gehenkt, darum auch kein frömmers gottesfürchtiges Volk nit aufgezogen haben . . . . und ob es wol einen gueten Anfang göttlicher Erscheinung und Anmuets gehabt, ist ihnen das Licht der rechten Wahrheit wiederum verdunklet. — -- Da hat Gott im Jahr 1525 . . das Licht seiner Gnaden eben eingeführt und hat die lang verdruckt Kirchen angefangen das Haupt wieder empor zu heben und Christus rechter Art zu versehen, sich von dem antichristischen Wesen zu sondern, sich durch den Tauf mit ihrem Christo in wahrer Untergebung des Glaubens zu vereinbaren."

Laut diesem Bericht wollten also die Brüder nach den Grundsätzen der alten Gemeinden die in Bildung begriffene neue Gemeinde organisieren. Nur Gläubige allein sollten auf Grund eines freien Entschlusses in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden. Zwingli erklärte: Sie werden mich zu solcher Rottung nicht bringen. Die Haltung Zwinglis erschien den Brüdern als ein Verrat an der Sache des Evangeliums. Mit sehnsuchtsvoller Erwartung hatten sie von der Reformation nicht nur eine Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse erhofft, sondern die Verwirklichung des biblischen Gemeindeideals, wo die Gemeinde als Trägerin des christlichen Lebens und Verwalterin der ursprünglichen Gemeindeordnungen dasteht. Die soeben berührten Grundgedanken ihrer Auffassung einer christlichen Gemeinde mußten naturgemäß zur Verneinung eines allumfassenden Kirchentums, wie Zwingli es vorsah, führen. Mit scharfen Blicken hatten sie durchschaut, daß manches in der Reformation nicht stimmt. „Obschon Meß und Bilder abgetan, war doch keine Bußfertigkeit" wie sie betonten. Ein bloßes äußeres Glaubensbekenntnis mache den Betreffenden „nit zu einem Christen". Bei vielen der zur Reformation Übergetretenen gewannen sie den Eindruck, daß es an einer in tiefster Seele erfaßten Heilserfahrung mangle. Eine rein äußerlich angeeignete Glaubensgerechtigkeit erachteten sie als unzulänglich. „In ihrer Heilsanschauung vertraten unsere Väter weniger eine rein juristisch übertragene Glaubensgerechtigkeit, sondern mehr eine durch Gottes Gnade in ihnen gewirkte Lebensgerechtigkeit" sagte Br. Jak. Kroeker an der menn. 400 Jahr-Feier 1925 in Basel. Sie wollten keine einseitig zugerechnete Glaubensgerechtigkeit ohne innere Herzenserneuerung, die Wiedergeburt.

Daher ihre stete Forderung, die Lebensgerechtigkeit müsse eine unerläßliche Folge der Gerechtigkeit durch den Glauben sein. Die Stellung der Brüder in Zürich gegenüber der Reformation war also die, daß sie dieselbe als ungenügend bezeichneten. Doch die negative Seite, die Verneinung des reformatorischen Kirchenbegriffs von Seiten der Brüder ist nicht die Hauptsache, sondern das Wesentliche liegt in der positiven Seite, dem Erfassen der Heilstatsachen für ihr inneres Leben. Ihre Heilserfahrung beschränkte sich zwar nicht nur auf die vom heiligen Geist in ihnen gewirkte Lebensgerechtigkeit, sondern tat sich kund im Zusammenschluß solcher, die mit ihnen durch die Wiedergeburt in innere Geistes- und Lebensverwandschaft getreten waren. Auf Grund der in ihnen gewirkten Gottestat wußten sie sich berufen Zeugnis davon abzulegen. Die Erkenntnis drängte zum Bekenntnis.

In einer feierlichen Stunde des Zusammenseins am 25. Jan. 1525 hatten die Brüder ihr Heilserleben durch die heilige Taufe öffentlich bekannt und bestätigt, obwohl einige Tage früher (18. Jan. 1525) durch Ratsbeschluß die Kindertaufe obrigkeitlich festgelegt war. Von dieser Versammlung berichten die Chroniken der Brüdergemeinden:

> „Und es hat sich begeben, daß sie beieinander gewesen sind, bis sie die Angst anging und auf sie kam, ja in ihren Herzen gedrungen wurden. Da haben sie angefangen ihre Knie zu biegen vor dem höchsten Gott im Himmel und ihn angeruft, als einen Herzenskundigen und gebeten: daß er ihnen wollte geben zu tun seinen göttlichen Willen und daß er ihnen wollte Barmherzigkeit beweisen. Denn Fleisch und Blut und menschlicher Fürwitz hat sie gar nicht getrieben, weil sie wohl gewußt, was sie darüber werden dulden und leiden müssen.
>
> Nach dem Gebet ist der Geörg vom Haus Jakob aufgestanden und hat um Gottes willen geboten den Konrad Grebel, daß er ihn wolle taufen mit der rechten christlichen Taufe, mit solchem Bitt und Begehren, hat der Konrad ihn getauft. . .
>
> Wie nun das geschehen, haben die andern gleicherweise an dem Geörgen begehrt, daß er sie taufen soll, welches er auf ihr Begehren also tat, und haben sich also in hoher Furcht Gottes miteinander dem Herrn ergeben, (einer den andern zum Dienst am Evangelium bestätigt) und angefangen den Glauben zu lehren und zu halten."

Ich möchte hier nicht auf den darauf folgenden furchtbaren Kampf der Vertreter der Reformation mit den Täufern, den Zwingli selbst viel schwerer als denjenigen mit dem Katholizismus bezeichnet, näher eingehen. Ich nehme an, den meisten von uns werden diese traurigen Begebenheiten, die zum Teil mit Hinrichtung der Täuferführer endigten, bekannt sein. Was mir vor allem groß erscheint, ist ihre heroische Überwindungskraft mitten im tiefsten Leiden. Ihre Bekenntnistreue machte einen gewaltigen Eindruck, sogar auf ihre Feinde. Auf die Frage woher sie wohl die Kraft zum Durchhalten empfingen, ist zu antworten was die Geschichte von den huterischen Täufern berichtet, das lautet:

„Sie haben vom Wasser, das aus dem Heiligtum Gottes fließt, ja aus dem Brunnen des Lebens getrunken und davon ein Herz bekommen, das vom Menschensinn und -verstand nicht vermag begriffen zu werden. Sie haben empfunden, daß ihnen Gott das Kreuz tragen hilft und haben die Bitterkeit des Todes überwunden. Das Feuer Gottes brannte in ihren Herzen. Ihr Glaube hat eben geblüht wie eine Gilgen (Lilie), ihre Treue wie eine Rose, ihre Frömmigkeit und Redlichkeit wie die Blume der Pflanzung Gottes. — Sie haben das Horn in Zion blasen gehört und haben es wohl verstanden — und deswillen haben sie alle Pein und Marter zurückgeschlagen und sich darob nicht entsetzt. Ihr heilig Gemüth hat die Ding, so in der Welt fürgehen, einem Schatten gleich geachtet, größerer Dinge vergewißt. Sie waren also von Gott erzogen, daß sie überall nichts kannten, nichts suchten, nichts wollten, nichts liebten denn das ewig himmlische Gut allein."

Ein schönes Zeugnis, wollte Gott daß es auch uns, den heutigen Taufgesinnten, gegeben werden könnte!

Die Täuferbewegung griff alsbald auch über auf das Gebiet von Bern. Auch bezüglich der bernischen Täufer möchte ich mich nicht in geschichtliche Einzelheiten verlieren. Immerhin ist es lehrreich einen Einblick in die innere und äußere Stellung der Täufer der Reformationszeit zu tun und an Hand des reichhaltigen Quellenmaterials ein anschauliches Bild vom Glaubensleben der schweizerischen Taufgesinnten zu erhalten. Die Grund-Prinzipien der schweizerischen Täufer der Reformationszeit finden wir zwar nicht in Gemeindeordnungen, Glaubensbekenntnissen oder bindenden Statuten niedergelegt, sondern durch die Gerichtsprotokolle sowie der beiden Protokolle der Zofinger-Täuferdisputation (1.—9. Juli 1532) und des Berner-Täufergesprächs (11.—17. März 1538). Durch sie bekommen wir eine gründliche Kenntnis der täuferischen Grundsätze. Beachtenswert ist, daß ihre Lehranschauung sich genau deckt mit den Gemeindeordnungen der 7 Artikel von Schlatten am Randen der süddeutschen Täufer. Ihr ganzes Lehrgebäude war so in der Schrift verankert, daß mit Recht von den führenden Männern der Taufbewegung gesagt werden kann, ihre Haltung war ein Festhalten an dem biblischen Gemeindeprinzip. In dem Gemeindeleben unserer Väter, den Täufern des Reformationszeitalters, treten diese Züge besonders klar hervor, daß sie suchten mit ihrem inneren und äußeren Leben im Einklang zu sein mit der Heilsbotschaft der Apostel. Der Schwerpunkt der ganzen täuferischen Bewegung lag darin, daß sie auf die ursprünglichen Quellen der christlichen Gemeinde zurückgingen. In ihrem ganzen Denken und Tun waren sie bestrebt, das Wesen des ursprünglichen Christentums festzuhalten. Es seien daher einige

I. Charakterzüge des ursprünglichen Täufertums,

wie sie uns in den erwähnten Aktenstücken entgegentreten, hervorgehoben:

a) Richten wir zunächst einen Blick auf das große, von unsern Vätern so stark betonte innere Heilserleben. Bewußt stellten sie sich auf den Boden der durch Christum vollbrachten und durch

den Heiligen Geist in ihnen gewirkten Neuschöpfung. In dem Gekreuzigten und Auferstandenen beruhte ihr Verhältnis zu Gott. Das Charakteristische bei unsern Vätern ist also ihr gründliches Erfassen der biblischen Rechtfertigungslehre. Diese Kindesstellung vor Gott war bestimmend für ihr inneres und äußeres Leben. Die Heilserfahrung der Täufer im Reformationszeitalter gründete sich durchaus auf das blutige Opfer unsers Herrn Jesu Christi oder mit anderen Worten, das Blut unseres Heilandes war ihnen die Ursache der Versöhnung und Erlösung geworden. Wir lesen zum Beweis folgende Aussprüche: „Die sich von der Welt und Finsternis absondern und sich begeben fürderhin Christo dem Herrn in Gehorsam zu leben durch des Blut sie auch erlöst worden." „Darum sind wir gereinigt und gewaschen durch das Blut Jesu Christi, da höret ihr, von was Reinigung oder Rechtfertigung wir reden." „Christus hat den Bund des Neuen Testaments in seinem Blut eingeführt", bekannte der Täuferführer Hans Hotz 1538 vor der ganzen Ratsversammlung in Bern. Sie hätten von den Prädikanten weder „Besserung des Läbens" noch „Reinigung der Sünden" gelernt. Die Taufbrüder hätten ihre Lehre „nach der Wyss Christi und Bevelch der Aposteln" gehandhabt. Ihre Heilsanschauung war gerichtet auf das individuelle Heilserleben. Daher war ihr Gnadenbegriff weit mehr als ein theologisches Dogma. Sie faßten die Gnade auf als eine Gottesoffenbarung der Person Christi in dem Herzen des Menschen.

b) Das subjektive Heilserleben unserer Väter tat sich bald kund in dem Bekenntnis zur biblischen Glaubenstaufe. Das strenge Schriftprinzip der Täufer mußte ganz konsequent zur Verwerfung der Kindertaufe führen. Die Beschneidung des Herzens, ein wahrer Herzensglaube, müsse der Taufe vorangehen. Sie drangen deshalb sehr stark darauf, daß Buße und Glauben beim Einzelnen zur Tatsache geworden und fragten daher mit Bestimmtheit: „Mag man auch einen hinzutun (zu der Gemeinde) durch die äußerliche Taufe, der nicht glaubt?" — Ihnen war die Taufe „nicht das Abtun des Unflats am Fleisch", sondern denen, die gereinigt seien durch das Blut Jesu Christi, sei sie „eine gewisse Kundschaft (Kundgebung), Sicherheit und Zeugnis ihres Glaubens in Gott." Die Täufer erwarteten bei der Taufe auch nicht eine magische Wirkung des Taufwassers. Sie waren weit davon entfernt die Seligkeit vom Empfang der Taufe abhängig zu machen. Gott habe seine Boten, wie z. B. den Konrad Grebel ausgesandt, diejenigen, die sich „in wahrer Bußfertigkeit von Herzen der Lehre Christi ergeben", durch die Taufe in die „Kilchen Christi" aufzunehmen. Jeder, der ein Christ sein wolle, werde nach Röm. 6 „getauft zu eim Lib in den Tod Christi', mit ihm auferweckt, um nachher in einem neuen Leben „nach der Regel Christi' zu wandeln. Also seien die Brüder „der Gemeinde Christi einverleibt'. Die göttliche Taufordnung sei nach Matth. 28 und Mark. 16 zum ersten zu lehren, dann an Christum zu glauben, darnach die Gläubigen zu taufen.

c) Ein weiterer Charakterzug der Täufer ist die Lehre von der Absonderung. Eine Gemeinde von wahrhaft gläubigen Persönlichkeiten wollten die Täufer sein, im Gegensatz zum offiziellen Staatskirchentum, wo alle Welt Aufnahme fand. Ihr Gemeindebegriff war mit dem Begriff einer alles umfassenden Kirche unvereinbar. Sie beschuldigten die Reformatoren, daß ihre Kirche, die sich auf das „wältliche Regiment" gründe und mit der Welt Gemeinschaft habe,

nicht auf dem Grund des Wortes Gottes stehe. Die Gemeinde solle sich aus erlösten, im Glaubensgehorsam stehenden Personen zusammensetzen. Eine christliche Kirche müsse sich nach den Satzungen und Ordnungen Christi halten.

Im Gegensatz zwischen Weltreich und Gottesreich, zwischen Ungläubigen und Gläubigen lag die Lehre von der Absonderung begründet. Die Täufer hatten einen ganz andern Begriff von der „Welt", als die staatskirchlichen Theologen, was ihnen die Möglichkeit gab, ihre Lehre einer radikalen Separation zu rechtfertigen. Das Wort Christi „mein Reich ist nicht von dieser Welt" und die Verordnung des Apostels Paulus „gehet aus von ihnen, und sondert euch ab" (2. Kor. 6) genügte ihnen vollauf, die Welt als unchristlich zu verneinen und sich von ihr abzusondern, da die Verwirklichung des Reiches Gottes nie in Verbindung mit der Welt sich vereinbaren lasse. Eine klare scharfe Scheidung zwischen Welt- und Gottesreich war ihnen Voraussetzung für den Sieg der Sache Christi. Nach ihren Begriffen ist die Kirche die Gemeinschaft der Nachfolger Christi, die alle in sich schließt, die sich dem „Gehorsam des Evangeliums" ergeben haben. Das Vorbild Christi und der Urgemeinde war bestimmend für sie. Sie waren von der Möglichkeit der Verwirklichung einer idealen Gemeinde überzeugt. Sie sagten: „In der alten apostolischen Kirche waren nur die eingeleibet und in die rechte Kirche gepflanzt, die sich zur Buße und Änderung des Lebens kehrten". „In allen, denen das Wort Christi fruchtet und grünet, die sind die Gemeinde Gottes, sind göttlicher Natur, werden Brüder und Schwestern genannt". „Ist die Kirche von der Welt abgesondert und handelt allein nach der Art Christi, so müssen wir sie als solche bleiben lassen, ist sie aber noch in der Welt, so können wir sie nicht als die Kirche anerkennen." Sie bekannten ferner, daß das Zeugnis des Gewissens ihnen bestätige, daß sie gesandt seien die Gemeinde Christi zu lehren, den Unterschied zwischen Bösem und Gutem hervorzuheben und also „dem Herrn ein Gemeind und Kilchen zuzuführen, die unsträflich sei". Nicht die Prädikanten, sondern sie hätten „die rechte Kilchen", die sich auf „den Anfang der christlichen Gemeind", auf den Grund der Apostel und Propheten gründet, die auf dem Eckstein dem Felsen Christus, „dem Haupt der Kilchen" beruht.

d) Als viertes Charakteristikum sei noch kurz gestreift die unbedingte Forderung der Gemeindezucht. Wenn die Täufer das apostolische Gemeindebild als Ideal vor Augen hatten und darnach strebten, daß die Gemeinde Christi ohne Flecken da sei, so mußte ganz folgerichtig alles, was Christus Unehre macht, aus der Gemeinde entfernt werden. Auch unter einer Gemeinde von Gläubigen werde jederzeit Böses hervortreten. Deshalb solle das Böse, in welcher Form es auch, sogar unter Brüdern in der Gemeinde, auftreten mag, nach Matth. 18 und 1. Kor. 5 unbedingt gestraft und hinausgetan werden. Die Anwendung der Gemeindezucht, obwohl strenge durchgeführt, soll mit Liebe zur Besserung und Zurechtbringung dienen. Die Gemeinde kann nicht wie die weltliche Obrigkeit durch leibliche Strafe nach dem Gesetz handeln, sondern hat „die Strafe Christi nach Gnaden" zu gebrauchen.

Um das Charakterbild der ersten Täufergemeinden näher zu schildern, sollte man auf weitere Charaktereigenschaften der Taufgesinnten eingehen, wie z. B. die Verteidigung der vollständigen Glau-

bens- und Gewissensfreiheit, die Forderung der Nachfolge Christi, die Verweigerung des Eides, sowie das Einstehen für das Prinzip der Wehrlosigkeit, da der Christ niemals Rache, sondern Feindesliebe ausüben soll. Aber die Zeit reicht dazu nicht aus. Wir sehen, der Zentralpunkt ihres ganzen Lehrgebäudes war

Christus und seine Gemeinde.

Um die Verwirklichung dieser neutestamentlich-apostolischen Gemeinde haben unsere Vorfahren, die ersten Täufer, so schwer gekämpft und gerungen. In diesem heißen Ringen sind sie zwar unterlegen, ihr Los blieb nichts anderes als Unrecht leiden. Auf sie ist anzuwenden, was der Prediger Salomo mit klarem Geistesblick beobachtete und niederschrieb:

> Ich wandte mich, und sah alles Unrecht, das geschah unter der Sonne, und siehe da waren Tränen derer, so Unrecht litten, und hatten keinen Tröster, und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten (Kap. 4, 1).

Wenn sie auch in diesem Kampf für ihre Überzeugung Leben und Blut gelassen haben und auch manches Ideal ihres Gemeindeprinzips unverwirklicht blieb, so hat sich doch Gott im Großen und Ganzen dazu bekannt und hat sie zu Trägern seiner Heilsoffenbarung gemacht. Als die „Kirche der Armen" schämten sie sich nicht, die Schmach Christi ihres Meisters zu tragen.

II. Betrachten wir noch kurz die wirtschaftliche Entwicklung des schweizerischen Täufertums. Was der Erzvater Jakob und seine Söhne, die Brüder Josephs, bei ihrer Einwanderung ins Land Gosen dem ägyptischen König Pharao mitteilten: „Deine Knechte sind Viehhirten, wir und unsere Väter" (1. Mose 46, 32—34 und 47, 3), das kann großenteils auch von den Schweizer Täufern gesagt werden. Trotz unzähliger Schwierigkeiten verbleibt den Täuferbrüdern der Ruhm zu den Bahnbrechern des technischen Fortschrittes der Landwirtschaft zu gehören. In der Agrargeschichte des In- und Auslandes nehmen die schweizerischen Mennoniten einen hervorragenden Platz ein. Was die Täufer auf dem Gebiet der kulturellen, wirtschaftlichen Entwicklung geleistet haben, wird heute von vielen objektiv beurteilenden Fachmännern der Geschichte anerkannt. Haben sie doch in der ganzen Welt, wo sie hinkamen, blühende Kulturzentren geschaffen. Eine außergewöhnliche Kenntnis der Viehzucht und Milchwirtschaft ist bei den schweizerischen Emigranten zu finden. Nebenbei sei nur hingewiesen auf David Möllinger, den Vater des Pfälzer Ackerbaues, der ein Enkel eines Täuferemigranten aus dem Kanton Bern war, die laut Berner Ausweisungsedikt vom 11. Februar 1711 ihr Vaterland verlassen mußten. (Siehe Geiser, Sam., „Die Taufgesinnten-Gemeinden", Seite 434 und Correll, Ernst, „Das schweiz. Täufermennonitentum", Seite 122/123). Ferner auf das Geschlecht der Dettweiler, die aus der Schweiz vertriebene Täufer waren, „deren Glieder in Vergangenheit und Gegenwart vor allem als hervorragende Praktiker und Theoretiker der Landwirtschaft gewertet werden. In der mennonitischen Wirtschaftsgeschichte haben sie bedeutsam an der Entfaltung des ausgeprägten süddeutschen Agrar-

typus mitgewirkt" (Menn. Lex.). Die Stellung der mennonitischen Musterwirtschaft kann jedoch hier nur so allgemein gestreift werden.

Über den wirtschaftlichen Charakter der schweizerischen Täufer im 16. und 17. Jahrhundert ein Bild zu bekommen, bietet die Geschichte nur vereinzelte Anhaltspunkte. Die Lebensverhältnisse der Schweizer Brüder waren noch viele Jahrzehnte nach der Verfolgungszeit die denkbar einfachsten. In ihren Lebensansprüchen waren diese Leute sehr bescheiden und pflegten ein stilles, geordnetes Familienleben. Mit Recht schreibt Dr. Ernst H. Correll über die Wirtschaftsgesinnung der schweizerischen Täufer:

> „Die Lebensform, die von ihnen geprägt wurde, trug den Stempel der Einfachheit. Dies lag schon im Charakter der Absonderung beschlossen. Reichtum und Glanz verwirft Christus der Herr (Luk. 12, 15). Irrelevanz (Unerheblichkeit) für das Heil eines Christenmenschen einerseits, das liebes-kommunistische Pflichtgefühl andererseits, wurden als Wirtschaftsgesinnung gepflegt, von franziskanischen Armutsenthusiasmus war keine Spur. Die Arbeit wurde als eine von Gott gestellte Aufgabe erachtet. Fleiß, Arbeitstreue und andere ökonomische Tugenden erhielten eine religiös-sittliche Weihe, auf die gerade auch die Gemeindezucht achtete. Erstrebt wurde eine seltsame Verbindung biblischer Muster mit dem, was für ehrsam und als einfältige Art erachtet worden war. Das praktische Lebensideal wuchs auf dem Boden des Handwerker- und Bauerntums. . . . Zurückhaltung vom Handelsgeschäft, Bescheidenheit im „Kauffen" und „Merckten" wurden als Maxime wirtschaftlichen Gebarens vorgehalten. Maßgebend blieb in allen Dingen die Tendenz zur Bedürfnislosigkeit".

Auf einem solchen Leben in wahrer Gottseligkeit und Ehrbarkeit ruhten ganz sichtbar die Segnungen des unsichtbaren Gottes.

Das hauptsächlichste Gewerbe der schweizerischen Täuferfamilien, speziell der bernischen Emigranten, ist wie bereits angedeutet, Viehzucht, Milchwirtschaft und Ackerbau. Als Nebenberuf bis anno 1900 die Spinnerei und Weberei, allerdings nicht mit technisch-perfektionierten Maschinen, sondern im Handbetrieb. Der französische Geschichtsschreiber Mathiot meldet, daß die zahlreich aus der Schweiz, speziell dem Jura in Frankreich eingewanderten Mennoniten als „fermiers, meuniers, tisserands" (Pächter, Müller, Weber) Vorzügliches geleistet haben. „Ils ont défriché et mis en culture une grande quantité de terrain, dans la plaine et sur les montagnes, ils exellent dans l'élevage et le trafic des bestiaux". (Sie haben in der Ebene und auf den Bergen große Stücke Boden urbar gemacht und kultiviert, sie sind vorzüglich in der Aufzucht und Betrieb des Viehstandes). Von den Täufern in den Vogesen wird gemeldet, sie seien „simples come eux, mais construits avec intelligence" (einfach, aber aufbauend, mit Intelligenz). Mathiot berichtet sogar: „Les principaux bourgeois ou propriétaires du pays étaient trop intéressés à la bonne exploitation de leurs fermes pour renoncer bien longtemps aux services des Anabaptistes" (die meisten Bürger und Eigentümer des Landes waren zu sehr interessiert an dem guten Betrieb ihrer Pachtgüter, daß sie auf den Dienst der Täufer verzichten wollten).

Ebenso brachten die Täuferflüchtlinge, die aus dem Emmental auf den einsamen Bergeshöhen des Fürstbistums von Basel, dem heutigen Berner Jura, eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, durch harte Arbeit das Land kulturell zu einem höheren Ertragswert. Der Emmentaler, der in größter Anspruchslosigkeit im harten Kampf mit der Scholle auf den haldigen Höfen der Heimat aufgewachsen war, fand auch sogar in den Weidhütten der Juraberge ein bescheidenes Auskommen.

Bis in die neuere Zeit können den schweizerischen Täufern mit wenig Ausnahmen die ihnen nachgerühmten Eigenschaften auf dem Gebiet der Landwirtschaft nachgewiesen werden. Leider wurde ihnen die Zeit der Hochkonjunktur während des Weltkriegs und der darauf folgenden Jahren zum Verhängnis. Die Landpreise, die Steuern und Abgaben stiegen ins Unermeßliche. Darauf folgte die Zeit der Deflation, der allgemeinen Sachentwertung, was für viele bei allzugroßer Grundbesitzverschuldung ganz katastrophale Folgen hatte. Zwar trifft die Mennoniten in mancher Hinsicht in der Not der heutigen Wirtschaftskrise ein gewisses Selbstverschulden. Der allzu teure Erwerb von Grundbesitz, das allzu kostspielige Bauen, das Verlassen der früher gepflegten Einfachheit sind Faktoren, die wesentlich zur Verschärfung der landwirtschaftlichen Krisenlage beitrugen. Obwohl die staatlich organisierten Bauernhilfskassen für viele das Schlimmste, die Vertreibung von Haus und Hof, abwenden half, wird es noch viele Jahre dauern, bis der Bauer sich wieder aus der Wirtschaftskrise erholt hat. — Soviel über das Wirtschaftliche des schweizerischen Täufertums

III. Die Auswanderung aus dem Ursprungslande des Täufertums ist für das Wirtschafts- und Kulturleben der betreffenden Länder von großer Bedeutung. Das ganze Auswanderungsproblem in seiner umfassenden Vielseitigkeit zu beleuchten, würde jedoch den Rahmen dieser Arbeit übersteigen, eine statistische Erfassung desselben wäre sogar ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn hier auch keine detaillierten Angaben über die schweizerische Emigration nach den einzelnen Bestimmungsländern möglich ist, so seien doch die wichtigsten Ereignisse bezüglich derselben kurz skizziert.

Die Ursachen der Auswanderung der Täufer aus der Schweiz sind: erstens die Verfolgungen, zweitens die Militärfrage, resp. die von den Täufern verteidigte Wehrlosigkeit und drittens die schlechte wirtschaftliche Lage oder die Hemmung der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit in der Heimat. Wie bemerkt, sind die vielen Auswanderungen der schweizerischen Täufer im allgemeinen keine freiwilligen Wegzüge, sondern sind auf die häufigen Landesverweisungen und Verbannungen zurückzuführen. Daß eine Regierung, besonders im Kanton Bern und Zürich, Ausländische wegen religiöser Propaganda, die mit dem Staatskirchentum im Widerspruch steht, ausweist, ist zwar noch begreiflich, daß aber einheimische Bürger, eigene Landeskinder, stille, sonst gehorsame Untertanen von einer „christlichen" Obrigkeit wegen Werbetätigkeit für die Täufersache des Landes verwiesen werden, ist eine nach heutigen Rechtsbegriffen unerhört strenge Strafe. Daß die Täufer in Zürich den Beamten der Obrigkeit entgegenhielten „Gott habe ihnen das Erdrich geschaffen so wohl als minen Herren" ist begreiflich. Und doch mußten zahlreiche Täufer aus dem Gebiet von Zürich unfreiwillig auswandern, besonders in

der zweiten Periode des Zürcher Täufertums anfangs des 17. Jahrhunderts. Mit der Auswanderungsbewegung verschwanden die letzten Täufergemeinden aus dem Züricher Gebiet.

Noch rigoroser als in Zürich wurde das Strafverfahren der Landesverweisung in Bern durchgeführt. Unzählige, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Greise wurden von ihrer Heimat in die Fremde vertrieben. Wehmütig mit blutendem Herzen verließen die Täufer ihr Heimatland, an dem sie mit Liebe hingen, um in der Fremde eine Zufluchtsstätte zu finden, wo sie ihres Glaubens leben konnten.

Als erstes Zufluchtsgebiet kam in Betracht die Markgrafschaft Mähren, in dem es einigermaßen Duldung für außerkirchliche Richtungen gab.

Ein weiteres Auswanderungsziel wurde die Pfalz, besonders im 17. und 18. Jahrhundert. Die zahlreichen Familiennamen bernischen Ursprungs in der Pfalz deuten auf eine große Ausbreitung des Täufertums durch die Einwanderung der Schweizer Brüder. In der Kurpfalz werden schon kurz nach seinem Entstehen im 16. Jahrhundert die Anhänger des Täufertums ausdrücklich als „Schweizer Brüder" bezeichnet.

Eine am 15. Juni 1660 gefaßte „endliche Resolution Miner gnädigen Herren", wie sich die regierenden Adelgeschlechter in Bern nannten, ging dahin, die angedrohte Landesverweisung auszuführen. Die Bedrängnis der Täufer im Kanton Bern war in diesen Jahren besonders groß, bis es im Jahr 1671 zu einer großen gewaltsamen Vertreibung kam. Etwa 700 Personen zogen aus dem Bernerland nach der Pfalz. Im elendesten Zustande kamen sie dort an. Bejammernswert war ihre Lage. In großzügiger Weise nahmen sich die holländischen Taufgesinnten der bedrängten Glaubensbrüder an. Die Liebe zu den heimatlichen Bergen und den Angehörigen zog viele der Vertriebenen zurück in das schöne heimelige Emmental, deshalb die Drohung der Berner Regierung, daß die Wiederkehrenden „mit dem Brönneysen gezeichnet" werden sollen.

Ein wichtiges Einwanderungsgebiet wurden die Niederlande. In herzlichster Weise hatten sich die niederländischen Mennoniten ihrer bedrängten Glaubensgenossen in der Schweiz angenommen. Wenn auch hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden kann, so möchte ich doch den lieben Holländern versichern, daß wir Schweizerbrüder nicht ganz vergessen haben, was von ihnen an unsern Vätern getan wurde. Rührend war es, wie sich die holländischen Brüder der schweizerischen Täufer annahmen, als sie massenhaft und gewaltsam aus der Heimat vertrieben wurden. Die Angelegenheit der schweizerischen Brüder wurde auf einer allgemeinen Synode der holländischen Mennoniten am 5. November 1670 in Amsterdam durchberaten. Die vorgesehene Deportation der gefangenen Täufer nach Ostindien, resp. die zwangsweise Verschickung nach Amerika anfangs des 18. Jahrhunderts wurde durch den Eingriff der Holländer vereitelt. Eine beträchtliche Anzahl der Täufer, die der ostindischen Kompagnie übergeben werden sollten, konnten in Holland angesiedelt werden. Am 3. August 1711 kam eine weitere Expedition von gefangenen Täufern, die auf 4 Schiffen den Rhein hinunterfuhren, in Amsterdam an, von denen sich 126 in Groningen, 116 in Deventer, 87 in Kampen und 21 in Harlingen niederließen. Die Doopsgezinden hatten alles nur mögliche zur Erwirkung der Duldung der Täufer

in Bern unternommen, aber ohne wesentlichen Erfolg. Der längeren diplomatischen Verhandlungen überdrüssig, verbat sich schließlich Bern jegliche Einmischung in sein Staatswesen.

Zahlreiche Spuren schweizerischer Auswanderung finden wir in den angrenzenden Ländern Elsaß-Lothringen und Frankreich. Der Umstand, daß im Innern Frankreichs keine, nur in den Grenzprovinzen, Mennoniten sind, deutet darauf hin, daß die Einwanderung der Täufer meistens aus dem Kanton Bern geschah. Die fast durchweg deutsch-bernischen Familiennamen bestätigen dies vollauf. Es wird im Jahr 1643 von den Täufern, die sich schon längere Zeit im Elsaß niedergelassen haben, berichtet: „Ehedem hielten sie ihre religiösen Versammlungen in einem Gehölz zwischen St. Marie aux Mines und Schlettstadt. Jetzt vereinigen sie sich in einer Scheuer. Sie haben keine Pfarrer, aber einer von ihnen liest die Schrift in deutscher Sprache vor und sie singen ihre Psalmen nach der Übersetzung von Lobwasser".

In den Jahren 1671—1711 war die Ansiedlung von Berner Täufern im Elsaß, speziell dem Oberelsaß, in den Vogesen, sowie im französischen Jura (Departement du Doubs) besonders groß. In der Grafschaft Montbeliard übergab Graf Leopold Eberhard den Täufern seine Güter zur Bewirtschaftung. Der französische Geschichtsschreiber Mathiot, der das Ergehen der Mennoniten im Elsaß und in der Principauté de Montbeliard näher beschreibt, glaubt von ihnen sagen zu dürfen, daß sie treu an ihrer Tradition festhalten, in Familie und Vereinigungen ihre Bibel lesen. Sonntags werde in der Versammlung das Evangelium gepredigt, wobei man sich an die Bibel hält und zugleich betet und singt. In ihrem Benehmen verhalten sie sich als Fremdlinge und Pilgrime, einfach im Leben, in der Arbeit und in ihrem Versprechen treu, „come de vrais Chrétiens". Auch suchen sie einander in materieller und geistlicher Hinsicht zu unterstützen.

In einem Briefe teilt der Älteste Pierre Sommer, Grand-Charmont bei Montbeliard folgendes mit:

> „In Frankreich sind nicht viele Mennoniten, alle im Nordosten. 1000 davon wohnen in Elsaß-Lothringen, waren also von 1871—1918 deutsch. Diese haben auch bis jetzt die deutsche Sprache behalten, während diejenigen, die seit ihrer Ankunft im Lande (Anfang des 18. Jahrhunderts) französisch sind, die deutsche Sprache fast ganz verloren haben. Unsere Familien kamen sämtlich aus der Schweiz und hielten lange fest am Deutschen (bis vor ein paar Jahren hatten wir hier in Montbéliard noch immer hin und wieder deutsche Versammlungen). Die Gemeinden sind klein, weit zerstreut, haben keine eigenen Schulen und so konnten sie ihre Sprache nicht erhalten. Das geistliche Leben war auch sehr zurückgegangen. Gott sei Dank, seit etwa 30 Jahren kam wieder neues Leben und heute sind viele da, die ihres Heils durch das Blut Christi bewußt sind und sich bemühen, wahre Zeugen des Herrn zu sein. Die Gemeinden bilden einen Verband mit zwei Konferenzen, eine im Frühjahr und eine im Herbst. Die französisch sprechenden Gemeinden, obschon sie zum Verband gehören, haben ihre Konferenz jährlich in französischer Sprache".

Über das Ergehen der französischen Mennoniten schrieb Sommer im Menn. Lex.: „Immer noch lebt der tief fromme Sinn der Väter fort. In vielen Familien spürt man das Wehen des Geistes, der Liebe und des Friedens. Im Anfang des 20. Jahrhunderts wurden Anstrengungen gemacht, das religiöse Leben zu fördern. In einer Reihe Konferenzen, von denen die erste im Jahre 1901 in Epinal stattfand, suchte man die vereinzelt stehenden Gemeinden näher zu bringen durch Weckung und Belebung des Gefühls der Zusammengehörigkeit. Fragen allgemeinen Interesses wurden besprochen. Die Aufmerksamkeit wurde sofort auf die Notwendigkeit der Evangelisation innerhalb der Gemeinden gelenkt."

Gott hat also die französischen Mennoniten leiblich und geistlich, nach innen und außen reich gesegnet.

Das spätere Auswanderungsziel von schweizerischen Täufern bis in die neuere Zeit waren hauptsächlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Vermutlich waren unter den ersten mennonitischen Einwanderern in Pennsylvanien, die Ende des 17. Jahrhunderts aus der Pfalz kamen, auch vertriebene Berner. Überaus groß war die Auswanderung der Berner Täufer nach Amerika im 18. und 19. Jahrhundert. Die außerordentlich zahlreichen Mennonitengemeinden in Pennsylvanien sind zum großen Teil schweizerischer Abstammung, aus dem Kanton Bern. Sehr stark war die Auswanderung aus dem Jura und dem Emmental in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts. Sie ließen sich hauptsächlich in den Staaten Ohio, Indiana und Minnesota nieder. Die heutige Gemeinde Sonnenberg bei Dalton, Ohio wurde von diesen Ansiedlern gegründet und war lange Zeit das Ziel der Auswanderer der gleichnamigen Gemeinde aus dem Berner Jura. Weitere große Mennonitengemeinden in Bluffton, Pandora (Ohio), Berne (Indiana) und andere kleinere stammen ihrer Mitgliederzahl nach fast durchweg aus dem Berner Jura oder dem Emmental. Die beschwerliche Reise mußte damals bis Havre noch per Fuhrwerk zurückgelegt werden, wobei sogar Proviant für die mehr als 3 Monate dauernde Ozeanfahrt mitgeschleppt wurde. Immer zahlreicher strebten die Täufer, denen das Auskommen in dem schweizerischen Berg- und Hügelland zu schwierig wurde, der neuen Welt zu. Ein Blick auf das schweizerische Wirtschaftsleben der 50er und 80er Jahre läßt die gewaltigen Auswandererzahlen dieser Zeit verstehen. So blieben die schweizerischen und amerikanischen Mennoniten durch viele verwandtschaftliche Bande miteinander verbunden.

Überblicken wir den gesamten Auswanderer-Komplex der schweizerischen Täufer, so bekommen wir den Eindruck, daß das Mennonitentum in allen Ländern nicht nur durch geistige Verwandtschaft, sondern gewissermaßen durch leibliche Verwandtschaftsbande miteinander verbunden ist.

IV. Wenn auch durch die großen Auswanderungen dem Stamme der Mennoniten der Schweiz mächtige Teile entrissen wurden, und in fernen Ländern Wurzel gefaßt und zum Wachstum des Täufertums beigetragen haben, so ist doch in der Schweiz, der Urheimat zahlreicher Mennonitenfamilien, ein Überrest der Mennonitengemeinden geblieben, die sich noch heute „altevangelisch taufgesinnte Gemeinden" nennen. Die Gemeinden verteilen sich wie folgt:

Die Gemeinde Basel-Schänzli mit einem stattlichen Versammlungshaus, seit 1903. Westlich davon, dicht an der französischen Grenze die Gemeinde Großlützel, zu der die auf den einsamen zerstreut liegenden Berghöfen wohnenden Täufer bis Delsberg gehören. Im nördlichen Zipfel des Berner Jura befindet sich die um die Jahrhundertwende vom Ältesten Heinrich Schmutz gegründete Gemeinde Puntrut. Südlich davon, ungefähr in der Mitte des Berner Jura, befindet sich die Gemeinde Kleintal mit der Kapelle Moron, erbaut 1893. Ein Versammlungshaus der gleichen Gemeinde ist in Perceux (1921) oberhalb der Felsenhöhle Geißkirchlein, wo laut Tradition die Täufer in der Verfolgungszeit ihre Erbauungstunden abgehalten haben sollen. Eine der größten Schweizer Mennonitengemeinden ist weiter südwestlich die Gemeinde Sonneberg, mit der schönen Kapelle Jeangisboden, erbaut 1900, und den zwei weiteren Versammlungshäusern Fürstenberg und Les Mottes. Gegenüber der Chasseralbergkette weiter südlich ist die Gemeinde Mont-Cortébert. Und auf dem Hochplateau des Jura die Gemeinde Chaux d'Abel mit dem im Jahr 1863 erbauten, von Vater David Ummel der Gemeinde geschenkten Schulhaus (niedergebrannt und neu erbaut 1917). Die große 1905 neu erbaute Kapelle daselbst gehört dem Jünglingsverein, dem auch etliche Mennoniten angehören. Im Kanton Neuenburg ist die einzige Mennonitengemeinde Chaux de Fonds, woselbst der Bau der Kapelle in Les Bulles außerhalb der Stadt in das Jahr 1894 datiert. Mit dieser Gemeinde ist auch die frühere Gemeinde Locle vereinigt. Die weitverzweigteste und wahrscheinlich die zahlenmäßig größte ist die Gemeinde Emmental mit Sitz in Langnau, woselbst auch ihr Organ der „Zionspilger" herausgegeben wird. Im Kehr bei Langnau steht das erste von den Mennoniten in der Schweiz erbaute Versammlungshaus, erbaut 1888, dem 1899 die beiden andern Bomatt an der Emme, und westlich an der Linie Langnau-Bern dasjenige auf Aebnit bei Bowil folgen. Nicht zu vergessen ist noch die Zweiggemeinde Emmenholz bei Solothurn, und die Gemeinde Genf, resp. Pays de Chex, die anfangs dieses Jahrhunderts von Abraham Geiser gegründet wurde.

Alle diese Gemeinden sind zu einem Verband zusammengeschlossen. Das geistliche Leben in den Überresten der alttäuferischen Gemeinden befand sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts in einem gesunkenen Zustand. Auf jeden Fall hat sich das einfache, bescheidene, haushälterische Wesen seit der Verfolgungszeit noch lange erhalten, aber Tatsache ist, daß bei korrekter äußerer Form oft wenig inneres geistliches Leben mehr vorhanden war, man hing matt an den alten Einrichtungen. Nach und nach kam es nun in den zerstreuten Gemeinden wieder zu Neubelebungen. Eine große Erweckungszeit erlebten die Gemeinden um die Jahrhundertwende, sodaß viele aus einem toten Formwesen zu neuem Leben erwachten. Leider sind auf segensreiche Blüteperioden in den Taufgesinnten-Gemeinden auch Zeiten des Niedergangs gefolgt, sodaß neben regem, lebendigem Glaubensleben leider heute in diesen Gemeinden auch viel oberflächliches Wesen zu finden, ja zum Teil sogar ein Abweichen von dem biblisch gesunden täuferischen Gemeinde-Prinzipien festzustellen ist.

Möchte es der Gnade Gottes gelingen, daß die ursprüngliche Darstellungsform echten evangelischen Gemeindechristentums sich in segensreicher Weise entfalten könne und zu einer Quelle werde,

deren heilbringende Fluten manches öde Land befruchten und unter dem frischen Frühlingshauch des Evangeliums zu blühenden Gefilden umgestalten, wo das geistliche Leben ungehindert pulsieren kann.

Möge der Heilige Geist in den so reich gesegneten Gemeinden der Taufgesinnten ein neues Aufwachen wirken zur Erkennung und Erfüllung ihrer praktischen Aufgaben, zur Verherrlichung des erhöhten und verklärten Christus, dem Haupt seiner Gemeinde!

Den Höhepunkt des Nachmittags bildete die ergreifende Schilderung, die Prof. B. H. Unruh in seiner Rede über „Die Mennoniten in Rußland in Geschichte und Gegenwart" gab.

Wir gedenken heute auf dieser Weltkonferenz vor Gott in aufrichtiger Liebe unserer völlig entrechteten, zerstörten, versprengten Gemeinden im Ostreich und gleichzeitig der gesamten Christenheit jenes so schwer heimgesuchten Landes.

Es will uns nicht recht gelingen, angesichts der dunklen Gegenwart über die Vergangenheit dieser Gemeinden und Ansiedlungen zu reden. Es kommt uns das zu kalt, zu akademisch vor, wo das Haus doch an allen Ecken in Flammen steht, ja zum großen Teil bereits in Asche und Trümmer daliegt. Sollen wir dozieren, wo das Todesgrauen uns umfängt?

Dazu sind wir doch alle zu gewissenhaft, dazu nehmen wir sowohl die Not zu ernst, die hier einfach da ist, als auch Gott, der auch hinter dieser Not steht. Wir wollen nicht träumen und dichten, nicht konstruieren und spekulieren, wir wollen auf Gott vertrauen, wir wollen in der Liebe vor unseren sterbenden Freunden und Brüdern stehen, als Hoffende dort, wo scheinbar nichts zu hoffen ist. Wenn wir das nicht tun, dann verlassen und verraten wir die, die auch um unsertwillen leiden.

Ich muß hier eines meiner Schüler, gedenken, der mir aus sibirischer Verbannung vor einigen Jahren folgendes schrieb:

Sie haben uns in Ihrem Unterricht davon gesprochen, daß die Stellvertretung ein Grundgesetz des Reiches Gottes ist, das an Karfreitag zu tiefster Erfüllung und höchster Vollendung gekommen ist. Ich habe Sie damals nicht ganz verstanden. Heute verstehe ich Sie. Mir ist ganz klar, daß wir nicht zufällig hier sind und auch nicht bloß unsertwegen. Wir dürfen für alle diesen schweren Weg gehen! Mir haben diese Zeilen meines Schülers, den ich noch in der Klasse vor mir sehe, ans Herz gegriffen. Als ich seinen Brief tief gerührt und hocherfreut in der Hand hielt, da hatten wir die Rollen gewechselt: er war mein Lehrer geworden! Da ist mir klar geworden, wie das Erleben auch unserer Brüder in all diesen schweren Jahren einen tieferen Sinn hat, den nicht wir in das Erleben hineinlegen, sondern der uns aus diesem Erleben urmächtig entgegentritt und uns aufruft, uns verpflichtet. Ich glaube hiervon vor allen Dingen heute reden zu sollen.

Wir sind mit der gegenwärtigen Weltkonferenz, die wir im Gedächtnis an Menno Simons begehen, in eine Verantwortung hineingestellt angesichts besonders auch der harten, dornenvollen Lage der Unsrigen im engern und weiteren Sinn dort im Osten. Wenn wir uns bereit finden, diese Verantwortung zu erkennen, sie auf uns zu nehmen in Gesinnung und Tat, in Hilfsbereitschaft und Opferwillen

— dann ist die Gefahr gebannt, daß wir bloße Worte machen, die allein nicht helfen.

Aus dem Danziger Gebiet, aus Westpreußen und Ostpreußen zogen unsere Väter um die Wende des 19. Jahrhunderts hinüber nach Süd-Rußland und in der Mitte des Jahrhunderts in kleineren Gruppen nach Ostrußland. Es entstanden herrliche Ansiedlungen, aus denen Tochtersiedlungen hervorgingen, die ihrerseits ebenfalls merkwürdig rasch emporblühten. Um die Wende des 20. Jahrhunderts sind die deutschen Kolonien in Sibirien entstanden, darunter auch die unsrigen. Und das alles nicht ohne Mühe, Sorgen, Enttäuschungen, Streit und Zwietracht, Heimsuchungen und Katastrophen, innern und äußeren Verfall, Sünde und Schuld, ohne Versündigung an Gott und am Bruder — aber im großen und ganzen doch als Aufstieg auf allen Gebieten, dem materiellen, geistigen, geistlichen. Ich muß immer wieder dieses merkwürdige Kapitel der Taufgesinnten-Kolonisten im Reich der Zaren im Rahmen der Geschichte unserer Gesamtbruderschaft sehen, in Verbindung mit der Schweiz, mit dem hiesigen Lande, dessen Gastfreundschaft der Kongreß genießt, mit den deutschen Landen und mit Amerika. Ich studiere in der letzten Zeit besonders eifrig die schweizerische und niederländische Täufergeschichte, wie auch die ober- und niederdeutsche, und da wird es mir immer deutlicher, daß das rußländische Kapitel in unserer Gesamtgeschichte eine besondere Bedeutung hat. Was am meisten an dieser Kolonisation im Osten ins Auge springt, das war die auch in den Doopsgezinden Bijdragen, und zwar schon in ihrem zweiten Jahrgang 1862 notierte Tatsache, daß diese kirchliche Gemeinschaft im Ostraum, daß diese Kultgemeinschaft zugleich eine Kulturgemeinschaft schuf, schaffen durfte, die ein gut Stück von jenen Ideen verwirklichen konnte, die schon einen Konrad Grebel bewegt haben. Die schweizerischen Brüder in Zürich waren — das hat uns neuerdings Dr. H. S. Bender in seiner Heidelberger Dissertation wieder nahegebracht, wie auch das Geschichtsbuch, das die Schweizer Brüder herausgebracht haben — Leute von Format, sie wollten Großes im Glauben und in der wahren Menschenliebe vollbringen. Sie und die Oberdeutschen und die Niederländer waren ethische Aktivisten, bei aller „Leidsamkeit", die a u c h aus dem Evangelium erwächst. Das Jahrhundert war nicht reif für ihre Gedanken, sie mußten sterben und verderben, Märtyrer der Heimatlosigkeit werden, Wanderer zwischen allen Ländern und allen Welten, rechtlose Fremdlinge unter allen Sternen. Wie den Schweizern und Oberdeutschen, so erging es auch den Taufgesinnten in dem niederländischen Raum, in dem damals sowohl kulturell als auch weltpolitisch das Schicksal des Abendlandes entschieden wurde, als nämlich der drohenden spanischen Weltherrschaft, von der Philipp II. finster träumte, seitens edelster Stämme dieses schon damals wirtschaftlich und kulturell so fortgeschrittenen Landes Halt geboten wurde. Unsere Brüder, die das Würgen und Blutvergießen in den jahrhundertelangen Kämpfen um Scholle und Freiheit, sonderlich auf friesischem Boden, in dem Münsterschen Aufruhr, in der grauenvollen Inquisition, in den Religionskriegen so schmerzlich satt hatten — sie haben geahnt, was Wilhelm von Oranien bedeutete und haben ihn wesentlich in Gesinnung und Tat unterstützt.

Welch eine tiefe Not durchweg auch in unserer gemeinsamen Vergangenheit, welch ein unablässiges Ringen um das nackteste Daseinsrecht, um die bescheidenste bürgerliche Existenz, um Heimat

und Glaube! Auch drüben im deutschen Nordosten, im polnischen und herzoglichen Preußen, wo sie von überall zusammenströmten, (wie im 16. Jahrhundert besonders in Ostfriesland), bis dann auch wieder ein großer Staatsmann — der alte Fritz — seine Hand über ihnen hielt, ihre moralische und wirtschaftliche Qualität durchschauend, etwas davon ahnend, daß diese Handvoll wirklicher Kolonisten keine Schmarotzer seien, wie Dr. Quiring in seinem hervorragenden Buch über die Chacokolonien, das vor kurzem bei H. Schneider Karlsruhe erschienen ist, von den mennonitischen Pionieren urteilt. Friedrich erkannte, daß gerade diese Leute für den Staat von unermeßlichem Segen sein könnten, wie auch die andern evangelischen Flüchtlinge. Katharina I. und Alexander I. — sie haben das bei diesen niederländisch-niederdeutschen Kolonisten ebenfalls geahnt. Und so konnte dieses merkwürdige Kapitel „Mennoniten in Rußland" eingetragen werden in unser nicht ganz uninteressantes und nicht ganz belangloses Geschichtsbuch. Dieses rußländische Mennonitentum aber wäre nichts gewesen ohne seine Vorgeschichte, seine Hintergründe, ohne seine schweizerischen, oberdeutschen, niederländischen, preußischen Väter. Es kam aus einem Haus mit Tradition, aus einer Familie, in der das Evangelium und Christi Geist Raum hatten, aus einer Entwickelung, in der man Tugend, praktische Vernunft, Familienleben, Arbeit und Zucht erprobt hatte. Sie waren nicht alle brav, die nach Rußland gingen, wie auch nicht alle brav sind, die aus Rußland gekommen sind. Vieles kann man nicht ohne Scham vernehmen, was da so passierte, gleich am Anfang und immer wieder, in den Dörfern, zwischen den Gemeinden, unter reich und arm, gegenüber dem Knecht und der Magd, am satten Tisch und bei gefüllten Scheunen. Aber immer wieder ist das Gewissen aufgestanden und hat sein unbestechliches „Nein"! in Kirchen und Ämtern, auf Dorf- und Bezirksversammlungen, auf den Straßen und von den Dächern hineingerufen in die kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden, damit Frömmigkeit und Tugend und Vernunft nicht auf die Dauer verletzt würden. Und immer wieder ist es zu Umkehr und Wandlungen gekommen, wenn nicht bei allen, so doch bei vielen. So ist ein Gemeinde- und Gesellschaftsleben erwachsen, das bei aller Schuld und Versäumnis, bei allen Mängeln und Flecken, bei allen Verzerrungen und Verkrüppelungen letztlich doch im Ewigen verhaftet war, vor allem durch gewissenhafte Männer und Frauen, durch tüchtige Älteste und Erzieher, durch verantwortungsbewußte Männer der Gesellschaft und der Verwaltung, durch treueste Väter und Mütter in Gottesfurcht, Gottvertrauen, in Liebe zu Christus und zum Nächsten.

Wir wissen alle, wie aus den Erdhütten die freundlichen, geräumigen Wohnhäuser wurden, wie dann die vielen schmucken Dörfer in Gärten untertauchten, wie man von der Viehzucht zur Landwirtschaft fortschritt, wie Johann Cornies mit Umsicht und Strenge, in stahlhartem Pflichtbewußtsein alle Zweige des wirtschaftlichen Lebens ausbaute, wie er das Schulwesen förderte, wir wissen, wie dieses Schulwesen — die Volksschule, die Fortbildungsschule, die Mittelschule, das Lehrerseminar — blühte, uns ist allen bekannt, wie Handwerk und Industrie sich entfalteten wie ein Kranz von Wohltätigkeitsanstalten — Krankenhäuser, Waisenhäuser, Altersheime, eine hervorragend eingerichtete Irrenanstalt — vielen Hunderten und Tausenden deutscher Kolonisten aller Bekenntnisse, aber auch nichtdeutschen Menschen wirkungsvolle Pflege und Linderung gebracht haben.

Es kam dann der Sturz aus der Höhe! Weltkrieg und Bürgerkrieg und Revolution und Hungersnöte und Seuchen und Glaubensverfolgungen und Gewissensvergewaltigungen — ihr aller Name ist Legion! Wir haben auf der mennonitischen Welthilfskonferenz in Danzig von all diesen Dingen eingehend gehandelt, in Verbindung namentlich mit der radikalen Sozialisierungspolitik, die damals einsetzte. Seitdem ist der Sturz in die Tiefe weitergegangen. Wir wollen hier jetzt keinen politischen Vortrag halten. Wir müssen aber doch auch hier festlegen, daß sowohl die wirtschaftliche als auch die kirchliche Not ungeheuer ist. Die Kirchen sind zerstört oder sonst für andere Zwecke beschlagnahmt. Die Prediger und Ältesten sind zerstreut und verbannt. Der Unterricht im Evangelium ist zerschmettert, der Sonntag entheiligt, die kirchlichen Feste verboten. Wir waren dankbar, daß man noch längere Zeit den Hungernden ein Stück Brot brechen konnte, auf dem Wege über die Torgsinläden, die im großen und ganzen sehr ordentlich gearbeitet haben. Dieser Weg ist schon längere Zeit verschüttet. In der Sowjet-Union ist ein neuer Rubelkurs eingeführt, der die Hilfe ungemein verteuert und die Hilfsmöglichkeiten entsprechend beschränkte. So sind die Notleidenden, falls nicht ein neuer Weg sich öffnet, sich selbst überlassen.

Aber sehr viel schwerer als die physische Not, die immer wieder heraufzieht, und die besonders 1933 bis Ernte 1934 so viele Opfer gefordert hat, sind die Nöte auf dem schon berührten religiösen Gebiet und auf dem politisch-völkischen und geistigen. Wir haben in Danzig auf der Weltkonferenz 1930 an die urmennonitische Forderung der Gewissensfreiheit erinnert. Wir haben versucht, Moskau von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen, wir haben an das Weltgewissen appelliert — es ist bis heute alles vergeblich gewesen.

Wir sind nicht als Gottes Ratgeber gerufen und aufgerufen. Wir müssen seiner fürbittend harren! Wir wollen seiner aber tätig harren, kämpfend, opferbereit!

Heute möchte ich im Namen unsrer Heimatgemeinden den Komitees in allen Ländern, deren Vorsitzenden und Mitgliedern, allen Gemeinden und den einzelnen Arbeitern und Spendern für das große Werk der Bruderliebe danken, das gerade den Notleidenden in Rußland, den Flüchtlingen aus Rußland, den Emigranten und Immigranten zugutegekommen ist. Was getan worden ist, hat Früchte getragen und wird noch Früchte tragen. Sie, meine Brüder, haben alle auch Undank ernten müssen. Ich möchte Sie und Ihre Gemeinden um Vergebung bitten, wo das geschehen ist. Ich weiß, daß Sie zwischen dem durchschnittlichen guten Willen bei uns und zwischen Entgleisungen und Fehlentwicklungen unterscheiden werden. Bedenken Sie doch auch die große Versuchung, in der wir seit dem Ausbruch des Weltkriegs gestanden haben! — Gedenken möchte ich mit einem Wort auch der großen und treuen Arbeit der Männer, die in Rußland selbst seit 1920 und vorher lange Jahre vor nie dagewesenen Schwierigkeiten standen, der Arbeit auch der Studienkommission. Ich nenne keine Namen. Jedermann kennt sie, wie ja auch die Männer in Übersee und Europa, die sich für das große Werk eingesetzt haben.*) Wir

*) In Elspeet nannte derselbe Redner die Namen B. B. Janz, C. F. Klassen, sodann A. A. Friesen und eine ganze Reihe europäischer und amerikanischer Arbeiter, vor allem D. Toews, S. H. N. Gorter und H. S. Bender.

danken vor allem aber auch den verschiedenen Regierungen, namentlich der Deutschen Regierung und „Brüder in Not" in der Person unseres verehrten Gastes Dr. Kundt.

Wir müssen uns auf dieser Weltkonferenz fragen, ob wir schon müde geworden sind, nach Kräften auch weiter zu helfen. Es ist ungemein viel getan worden, von der Gesamtbruderschaft. Wir dürfen, ohne die Wahrheit zu verletzten und die Wahrhaftigkeit, sagen, daß von unsern Gemeinden in allen Ländern eigentlich mehr getan worden ist, als man von ihnen billig erwarten konnte. Aber die Verantwortung läßt sich nicht suspendieren. Wir sind angesprochen. Von Gott und dem Bruder. Darum wollen wir weiter arbeiten: mit dem Herzen, das da sorgt, liebt, betet, mit der Hand, die da gibt und schafft, mit dem Kopf, der da denkt, überlegt, verwaltet, mit dem Mund, der da weckt und dankt, mit der ganzen Einstellung zu den zeitlichen und ewigen Dingen, die das Kleine klein, das Große groß sein läßt, die nicht an das eigene kleine Ich verhaftet bleibt, die für den großen Gott da sein will und für den verderbenden Bruder.

Ich konnte Ihnen heute aus Verantwortungsbewußtsein nicht einen akademischen Vortrag über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Mennoniten in Rußland halten. Darüber ist an anderer Stelle zu handeln.

Ich wollte uns allen unsere Verantwortung neu zum Bewußtsein bringen, damit die Abgeordneten sie zu Hause bei all den Unsrigen neu wecken. Was daraus dann werden wird und werden kann — liegt in Gottes Hand. Von uns ist Bereitschaft gefordert. Wir sind alle bereit — wie es Menno war und alle unsre Väter stets sein wollten!

Um 6 Uhr vereinigte man sich wieder im Zentralgebäude des Amsterdamer C. V. J. M., um ein gemeinsames Mittagessen einzunehmen. Es war ein frohes, geselliges Zusammensein der mehr als 300 Gäste in dem riesigen Saal, das sich in lebhafter Aussprache äußerte. Herr Dr. Hendrik van Delden aus Gronau feierte die großartige Gastfreundschaft der holländischen Freunde in einer herzlichen Tischrede. Unter allgemeiner Zustimmung wies er auf die große Bedeutung des Kongresses hin mit dem Wunsch, daß er dazu dienen möge, unsere Prinzipien in der Welt mehr bekannt werden zu lassen.

Abends um ½9 Uhr fand ein Lichtbildervortrag von Ds. F. Dykema statt. Mit Jan von Leiden fing die Reihe an. Als er vom weißen Tuch verschwunden war, erschienen die Bilder, die unsere Gedanken nach dem Heute und der Vergangenheit führten mit ihrer Not, ihren Schmerzen, ihrer Unruhe und ihrem Kampf, aber auch mit ihrem Sieg in Christo Jesu unserem Herrn. Wir fühlten umso mehr und aufs neue, daß durch die Jahrhunderte ein Band geknüpft ist, das erlaubt weit von einander zu

sein und zu weilen und doch verbunden zu bleiben im Besten, was wir alle von Gotteswegen empfangen haben.

Mit dem Gesang des Liedes „Harre, meine Seele, harre des Herrn" schloß der Abend.

Zweiter Verhandlungstag.

Am Mittwoch, den 1. Juli sprach Reverend P. R. Schroeder in der Morgenandacht nach dem Gesang des Liedes: „Allein Gott in der Höh sei Ehr" über das 1. Kapitel des Epheserbriefes. Er legte die reichhaltigen Schriftworte in ungemein praktischer Anwendung Vers um Vers aus, wobei er auf den herrlichen Gruß des Apostels hinwies und auf den großartigen Eingang des Briefes, der von unsrer Erwählung von Ewigkeit her redet, von unsrer Verordnung zur Gotteskindschaft, von unsrer Erlösung durch Christi Blut und der Offenbarung des Geheimnisses des Willens Gottes, von dem Erbteil unsrer Hoffnung und von unsrer Versiegelung mit dem Heiligen Geist. Über dieser großen Gnadengabe, die auch den Ephesern wiederfahren ist, strömt das Herz des Apostels über in einem Dank- und Bittgebet, das in dem Lobpreis Christi ausklingt, den Gott gesetzt hat zum Haupt der Gemeinde über alles, der auch allein es ist, der die Gemeinde erfüllt.

Nach dem Schlußgesang „Zieht fröhlich hinaus zum heiligen Krieg" hielt Prof. Dr. Harald S. Bender seinen Vortrag: „Die Mennoniten der Vereinigten Staaten in Amerika in Geschichte und Gegenwart."

I. Allgemeines.

Es war im Jahre 1497, 40 Jahre vor Menno Simons Ausgang aus dem Papsttum, daß der erste Europäer das Festland Nordamerikas erblickte, aber erst im Jahre 1607, rund 50 Jahre nach Mennos Tod wurde die erste dauerhafte Siedlung gegründet. Mit dieser Siedlung beginnt die Geschichte des großen angelsächsischen Gemeinwesens, das wir seit mehr als 150 Jahre als die Vereinigten Staaten von Amerika kennen. Ich habe absichtlich das Wort angelsächsisch gebraucht, denn man muß sich darüber klar sein, daß die Vereinigten Staaten im Grunde ein englisches Volk sind und daß die Kultur der neuen Welt grundsätzlich schon sehr früh einen englischen Charakter angenommen hatte. In dieser Kultur sind die vielen nicht-englischen Volksgruppen, die von dem Europäischen Festlande scharenweise nach Amerika strömten, bald assimiliert worden, ob sie Deutsche oder Holländer oder sonst etwas waren. Die amerikanischen Mennoniten, die doch alle von dem europäischen Festlande stammen, haben sich auch

diesem assimilierenden Prozeß fügen müssen, obwohl ein Teil von ihnen sich stark und lange dagegen gesträubt hat. Das hat ein Zerreißen der Kulturverbindung mit dem alten Mutterlande bedeutet, mit allen seinen Folgen, so daß heute die alten Bande zwischen den Mennoniten auf beiden Seiten des großen Meeres kaum mehr bestehen. Die amerikanischen Delegaten, die in diesen Tagen als Gäste an dem Allgemeinen Mennonitischen Kongreß in dem Heimatlande unseres großen Führers, Menno Simons, teilnehmen, sind also Vertreter eines Mennonitentums der neuen Welt, das auch in verschiedenen Hinsichten einen etwas anderen Charakter bekommen hat als das Mennonitentum der alten Heimat. Obwohl wir alle tatsächlich mit vielen Banden der Geschichte und des Glaubens in einer gewissen Weise verbunden sind, hat unser langes Leben in Amerika uns in diesen Jahrzehnten und Jahrhunderten stark geformt und vielleicht vielfach umgeformt. Dennoch ist das Bewußtsein der Verbundenheit mit den europäischen Brüdern noch lebendig unter uns, und wir dürfen hier zusammen die Hoffnung aussprechen, daß die Bande des Glaubens noch stärker werden und daß dieser Kongreß dazu beitragen wird.

Es ist wohl keiner heute hier anwesend, dem es nicht bekannt ist, daß sämtliche amerikanische Mennoniten Nachkommen von europäischen Einwanderern sind, doch ist nichts notwendiger und wichtiger zu einem Verständnis des heutigen amerikanischen Mennonitentums als eine gründliche Kenntnis der verschiedenen Einwanderungen der Mennoniten, die in dem Viertel-Jahrtausend stattgefunden haben, nachdem die erste Siedlung zu Germantown bei Philadelphia von niederrheinischen Mennoniten gegründet wurde. Wenn man einmal in diese Einwanderungsgeschichte eingeweiht ist, dann wird man wohl verstehen, was vielleicht mancher Europäer heute nicht versteht, daß die amerikanischen Mennoniten kein einheitliches Volk darstellen, daß sie keine gemeinsame Abstammung haben und auch keinen einheitlichen und homogenen Kultur-Nährboden, sowie keinen gemeinsamen geschichtlichen Hintergrund. Dann wird es auch klar sein, daß die bunte Mannigfaltigkeit von heute, die vielen Gruppen und Grüpplein und die Verschiedenheit der Haltungen, nicht einfach das Resultat einer schlimmen Starrköpfigkeit ist, wodurch das ursprüngliche vereinigte und homogene Mennonitentum gespaltet und gesprengt wurde, sondern eine natürliche Entwicklung der Geschichte, die durch die Einwanderung von verschiedenen Gruppen zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen Gegenden Europas mit verschiedenen kulturellen und religiösen Hintergründen bedingt ist.

In der Tat ist die Geschichte des amerikanischen Mennonitentums vielmehr die Geschichte einer allmählichen Annäherung, eines Zusammenwachsens und Sich-Zusammenfindens der 20 Tausend Mennoniten, die in Amerika durch die Jahrhunderte eine neue Heimat gefunden haben, und ihren 200 000 heutigen Nachkommen. Wie mannigfach und verschieden der große Strom dieser Einwanderer gewesen ist, wird zum Erscheinen kommen, wenn wir sie jetzt etwas näher betrachten.

II. Der holländische Anteil.

Die ersten Mennoniten in Amerika waren holländische Geschäftsleute, die sich sehr früh in der holländischen Kolonie, Neu-Niederlanden, eingefunden haben. Schon im Jahre 1643 waren „Menonisten" un-

ter den Einwohnern von Manhattan (dem heutigen New-York) zu finden, und einige Jahre später waren einige auf der Insel Long Island in der Ortschaft Gravesend seßhaft. Es waren wohl nicht viele, denn sie sind längst verschollen und haben keine Spur von ihrem Glauben und Leben hinterlassen. Man möchte sie gerne fragen, wie das heutige Mennonitentum aussehen würde, wenn diese wenigen die ersten Boten einer großen Einwanderung aus Holland gewesen wären, aber es hat nicht sollen sein; die amerikanischen Mennoniten sind wesentlich deutscher Abkunft und nicht holländisch. Die kleine halb-kommunistische Gruppe von 25 holländischen Mennonitenfamilien, die im Mai 1663 unter der Führung des merkwürdigen Visionärs und Sozial-Reformers, Cornelius Plockhoy aus Zierik Zee, von Rotterdam nach den Ufern des Delaware Flusses gefahren sind, hat auch an dieser Tatsache nichts geändert, denn innerhalb zwei Jahren ist die ganze Siedlung, und somit Plockhoys Traum, von englischen Kriegsschiffen zerstört worden. Seit Plockhoy sind, bis in die moderne Zeit, nur eine Handvoll holländischer Familien nach Amerika hinübergefahren. Da war Dirck Kayser, der Seidenhändler von Amsterdam, der im Jahre 1688 nach Germantown kam, und Willem Rüttinghuizen, der erste Papierfabrikant Amerikas und auch der erste Mennonitenprediger in Amerika, zu Broich bei Mühlheim an der Ruhr gebürtig, aber seit 1678 Bürger von Amsterdam, der auch im Jahre 1688 nach Germantown übersiedelte. Erst im Jahre 1853 sind wieder Holländer zu uns gekommen, diesmal in einer größeren Gruppe, als ein Teil der Gemeinde zu Balk in Friesland, die dem alten mennonitischen Grundsatz der Wehrlosigkeit treu bleiben wollten, ganz in der Nähe meiner Heimat im Staate Indiana sich niederließen.

Obwohl die Einwanderer aus Holland in der ersten Zeit zahlenmäßig sehr wenig waren, muß man doch vielleicht die meisten ersten mennonitischen Siedler von Germantown zu dem holländischen Anteil rechnen, denn beinahe alle 25 Familien, die in den ersten 25 Jahren (1683 bis 1707) nach Germantown kamen, sind aus dem niederrheinischen Gebiet von Krefeld, Mühlheim an der Ruhr, Goch, und den naheliegenden Ortschaften gekommen, wo die Mennoniten meistens holländischer Abstammung waren.

Der dauernde Anteil dieser ersten mennonitischen Einwandererfamilien aus Holland und dem Niederrhein an der späteren Entwicklung des amerikanischen Mennonitentums ist eigentlich sehr gering, obwohl die Sprache in dem ersten Viertel-Jahrhundert in der Germantowner Gemeinde ausschließlich holländisch war, und Spuren davon, wie z. B., das Wort „Vergaderung", noch viel länger zurückgeblieben sind. Den größten Einfluß hat wohl Jakob Gottschalk von Goch gehabt, der in seiner 60 jährigen Tätigkeit als zweiter Prediger und 50 Jahre als erster Bischof in Amerika sicher viel von dem Geist seiner niederrheinischen Heimatgemeinde zu Goch in die neuen Pennsylvanischen Gemeinden hineingepflanzt hat. Es war auch Gottschalk, der mit Rittinghausen in den Jahren 1707 bis 1712 zuerst die Verbindung zwischen den Gemeinden in Pennsylvanien und Holland durch Korrespondenz angeknüpft hat, hauptsächlich mit Amsterdam, eine Verbindung die über 70 Jahre lebendig geblieben ist. Es waren auch Amsterdamer Mennoniten, die hier in Amsterdam im Jahre 1712 für Bischof Gottschalk und seine arme Gemeinde zu Germantown die erste englische Ausgabe eines mennonitischen Bekenntnisses besorgt haben, nämlich e i n e Übersetzung der 18 Artikel von Dordrecht von 1632. Und es war

jene großartigste von allen mennonitischen Schriften, der holländische Märtyrerspiegel von Thielemann van Braght, den die zweite Generation von amerikanischen Mennoniten im Jahre 1748 in deutscher Übersetzung in Pennsylvanien drucken ließ, damit die Gemeinde durch das Vorbild der Märtyrer angesichts der drohenden Kriegsgefahren dem köstlichen Friedensgrundsatz der Väter treu bleiben möchten.

III. Der Pfälzisch-Schweizerische Anteil.

Die holländischen Mennoniten haben auf einem anderen Wege, vielleicht noch kräftiger, an der Gründung und dem Bau unserer Bruderschaft in Amerika mitgeholfen, nämlich durch die große Hilfe, die sie im 18 Jahrhundert den schwer verfolgten und geprüften Brüdern in der Pfalz und in der Schweiz gewährt haben, besonders in der Unterstützung der Auswanderung nach Pennsylvanien. Es ist fraglich, ob ohne diese Hilfe diese große und wichtige Emigration hätte stattfinden können, wenigstens in dem Maße, wie es tatsächlich geschehen ist. Die Bedeutung dieser Tatsache wird noch größer, wenn wir bedenken, daß sehr wahrscheinlich die junge holländisch-niederrheinische Siedlung zu Germantown zugrunde gegangen wäre ohne den neuen Zuwachs aus der Pfalz. Sicher ist, daß viele von uns heutigen amerikanischen Mennoniten den holländischen Brüdern einen großen Dank schuldig sind für die Wohltätigkeit und Liebe, die sie unseren notleidenden Flüchtlingsvorfahren erwiesen haben.

Außer den sechs Familien aus der Hamburg-Altonaer Gemeinde, die im Jahre 1700 nach Germantown kamen, ist der Strom der deutschstämmigen Mennoniten-Einwanderer nach Amerika bis nach dem französisch-preußischen Krieg 1870 fast ausschließlich aus der Pfalz und aus der Schweiz gekommen. Die ersten Familien kamen aus Wolfsheim und Mannheim im Jahre 1707. Sie fühlten sich so verschieden von der bestehenden holländisch-sprechenden Germantowner Gemeinde, daß sie ein ganzes Jahr separat geblieben sind, bis sie sich im Jahre 1709 vereinigten. Um dieselbe Zeit, im Jahre 1710, sind 9 Familien aus dem Kanton Bern, unter der Führung des alten Bischofs Hans Herr, nach der schönen und fruchtbaren Lancaster County Gegend, etwa 100 km westlich von Germantown eingewandert, um dort eine Siedlung zu gründen. Diese Siedlung ist heute die größte Mennonitensiedlung in Amerika geworden, wo jeden Sonntag 20 Tausend Mennoniten in 100 Bethäufern sich zum Gottesdienst versammeln, Die Germantown-Siedlung hat sich dann auch auf dem Lande nordwärts ausgedehnt, was man heute den „Franconia" Bezirk nennt.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, bis die Kriegsjahre in Europa und Amerika die Emigration für eine ganze Generation einschränkten, sind wohl beinahe 50 Tausend Pfälzer und Schweizer nach Pennsylvanien gekommen. Die Nachkommen dieser Einwanderer bilden heute den Hauptstamm der sogenannten „Alt-Mennoniten-Gemeinde".

In dieser neuen Heimat in Pennsylvanien haben die schwerverfolgten und leidenden Mennoniten Europas zum ersten Mal in ihrer Geschichte das gefunden, was ihnen ihre verfolgenden Obrigkeiten und Nachbarn, protestantische wie katholische, bisher verweigert hatten, nämlich die Freiheit des Glaubens und Arbeitens. Hier haben sie unter der milden Regierung von William Penn, dem großen Quäker, der die Lehre von Jesus auch im sozialen und politischen Leben an-

wenden wollte, das gefunden, was die europäischen Staaten erst nach der französischen Revolution und dem napoleonischen Zeitalter nur schwer einräumten, nämlich, die volle Anerkennung als würdige Mitmenschen und Mitbürger, mit vollen Menschenrechten und voller Gleichberechtigung in der Gesellschaft und im Staatsleben, wo der vollen und freien Ausübung und Verbreitung ihres Glaubens auch kein Hindernis in den Weg gelegt wurde.

Es ist kein Wunder, daß die dankbare Erinnerung an diese großmütige Anerkennung und diese wunderbare Freiheit die Mennoniten Amerikas immer zur größten Loyalität gegenüber dem amerikanischen Staat und dem amerikanischen Volke verpflichtet hat. Kein Wunder, daß die Bande von Blut und Boden und Kultur mit dem verfolgenden Vaterlande so leicht zerrissen wurden. Diese Menschen haben alles für den Glauben geopfert, sie sind, wie die Schrift gebietet, von einer Stadt zur andern geflüchtet, und haben Gott mehr geachtet denn alle irdischen Verbindungen mit den Mitmenschen. Vielleicht ist das zum Teil der Grund, weshalb unsere amerikanische mennonitische Tradition viel weniger an Geschichte, an Volk und Kultur gebunden ist, als es vielleicht in Europa der Fall sein mag. Vielleicht mag das auch der Grund sein, warum wir auch viel weniger Anteil am öffentlichen Leben nehmen.

Eine andere, viel kleinere Einwanderungswelle aus der Pfalz und der Schweiz hat dann, hauptsächlich durch die wirtschaftlichen Nöte verursacht, nach den napoleonischen Kriegen, etwa im Jahre 1817, eingesetzt. Diesmal sind die Siedlungen in den neuen Gebieten in Ohio und Indiana westlich der Appalachian Gebirgsketten entstanden, die wenig Fühlung mit den älteren Gemeinden in Pennsylvanien hatten und tatsächlich nie mit ihnen in Gemeinschaft gekommen sind.

Die zweite größere Einwanderungswelle aus deutschsprechenden Gebieten war die Amische Einwanderung, die auch sofort nach den napoleonischen Kriegen, parallel mit der ebengenannten zweiten pfälzisch-schweizerischen Einwanderung nach dem „Mittel-Westen" gegangen ist. Nur war diese viel größer als jene. Die Amischen Gemeinden in Hessen, in Bayern, im Saargebiet, in Montbeliard und hauptsächlich in Elsaß-Lothringen sind beinahe dadurch aufgelöst worden. Bis 1860 sind wohl über 5 Tausend Seelen nach Ohio, Indiana, Ontario, Illinois und Iowa gegangen. Heute stehen große blühende Gemeinden da mit mehr als 20 Tausend getauften Mitgliedern, wohl zehnmal die Zahl der heutigen Amischen in Europa. Am Anfang haben diese Amischen Gemeinden sich von den älteren mennonitischen Gemeinden ferngehalten, aber glücklicherweise hat die heutige Generation die Freude gehabt, ein wirkliches Zusammenwachsen zu erleben, so daß heute die alten pfälzisch-schweizerischen Gemeinden und die neuen Amischen Gemeinden sich zu einer vereinigten Bruderschaft zusammengeschlossen haben, die sogenannte „Alt-Mennonitische" Gemeinde, mit mehr als 50 000 getauften Mitgliedern.

IV. Der Preußisch-Russische Anteil.

Die dritte große Einwanderungswelle aus Europa nach den Ver. Staaten, wohl die größte von allen, ist diejenige aus den südrussischen Gemeinden in den Jahren 1873—1880, also vor kaum einem halben Jahrhundert, wobei mehr als 10 000 Brüder zu uns hinüber kamen.

Wir haben diesen großen und wertvollen Zuwachs dem russischen Kaiser zu verdanken, den die Mennoniten russifizieren und sie ihrer alten Privilegien, besonders des Privilegiums der Befreiung vom Militärdienst, berauben wollte, die ihnen auf ewige Zeiten von der Kaiserin Katharina der Großen und ihren Nachfolgern versprochen worden waren. Bis der unvorsichtige Kaiser die Festigkeit der Mennoniten Rußlands durch Erfahrung kennen gelernt hatte und seinen Irrtum rückgängig machte, hatte er einen großen Teil auf ewig an die Ver. Staaten und Kanada verloren. Dort haben die neuen Siedler die weiten, fruchtbaren, aber bis dahin unbewohnten und unbebauten „Prärien" von Kansas, Nebraska, Dakota, Minnesota und Manitoba urbar gemacht und unter anderem Amerika die große und wertvolle Schenkung des neuen harten Winter-Weizens gegeben, den sie aus der alten russischen Heimat mitgebracht hatten.

Zu gleicher Zeit, als die Rußländer kamen, sind eine ziemliche Gruppe aus West- und Ost-Preußen gekommen, die dem Grundsatz der Wehrlosigkeit auch treu bleiben wollten. Sie haben sich in der Mitte der russischen Siedlungen Kansas und Nebraskas niedergelassen.

Die sechzig Jahre, seitdem diese letzten Einwanderer nach den Ver. Staaten gekommen sind, sind für sie Jahre großen Fortschritts in verschiedener Hinsicht geworden. In der Zahl sind sie außerordentlich stark gewachsen, so daß heute die ursprünglichen 10 000 Seelen mehr als 40 000 geworden sind, mit mehr als 25 000 getauften Mitgliedern. Leider haben diese neuen Gruppen sich nicht mit den „Alt-Mennoniten" Gemeinden zusammenfinden können, sodaß wir heute nicht e i n e große vereinigte Mennoniten-Kirche, sondern drei größere Gruppen haben. Der Grund dafür ist ein doppelter. Erstens waren die neuen Einwanderer wesentlich mehr deutsch in Sprache und Kultur und zweitens waren die Einwanderer von Rußland her in zwei Gruppen geteilt, die eine, weit kleiner, die Brüdergemeinde, die für sich geblieben ist, und die andere, die größere, sogenannte „Kirchengemeinde", die schließlich mit einer kleinen Gruppe, die sich von den Altmennoniten in Pennsylvanien im Jahre 1847 abspaltete, und mit den jüngeren pfälzisch-schweizerischen Einwanderergruppen vom 19ten Jahrhundert, zusammen die „Allgemeine Konferenz der Mennoniten von Nordamerika" gebildet hat, die etwa 25 000 getaufte Mitglieder in den Ver. Staaten hat.

Wichtig ist, daß die meisten Mennoniten-Einwanderer aus Europa hauptsächlich wegen der Wehrlosigkeit nach Amerika ausgewandert sind.

Diese kurze Übersicht über die Einwanderung der Mennoniten nach Amerika, wobei die drei großen Einwanderungswellen klar hervorstehen, zeigt den Hauptgrund der Verschiedenheit und Eigenartigkeit der Hauptgruppen der Amerikanischen Mennoniten. Aber damit ist unsre Geschichte noch nicht zu Ende. Ein anderer Umstand, der die Entwicklung des Amer. Mennonitentums stark beeinflußt hat, ist die Wanderung nach dem Westen innerhalb der Ver. Staaten, sowie das damit verbundene Pionierleben überhaupt. Dieser Zustand war natürlich nicht spezifisch mennonitisch, und die Mennoniten haben nur ihren geringen Anteil gehabt an dieser großen geschichtlichen Bevölkerungsbewegung, die im Laufe des 19. Jahrhunderts den ganzen Mittel-Westen bevölkert hat. Die Mennoniten, die in diesem mächtigen Strom mitgerissen wurden oder mitgegangen sind, haben in diesem Jahrhundert viele blühende Gemeinden im Mittel-Westen gegründet,

die fast alle von der Pionierzeit herstammen. Viele Mennoniten von heute haben in diesen Gegenden von ihren Großvätern erzählen hören, wie sie die Wildnis, die damals noch nur von Indianern und wilden Tieren bewohnt wurde, erobert und urbar gemacht, und die schönen und fruchtbaren „Farms" von heute möglich gemacht haben Man soll wohl merken, daß die meisten amerik. Mennoniten Enkel oder Urenkel von Pionieren sind, also wirklich Pionierskinder. Diese Tatsache ist nicht ohne große Bedeutung für das amerik. Mennonitentum von heute. Unter den Historikern hat man schon längst die Bedeutung der „Frontier" für das amerikanische Volksleben und die amerikanische Kultur erkannt. Wir haben seine Bedeutung auch für das Mennonitentum zu erkennen, denn wir haben dem Pionierleben wahrscheinlich viel zu verdanken. Daher haben wir wohl unsere tiefverwurzelte Demokratie und unseren starken Gemeinschaftssinn, einen Geist, der wohl auch schon am Anfang im Reformationszeitalter in unserem mennonitischen Herzen gewohnt hat: Wir sind wohl auch durch das Pionierleben und die „Frontier" zu einem viel mehr aggressiven und aktivistischen Typus geprägt worden als unsere europäischen Vettern von heute. Auf der anderen Seite hat das primitive Pionierleben die amerikanischen Mennoniten wohl auf einem niedrigeren Kultur-Niveau gehalten als das der west-europäischen Mennoniten, die in der Hauptsache mitten in alten Kulturländern gewohnt haben. Aber dafür haben die amerikanischen Mennoniten vielleicht mehr von der mennonitischen Ursprünglichkeit und Eigenart oder seinem echten Genius beibehalten? Ich lasse diese Frage offen.

V. Allgemeine Charakteristik.

Ungeachtet der Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit, die für die amerikanischen Mennoniten charakteristisch ist, haben sie auch gewisse hervorragende gemeinsame Charakterzüge.

1. Theologie und Frömmigkeit. Sämtliche amerikanische Mennonitengruppen ohne Ausnahme stehen auf dem Boden des positiven evangelischen Glaubens, sodaß man sie in gutem Sinne als streng orthodox in der Lehre charakterisieren darf. Die großen historischen Dogmen des Christentums sind für sie alle Selbstverständlichkeiten. Weder der rationalistische Moralismus des 18. Jahrhunderts, noch der moderne Liberalismus des 19. Jahrhunderts haben einen nennenswerten Einfluß auf sie gehabt. Im Gegenteil haben die meisten amerikanischen Mennoniten die große anti-liberale sogenannte „fundamentalistische" Bewegung gegen den Modernismus entweder aktiv unterstützt oder eine sympathische Stellung zu ihr eingenommen.

Im großen und ganzen haben die Mennoniten Amerikas den einfachen Bibelglauben der Väter treu beibehalten, ohne sich viel mit der gelehrten Theologie zu beschäftigen oder um sie sich zu bekümmern. Noch heute spürt man zum Teil unter ihnen eine vielleicht nicht unbegründete Angst vor der Gelehrsamkeit. In der Lehre haben sie den Nachdruck auf fünf Hauptpunkte gelegt:

1. Die völlige Autorität und Zulänglichkeit des Wortes Gottes;
2. die Notwendigkeit der persönlichen Heiligung und eines heiligen Wandels im Gehorsam gegenüber dem Wort.

3. das hohe Amt und die hohe Bedeutung der Gemeinde als eine freie vom Staat unabhängige Gemeinschaft der Gläubigen;

4. die klare Trennung zwischen „Gemeinde" und „Welt";

5. das Prinzip der Wehrlosigkeit mit der völligen Verneinung alles fleischlichen Kampfes und die tatsächliche Ausführung und Verwirklichung des Evangeliums des Friedens und der Liebe.

Obwohl die amerikanischen Mennoniten nicht so sehr auf Bekenntnisse und Formeln Nachdruck gelegt haben, haben sie doch zwei mennonitische Bekenntnisse weitgehend gebraucht, nämlich die achtzehn Artikel von Dordrecht von 1632 und das Bekenntnis von Cornelius Ris von 1767. Letzteres ist das ordnungsmäßige Bekenntnis der Allgemeinen Konferenz in Nordamerika, und das erstere wird von den Altmennoniten und anderen verwandten Gruppen anerkannt. Die meisten amerikanischen Mennoniten üben noch die Fußwaschung, und die Altmennoniten auch die Kopfbedeckung nach 1. Korinther 11. Sämtliche Gruppen sind dem Prinzip und der Praxis der Wehrlosigkeit treu geblieben, obwohl schon schwere Proben kamen, besonders in dem großen Weltkrieg. Die meisten Gemeinden haben immer noch Laienprediger oder Liebesprediger, die den Gemeinden ohne Lohn dienen, und legen das Hauptgewicht auf eine warme Beteiligung der ganzen Mitgliedschaft am Leben und an der Arbeit der Gemeinde.

Im allgemeinen hat das amerikanische Mennonitentum eine stark pietistisch gefärbte Frömmigkeit entwickelt, mit Betonung der persönlichen Bekehrung und der persönlichen Erfahrung eines lebendigen Glaubenslebens. Diese pietistische Art hat ihre Wurzel schon in der Pfalz in dem deutschen Pietismus gehabt, hat aber dem Einfluß der späteren Erweckungsbewegung in Amerika viel mehr zu verdanken, so z. B. dem berühmten Evangelisten D. L. Moody.

2. Gemeinde-Arbeiten und Methoden. Der oben erwähnte pietistische Einfluß, zusammen mit dem Einfluß des aggressiven amerikanischen Protestantismus, hat das amerikanische Mennonitentum im großen und ganzen stark in der Richtung einer gewissen Aggressivität und eines gewissen Aktivismus gestaltet. Das fällt dem Europäer, der dem typisch amerikanischen „praktischen Christentum" etwas kritisch gegenübersteht, besonders auf. Fast überall haben die Gemeinden allerlei Formen der Gemeinde-Arbeit sowie neue und aggressive Arbeitsmethoden angenommen, obwohl hie und da mit mennonitischen Umformungen. In dieser Hinsicht sind zu erwähnen: Sonntagschulen, Jugendvereine, Bibelstunden, Gebetsstunden, Erweckungsversammlungen, Männervereine, Frauenverbände, Missionsvereine, Gemeindechöre, Bibelkonferenzen usw. Zugleich hat das Missionsinteresse mächtig zugenommen in den letzten 50 Jahren, sodaß heute über 250 Missionare auf drei Kontinenten in der Außenmission tätig sind und auch viele andere in der Inneren Mission. Über hundert mennonitische Stadtmissionen bestehen in den Hauptstädten des Landes. Die organisierte Liebestätigkeit hat auch einen großen Aufschwung zu verzeichnen. Die Mennoniten der verschiedenen Gruppen unterhalten heute elf Krankenhäuser, fünf Kinderheime, neun Altersheime und zwei Diakonissenheime, neben anderen Einrichtun-

gen. Die bloße Aufzählung der Anstalten kann aber kaum ein hinlängliches Bild von der weitverbreiteten und weitverzweigten Arbeit geben, die von so vielen und mit solcher Liebe und Treue gepflegt wird und die einen großen und immer wachsenden Segen für unsere Gemeinden bedeutet.

3. Publikation. Eine bemerkenswerte und sehr wichtige Tätigkeit im Bereiche der Publikation hat sich unter uns in fast allen Gruppen entwickelt, seit John H. Oberholtzer im Jahre 1852 die erste mennonitische Zeitschrift gründete. Heute hat fast jede Gruppe ihr eigenes Wochenblatt, und einige größere Verlagshäuser leisten den Gemeinden einen überaus wertvollen Dienst. Die am meisten verbreitete mennonitische Zeitschrift, „The Gospel Herald", hat eine wöchentliche Auflage von mehr als 12 000, und die Monatsschrift, „Christian Monitor", hat eine Auflage von mehr als 6000.

Schlußwort.

Es ist nur begreiflich, daß wir in Amerika unserem himmlischen Vater sehr dankbar sind, daß er uns in seiner väterlichen Güte und Allwissenheit in ein so gutes Land geführt hat, mit seinen freiheitlichen und fortschrittlichen Institutionen, wo wir fast unbeschränkte Gelegenheit haben, unser geschichtliches Erbe und unseren gottgegebenen und gottbedingten Genius als Mennoniten zu entwickeln. Damit aber haben wir Ihm gegenüber eine große Verantwortung, die wir bis heute sicher weder voll erfaßt noch richtig erfüllt haben. Vielleicht haben wir bis jetzt zu viel nur an uns selbst und unsere Erhaltung gedacht. Aber es sind heute fast überall unter uns Anzeichen dafür, daß die Augen für die großen Aufgaben, die vor uns stehen, aufgehen. Wir erschrecken fast vor dem Chaos unserer Zeit, vor der satanischen Macht der Sünde überall, aber wir wollen im Vertrauen auf unseren großen Gott versuchen, auch in dieser Zeit unsere Berufung zu erfüllen. In der Seele des amerikanischen Mennonitentums von heute, wie ich sie kenne, findet sich die heiße Sehnsucht den Willen des Vaters zu erfüllen und seinem Wort gehorsam zu sein. In dieser Sehnsucht reichen wir allen Brüdern aus allen Ländern die Hand. Unser Herr hat ganz bestimmt unsere kleine mennonitische Bruderschaft durch die Jahrhunderte bis heute dazu erhalten, daß er uns als sein Werkzeug zum Bau seines Reiches gebrauchen kann. Nur wenn wir uns in völliger Ergebenheit Seinem Dienste hingeben, haben wir das Anrecht auf das Fortbestehen unserer Gemeinden in der Zukunft.

Aus Paraguay und Brasilien lagen Schreiben vor, die nicht zur Verlesung kamen, da ihr Inhalt Gegenstand besonderer Verhandlungen unter den beteiligten Organisationen des Hilfswerks bildete. Wir bringen sie um ihrer geschichtlichen Bedeutung willen ausführlich neben den Ansprachen, die von B. H. Unruh und Fritz Kliewer gehalten wurden.

Br. B. H. Unruh führte verkürzt ungefähr folgendes aus:

Mir ist die angenehme Pflicht geworden, diesen Allgemeinen Mennonitischen Kongreß von unseren beiden jüngsten Mennonitensiedlungen in Südamerika, in Brasilien und in Paraguy, zu grüßen. Beide Ansiedlungen haben an den Kongreß längere Berichte eingesandt, die ihre volle Würdigung seitens unserer Hilfsorganisationen finden. Aus Brasilien ist noch ein spezieller Gruß von der ersten Bundeskonferenz der Mennoniten Brasilien eingetroffen. Ich darf nun noch mit einigen Strichen mitteilen, was beiden Siedlungen gemäß den erwähnten Memoranda am Herzen liegt.

Der brasilianische Bericht von der Siedlungsleitung stellt fest, daß sie noch von keiner Geschichte der Mennoniten in Brasilien im engeren Sinn sprechen können. Es ist bei ihnen noch alles Gegenwart. Wir waren alle in einer Notlage, als Brasilien 1929 als Zielland für die Flüchtlinge aus Rußland gewählt wurde. Der Weg nach Kanada, wohin die Siedler strebten, war nur für eine kleinere Gruppe offen. Unsere Siedler fügten sich der göttlichen Führung, die Türen schloß und öffnete. Am 16. Februar 1930 traf der erste Transport am Alto Rio Krauel ein. Nach 1½ Monaten kam der zweite und in kurzen Zeitabständen der dritte und vierte Transport. 1934 wurden auch Flüchtlinge aus Charbin hierher verbracht. Das Deutsche Reich nahm sich der jungen Siedlung großherzig an und in vorbildlicher Weise auch die holländische Bruderschaft. Wie vorbildlich wurde die reichsdeutsche Verpflegung, wie sinnvoll die holländische Kuhspende aufgezogen. Ds. Gorter erklärte auf der Weltkonferenz in Danzig: „Ich habe nur einen Wunsch, das Schulwesen muß auf die Beine gestellt werden. . ." Man schuf eine wirtschaftliche Organisation, die „Sociedade Cooperativa Agricola Witmarsum" mit einer Filiale in Auhagen. In dem Namen Witmarsum, den die erste Kolonie annahm, hat dieses Gedenkjahr Mennos seine Strahlen vorausgeschickt. Der Name Auhagen wurde zu Ehren von Prof. Auhagen, der sich in Moskau als Beamter des Deutschen Reiches der Flüchtlinge so energisch angenommen hatte, der Siedlung auf dem Stoltz-Plateau verliehen. Die holländischen Glaubensgenossen streckten die Mittel zum Bau von zwei Schneidemühlen, zwei Mahlmühlen und die Verkaufsläden vor. Außerdem für das erwähnte Schulwesen und die Krankenpflege. 1932 wurde mit dem Buttereibetrieb begonnen.

Der Kampf um die Existenz war in den 6 Jahren schwer. Man merkt heute aber, daß es aufwärts geht. Besonders Auhagen erlebte durch eine Abwanderungsbewegung eine schwere Erschütterung, die dank besonders auch der reichsdeutschen Hilfe überwunden werden wird. Wir danken an dieser Stelle für diese so gütige Stützung und bitten Herrn Dr. Kundt, diesen Dank persönlich und für die maßgebenden Stellen entgegenzunehmen! „Wir glauben, daß die Krisis überwunden ist" — so lesen wir in dem schönen Bericht von Peter Klassen.

Wir haben nun die große Freude, unter uns ein Kind der Chacokolonie zu sehen, stud. phil. Fritz Kliewer. Er wird uns einiges über diese Kolonie sagen, deren Betreuung in den Händen des MCC. in den USA. liegt. Diesem Komitee darf ich heute im Namen dieses Kongresses auch den tiefempfundenen Dank für seine großen Opfer, für seine

große Mühewaltung um die Kolonie und an ihr aussprechen. — Wir vertrauen auf Gottes Hilfe, der das begonnene und durchzuführende Werk in seinen starken und gnädigen Händen hat. —

Fritz Kliewer, der zu Studienzwecken in Deutschland weilt und zur allgemeinen Freude an der Weltkonferenz teilnahm, hielt folgende Ansprache:

Liebe Glaubensbrüder und Glaubensschwestern!

Aus finanziellen Gründen ist es den Mennoniten aus Paraguay nicht möglich gewesen, einen Vertreter zu dem Allgemeinen mennonitischen Kongreß zu entsenden. Ich will deshalb der Bitte und Aufforderung, einen kurzen Bericht über die Lage der Mennoniten in Paraguay zu geben, Folge leisten.

Auch in diesem Fall handelt es sich nicht um einen Bericht, der weit in die Vergangenheit zurückgreift, wie bei den bis jetzt gehaltenen Vorträgen, sondern hier haben wir es mit der lebendigen Gegenwart zu tun. Einige Tausend Mennoniten, die vor etwa 6 Jahren der Sowjethölle entronnen waren, sind im Begriff, sich unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen mitten im Urwald von Paraguay eine neue Heimat zu schaffen, wo sie ihres Glaubens und Volkstums leben können. Ich habe diese Ansiedlung von ihren ersten Anfängen miterlebt und weiß etwas davon zu sagen, was es heißt in einem neuen Lande unter ganz primitiven Verhältnissen und fast ohne Geldmittel eine wirtschaftliche und geistige Existenz zu erringen.

Wie so oft in ihrer 400-jährigen Geschichte, haben die Mennoniten auch in Paraguay eine gewaltige Kulturaufgabe übernommen. Das untere Weichselgebiet haben sie im 16. und 17. Jahrhundert durch Deiche und Kanäle trockengelegt und mit der Zeit einen blühenden Garten daraus gemacht. In Rußland haben sie weite Steppen bis hinein nach Sibirien, Turkestan und bis in das Amurgebiet in fruchtbare Kornfelder verwandelt. Die Nachkommen derselben Mennoniten sind dann am Ende des vorigen Jahrhunderts die Bahnbrecher für die Einwanderung in die Prärieprovinzen Kanadas gewesen und gegenwärtig sind sie dabei, den Chaco von Paraguay für die Landwirtschaft zu erschließen. Es handelt sich um ein Gebiet von etwa 300 000 Quadratkilometern, also mehr als halbsogroß wie Deutschland. Unberührt lag dieses Stück Erde seit Jahrtausenden da, nur bewohnt von einigen wilden Indianerstämmen, bis vor einigen Jahren deutsche Mennoniten aus Kanada und Rußland in den Chaco kamen und hier Ackerfurchen zu ziehen begannen.

Heute gibt es in diesem Gebiet zwei größere Mennonitensiedlungen mit etwa 4000 Personen in 38 Ortschaften. Die Ansiedlung Menno wurde 1928 von Mennoniten aus Kanada gegründet. Sie verließen ihre Heimat wegen Einschränkung ihrer Schulrechte und wurden nun die Pioniere für ein Kolonisationsunternehmen, dessen Bedeutung und Ausgang noch nicht abzusehen ist. Die Siedler der Kolonie Menno sind ehemalige Westpreußen, die um die Wende des 18. Jahrhunderts nach Rußland auswanderten und nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach Kanada weiterzogen. Die Kolonie Menno besteht heute aus 18 Ortschaften, die alle nach dem Vorbild der Mennonitendörfer in Rußland angelegt worden sind. An beiden Seiten der Straße liegen die Häuser und in der Mitte des Dorfes steht die Schule,

in welcher die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen und in der Religion unterrichtet werden. Die Leitung der Gemeinde liegt in den Händen eines Ältesten, dem einige Prediger zur Seite stehen. Die sonntäglichen Gottesdienste wurden in den Schulen abgehalten. Die Ansiedlung besitzt aber auch schon eine Kirche, die etwa 500 Personen faßt.

1930 wurde im Nordwesten von der Kolonie Menno von rußländischen Mennoniten die Ansiedlung Fernheim gegründet, die heute 19 Ortschaften zählt. Ihnen allen ist die Flucht deutscher Kolonisten aus Rußland noch in lebhafter Erinnerung. Ein Teil dieser Flüchtlinge wurde 1930 nach Paraguay gebracht. 1932 kam eine Gruppe von 360 Personen zu ihnen, die aus dem Amurgebiet nach China geflohen waren, und gleich im ersten Jahre der Ansiedlung hatte sich diesen Siedlern eine kleine Gruppe von Mennoniten aus Polen angeschlossen, der auch ich angehörte.

Unter den allerschwierigsten Bedingungen haben Mennoniten im Chaco ein Kolonisationswerk begonnen, dessen Gelingen vielleicht noch einmal Tausenden, ja Hunderttausenden von Menschen Existenzmöglichkeiten bieten wird. Ungewohntes Klima, Mangel an Lebensmitteln, Strapazen und schwere Arbeit riefen gleich in den ersten Monaten unter den Siedlern Krankheiten hervor, die sich infolge Fehlens ärztlicher Hilfe schnell verbreiteten und viele dahinrafften. Ganze Familien starben aus und viele Witwen und Waisen blieben allein stehen. Von den Mennoniten aus Kanada starben über 180 Personen, also mehr als 10% der Einwanderer, und von den Mennoniten aus Rußland starben im ersten Jahre der Ansiedlung 92 Personen. Hinzu kam noch, daß der Regen ausblieb und die Felder nicht bestellt werden konnten. In dem eingesandten Bericht unserer Gemeinden heißt es über jene schwere Zeit: „Die Tragkraft der Siedler war fast erloschen. In Moskau hatte der Herr uns erhört und uns nicht in Menschenhände fallen lassen, hier fielen wir in seine Hand. Gott redete furchtbar ernst zu uns. Der Ansteckungsgefahr wegen mußten die gottesdienstlichen Versammlungen ausfallen. Die Todesfälle häuften sich dermaßen, daß bei Mondenschein Särge und Gräber gemacht werden mußten. . . . Das war eine schwere Zeit der Heimsuchung, sodaß wir unsern Vater im Himmel bald nicht mehr verstehen konnten. Doch der Verzweiflung durften wir nicht anheimfallen. Der starke Arm unseres Gottes trug uns durch alle Wogen und Stürme der Anfechtung und ließ uns unter seinen Fittichen zur Ruhe kommen. . . . . "

Periodisch auftretende Dürren sowie Mißerfolge bei dem Anbau unbekannter Kulturen wollten bei manchem Siedler den Glauben an eine Zukunft im Chaco nicht aufkommen lassen. Es setzte deshalb schon 1931 eine starke Übersiedlungsbewegung ein, die bis in die Gegenwart angehalten hat. Viele Familien haben im Laufe der Zeit den Chaco verlassen, um im östlichen Paraguay bessere Existenzmöglichkeiten zu suchen. Es hatte zeitweise den Anschein, als sollte sich die ganze Ansiedlung auflösen, es siegte dann aber doch immer wieder der Gemeinschaftssinn über die auseinanderstrebenden Kräfte.

Den Höhepunkt der Gefahr bildete für uns der Chacokrieg, der 1932 zwischen Paraguay und Bolivien ausbrach und ganz in der Nähe der Siedlungen ausgefochten wurde. Monatelang hörten wir Kanonendonner und Maschinengewehrfeuer und standen fortwährend in Gefahr ausgesiedelt zu werden. Zweimal erhielten wir auch den

Befehl, die Ansiedlung zu verlassen; Gott aber hielt seine schützende Hand über uns und wir durften bleiben. Der Krieg brachte uns aber sehr viele schwere Erlebnisse, sodaß wir manchmal fast zusammenbrechen wollten. Durch die Soldaten wurde das Malariafieber in die Dörfer getragen und mehr als 90 % der Bevölkerung erkrankte an dieser heimtückischen Epidemie. Wenn auch nicht gerade Todesfälle infolge dieser Krankheit zu verzeichnen waren, so waren doch oft in vielen Familien monatelang sämtliche Arbeitskräfte lahmgelegt.

So könnte ich noch viele Hindernisse und Schwierigkeiten aufzählen, die sich uns bei dem Aufbau der Kolonie in den Weg stellten. Erwähnen will ich hier nur noch die Inflation, die Dürre der letzten Jahre, die Schädlinge, die weite Entfernung von der Bahn und die Absatzschwierigkeiten. Schon während des Chacokrieges setzte eine Entwertung des Geldes ein, die bis in die Gegenwart angehalten hat und die wirtschaftliche Entwicklung sehr aufhält. Außerdem hat es die Regierung verstanden, in den letzten beiden Jahren durch eine besondere Devisenordnung und Kursregelung den Siedlern einen großen Teil des Wertes der ins Ausland verkauften Baumwolle vorzuenthalten. Im letzten Jahr war infolge der Dürre der Ernteertrag außerdem noch bedeutend geringer als im vorherigen und im laufenden Jahr hat die Blattlaus sehr viel Schaden in der Baumwolle angerichtet. Von Zeit zu Zeit bedrohen uns außerdem die Heuschrekkenschwärme, die im Laufe einer Stunde die gesamte Baumwolle, den bis jetzt einzigen Ausfuhrartikel, vernichten können.

Es ist deshalb verständlich, wenn die Stimmung der Siedler in den letzten Monaten sehr gedrückt war. Manch ein Familienvater schaut dunkel in die Zukunft, denn er weiß nicht, wie er seine Kinderschar im nächsten Jahr durchbringen wird. Wir wollen den Mut aber nicht sinken lassen, sondern im Vertrauen auf Gott weiterarbeiten. Wir zagen wohl manchmal, aber wir wollen nicht verzagen. Wir sind der Überzeugung, daß uns Gott in dieses neue Land geführt und uns in Paraguay auch Aufgaben gestellt hat, die wir erfüllen müssen. Er weiß, warum er uns so schwere Prüfungen auferlegt und er wird uns auch über alle Schwierigkeiten hinweghelfen.

Trotz all der Hindernisse, die sich uns dort im Kampf um eine neue Heimat entgegenstellen, ist doch in kurzer Zeit schon Gewaltiges geleistet worden. Besucher staunen immer wieder, wenn sie nach tagelanger Fahrt durch den verkrüppelten Urbusch plötzlich saubere deutsche Dörfer vor sich sehen. Im Zentrum der Ansiedlung Fernheim befindet sich ein Stadtplatz, auf welchem alle gemeinnützigen Einrichtungen erbaut worden sind. Hier steht das Koloniegebäude, in welchem der Oberschulze, das ist der verantwortliche Leiter der Ansiedlung, amtiert. Hier befindet sich auch das Sägewerk, die Ölmühle, die Mahlmühle, die Entkernungsanlage, die Genossenschaft, das Krankenhaus, die Druckerei und die 4-klassige Mittelschule. Diese gemeinnützigen Einrichtungen sind alle durch Gemeinschaftsarbeit errichtet worden. In den ersten Jahren der Ansiedlung mußten die einzelnen Siedler bis zu 50 Tagen im Jahr für die Gemeinschaft arbeiten. Nur mit Hilfe des Gemeinschaftssinnes wird es auch möglich sein, das begonnene Kolonisationswerk im Chaco durchzuführen.

Das Kultur- und Gemeindeleben ist in unseren Siedlungen von Anfang an sehr rege gewesen. Schon im ersten Jahre wurde mit dem Bau von Schulen begonnen und heute erhalten die Kinder schon alle einen geregelten Elementarunterricht. Fernheim hat heut 16 einklas-

sige Volksschulen und eine 4-klassige Mittelschule, in welcher unsere künftigen Lehrer, Buchhalter und Sekretäre ausgebildet werden sollen. Die Gemeinden organisierten sich gleich in den ersten Tagen nach der Ankunft im Urwalde und hielten regelmäßig Gottesdienste ab, anfänglich in den Zelten und gegenwärtig in den Schulgebäuden. Fast in jedem Dorf haben wir einen kleinen Gesangverein, der die Gottesdienste durch Lieder verschönt. Von Zeit zu Zeit finden größere Feste statt, an denen sich die ganze Ansiedlung beteiligt. Der Nationalfeiertag der Kolonie ist der 25. November, den die Siedler zur Erinnerung an die wunderbare Errettung aus Rußland feiern. Ein besonderes Gewicht legen die Gemeinden auf die Jugendarbeit, die in allen Dörfern mit großem Eifer betrieben wird.

Dieses aufstrebende mennonitische Gemeinschaftswesen im Chaco bildet eine Fortsetzung von dem in Rußland so blühenden Mennonitentum. Wir haben in Paraguay die Möglichkeit, uns nach der Väter Weise einzurichten und unseres Glaubens zu leben. Gott hat uns dort aber auch Aufgaben gestellt, die wir erfüllen sollen. Die paraguayische Regierung erwartet von uns vor allem kolonisatorische Leistungen. Nur aus diesem Grunde hat sie den Mennoniten so weitgehende Rechte gegeben. Daß sie sich in uns nicht getäuscht sieht, sagt sie in dem Vorwort einer Broschüre „Las Colonias Mennonitas en el Chaco Paraguayo", die sie 1934 herausgegeben hat: „Die Mennonitensiedlungen im Chaco Paraguays sind das Sinnbild höchster Schaffenskraft, eisernen Willens und eines unerschütterlichen Glaubens an den Segen der Arbeit. Jedermann weiß, wer sie sind, diese bescheidenen Siedler, die sich selbstverleugnend ihre Hütten im Herzen des Chaco errichteten. Doch nicht jeder kennt die Großartigkeit ihres Werkes. Dort sieht man sie die Hand am Pfluge Furchen ziehend als Sendboten des Fortschrittes, fruchtbare Erde für die Wirtschaft des Landes erschließen Edle Früchte sprießen aus ihren Äckern. Die Veröffentlichung dieser Zusammenstellung von Arbeiten sachkundiger Regierungsdelegierter wird wohl dazu beitragen, daß nicht nur die landwirtschaftlichen Möglichkeiten im Chaco Paraguays allgemein bekannt werden, sondern auch das Wirken derjenigen, die mit unermüdlichem Tatendrang die Wildnis besiegten. — Diesen opferwilligen Vorkämpfern des Friedens und der Arbeit sei dieses Heft der Dankbarkeit und Anerkennung gewidmet."

Die Mennoniten waren aber nicht nur stets Kulturträger in den Ländern, in denen sie sich niederließen, sondern vor allem auch Träger und Verbreiter des Evangeliums, um deswillen sie meistens den Wanderstab ergriffen. Nun hat uns Gott im Chaco mitten unter Indianer gestellt und unsere Gemeinden fühlen deshalb auch die Aufgabe, ihnen das Evangelium von Jesus Christus zu bringen. Es ist im vorigen Jahr mit der Mission unter den Indianern begonnen worden.

In dem schweren Existenzkampf, den wir dort auszufechten haben, und bei den großen Aufgaben, die an uns herantreten, haben wir immer wieder die Liebe unserer Glaubensgenossen in aller Welt und unseres deutschen Mutterlandes erfahren. Ohne die helfende Bruderhand wäre es uns nicht möglich gewesen, eine neue Heimat zu gründen und die uns gestellten Aufgaben zu erfüllen. Ich schließe deshalb mit einem Dank an alle, die uns in irgend einer Weise unterstützt haben, und danke besonders unserem verehrten Prof. Unruh und den hier anwesenden Vertretern des MCC aus Nordamerika für ihre unermüdliche Fürsorge für die Siedler in Paraguay.

Das Schreiben aus Paraguay lautet:

An die Mennonitische Weltkonferenz in Holland.

Liebe Glaubensbrüder!

Am letzten Ostertage, dem 14. April 1936, waren die Vertreter unserer Mennoniten-Gemeinden der Kolonie Fernheim im Saale unseres Koloniehauses mit vielen Gästen, die als Zuhörer erschienen waren, versammelt, um einige wichtige Fragen, die schon lange die Gemüter bewegten, zu beraten und zur Entscheidung zu bringen, worunter auch die Frage eines Delegaten zur Weltkonferenz stand, die laut Nachricht der mennonitischen Presse Deutschlands und Nordamerikas in der Zeit vom 29. Juni bis zum 3. Juli dieses Jahres in Amsterdam (Holland) stattfinden soll.

Gerne hätten wir auch Vertreter auf dieser Konferenz gehabt, die doch aus aller Welt von unsern Glaubensbrüdern beschickt sein wird! Doch unserer wirtschaftlichen Lage wegen müssen wir, so leid es uns auch tut, darauf verzichten! Der Schriftleiter unseres „Menno-Blattes", Bruder Nikolai Siemens, der auf seine eigene Initiative auf seiner Reise nach Deutschland an der Konferenz in Holland teilzunehmen gedachte, konnte auch noch nicht bestimmt sagen, ob er die Reise antreten werde oder nicht. Daher einigten wir uns, mit einem Schreiben an der Konferenz teilzunehmen.

Wir grüßen die Konferenz mit 2. Kor. 13, 13 und mit 2. Mose 18, 12 und wünschen, daß jeder Tag derselben unter Gottes Beistand und Seinem Segen stehen möchte!

Wenn wir heute einen Rückblick in die Vergangenheit tun, dann sind die göttlichen Fußspuren in unserem Leben ganz klar und unzweideutig zu erkennen. Es waren für uns überaus schwere Zeiten, als man uns in Rußland unser Hab und Gut nahm; als wir dann noch merkten, daß man uns auch unsere Kinder nehmen wollte, da entschlossen wir uns nach vielem Beten und heißen Kämpfen die uns so liebgewordene Heimat fluchtartig zu verlassen. Wir haben dort viel, ja alles verloren, manche unserer Brüder auch das Leben. Mit dem nackten Leben durften wir über die Grenze nach Deutschland entkommen. Nächst Gott haben wir dieses der Fürbitte unserer mennonitischen und nichtmennonitischen Brüder und dem tatkräftigen Eingreifen Deutschlands zu verdanken, wobei der verewigte Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg, der als erster 200 000 Reichsmark spendete, worauf viele seinem edlen Beispiel folgten, und die beiden Männer Professor Auhagen und Professor B. H. Unruh sich verdient gemacht haben. Wir erinnern uns alljährlich dieser Tatsache am 25. November, dem Tage unserer Errettung aus Bolschewistenhand und danken dem lieben Gott dafür und beten für Euch! Es ist uns das zu einer heiligen Pflicht geworden, die wir auch unsern Kindern einzuschärfen uns bemühen, wurden wir doch, als wir in Deutschland ankamen, von allen Seiten, von Mennoniten und Nichtmennoniten mit der allergrößten Teilnahme und vielseitiger Hilfe überschüttet. Das Weilen in Deutschland war für uns wirklich ein Lagern im Schatten der Palmbäume Elims. Doch hier konnten wir nicht bleiben; wir wollten und mußten weiter, denn wir sehnten uns nach einer neuen Heimat, wo wir unseres Glaubens und unserer mennonitischen Eigenart leben könnten.

Unser aller Ziel war Kanada, das in jener Zeit aber seine Tore verschloß. Daher mußten wir unsern Plan ändern und den Weg gehen, der als der einzig gangbare sich für uns erwies. Paraguay, im Herzen von Südamerika gelegen, öffnete seine Tore für uns, und so kam es, daß wir statt nach Nordamerika nach Südamerika in eine für uns gänzlich unbekannte und wilde Gegend reisen mußten!

Die Überfahrt auf deutschen Schiffen wurde für uns zu einer Erholungsreise, wogegen die Reise auf den südamerikanischen Dampfern und die Fahrt auf der Cassado-Bahn uns etwas von dem Schweren ahnen ließ, das unserer auf der neuen Ansiedlung wartete. Mit Grauen denken wir an die 5—6-tägige Ochsenfahrt zurück, die wir von der Endstation, Kilometer 145 (Fred Engen), bis zu unserer Ansiedlung zurücklegen mußten. Die entsetzliche Sonnenhitze (35—45 Grad), der furchtbare Sandstaub, der jedwede Aussicht verhinderte, die langen Strecken halbverdorrten Busch- und Kakteenwaldes, der Mangel an genießbarem Wasser, das Lagern in meterhohem Bittergras, dies alles wirkte so niederdrückend auf uns, daß wir fast am Leben verzagten und gänzlichen Mutes beraubt auf unsern Cämpen ankamen.

Doch nun galt es, neuen Mut zu fassen und zu allererst die Wasserfrage zu lösen, wobei es manch bittere Enttäuschungen gab, da die mit vieler Mühe gegrabenen Brunnen bitteres und salziges Wasser hatten, das gänzlich ungenießbar war; auch mußten wir in jener Zeit durch Verschütten einiger solcher Brunnen etliche Menschenleben beklagen. Jedoch erhörte der Herr unser Flehen und ließ uns zu unserer Freude auch Süßwasser finden, sodaß heute schon viele Wirte ihre eigenen Brunnen mit mehr oder weniger gutem Wasser haben.

Eine andere schwere Frage war die Zugkraft. Jede Wirtschaft sollte ein Paar Ochsen erhalten, die uns die Cassado-Gesellschaft zum Preise von 36 Dollar auf Kredit lieferte. Leider waren die meisten alt und gebrechlich, zudem sehr stößig und völlig ungebändigt, was uns oft in nicht geringe Lebensgefahr brachte. Als dann mit dem Eintreten der Regenzeit in den Monaten September bis November 1930 mit der Pflanzung begonnen werden sollte und die Typhusepidemie, besonders in den Dörfern Nr. 6, 7 und 8 eine überaus große Ernte hielt, indem ganze Familien ausstarben, da war die Tragkraft der Siedler fast völlig erloschen. In Moskau hatte der Herr uns erhört und ließ uns nicht in Menschenhände fallen, hier fielen wir in Seine Hand. Gott redete so ernst zu uns, daß wir im ersten Jahre 93 Tote zu beklagen hatten. Der Ansteckungsgefahr wegen mußten die gottesdienstlichen Versammlungen ausfallen. Die Todesfälle häuften sich dermaßen, daß beim Mondenschein Särge gemacht und Gräber gegraben werden mußten, wobei durch wochenlange Pflege die Kräfte der gesunden Menschen schon sehr geschwächt waren, sodaß auch sie der Epidemie mit Leichtigkeit zum Opfer fielen. Das war eine schwere Zeit der Heimsuchung, sodaß wir unsern Vater im Himmel bald nicht mehr verstanden. Doch der Verzweiflung durften wir nicht anheimfallen; der starke Arm unseres Gottes trug uns durch alle Wogen und Stürme der Anfechtung und ließ uns unter Seinen Fittichen immer wieder die so heiß ersehnte Ruhe finden.

Unser Streben war in allen Lagen und trotz aller schweren Erlebnisse, den Bau des Reiches Gottes in unserer Mitte zu fördern. Das war aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, da die Siedler aus allen Teilen des großen russischen Reiches zusammengewürfelt waren und drei verschiedenen Gemeindegruppen angehörten. Mit Gottes

Hilfe gelang es aber alle drei Gruppen nach ihrem früheren Bestande zu organisieren, Prediger und Diakone zu wählen und zu ordinieren, sodaß mit einer geordneten Arbeit begonnen werden konnte. Wir bemühten uns nun, alle Fragen, die uns alle angingen, gemeinschaftlich zu lösen. Daß bei dieser Erziehungsarbeit, manches unterlassen und verdorben wurde, beugt uns heute tief in den Staub; aber im Aufblick zu Gott dürfen wir doch auf eine segensreiche Zeit zurückblicken. Wir dürfen unsere Gottesdienste, Bibel- und Gebetsstunden, Sängerfeste, Erntedankfeste, Bibelbesprechungen und unsere jährlichen Predigerkonferenzen gemeinschaftlich abhalten; auch unsere Jugendarbeit wird im brüderlichen Einvernehmen aller drei Gemeindegruppen betrieben.

Auch unsere auswärts dienende Jugend sowie die im östlichen Paraguay angesiedelten Familien unserer Gemeinschaft konnten durch mehrere Besuche unserer Predigerbrüder, seelsorgerlich betreut werden.

Im letzten Jahre durften wir auch eine Missionsstation unter den in unserer nächsten Nähe wohnenden Indianern gründen. Wir erkennen es als unsere allerheiligste Pflicht, diesen Ureinwohnern des Landes das Wort vom Kreuze zu verkündigen. 18 Hektar Land konnte eingefenzt und zum Teil bepflanzt werden, wobei der Häuptling Anton mit seinen Getreuen recht fleißig geholfen hat. Eine große Enttäuschung wird es für die Braunen sein, daß sie der Dürre wegen mit einer totalen Mißernte rechnen müssen. Möchte der Herr sich bald den Mann ausersehen, dem es gegeben wäre, ihre Sprache zu erlernen und der ihnen dann das Heil in Christo nahe bringen könnte!

In sanitärer Hinsicht war es bei uns gar schlecht bestellt! Zwar hatten wir von Deutschland recht viel und gute Medikamente erhalten, doch es fehlte uns das geschulte ärztliche Personal und ein gutes Krankenhaus. Letzteres durften wir uns dank der tätigen Unterstützung des Zentralkomitees erbauen und durften wir den Segen desselben schon reichlich verspüren. Wir möchten nicht versäumen, auch an dieser Stelle dem Zentralkomitee unsern innigsten Dank dafür auszusprechen. Aber unsere schwere wirtschaftliche Lage hat es uns bis heute nicht ermöglicht, einen ständigen Arzt, der so sehr nötig fehlt, anzustellen.

Neben dem großen Gebäude haben wir nach und nach noch ein kleines Entbindungsheim, eine Küche und ein Quartier für die Hauseltern auf dem Hofe des Krankenhauses aus eigenen Mitteln errichtet.

Auch auf dem Gebiete des Schulunterrichts haben wir viel und schwere Pionierarbeit tun müssen. Die ersten Unterrichtsjahre werden wir nie vergessen; die Kinder empfingen den Unterricht unter den Bäumen des Urwaldes, wobei Lehrmittel und Schreibutensilien fast gänzlich fehlten. Heute, nach sechs Jahren schweren Ringens, haben wir schon 15 Elementarschulen und eine ganz neue Zentralschule, die inmitten eines Busches in unserer Stadt Philadelphia im letzten Jahre erbaut werden konnte. Diese Arbeit hätten wir nie und nimmer leisten können, wenn nicht ein unbeugsamer Mut und ein allgemeiner Schulsinn uns dazu getrieben hätte. Wir brauchen für die Zukunft Männer und Frauen, die uns in dieser so fortschrittlichen Zeit auf allen Gebieten des Lebens dienen und auch nach außen hin vertreten können. Es mangelt uns heute noch an recht vielen pädagogisch vorgebildeten Lehrkräften; die vorhandenen können wir nicht

genügend besolden, weshalb ja auch die Lehrer genötigt sind, sich in der Landwirtschaft zu betätigen, um ihr tägliches Brot zu haben, was aber ihre Kräfte zum großen Nachteile der Schule arg zersplittert. Mit sehr guten Büchern für unsere Prediger-, Lehrer-, und Schülerbibliothek wurden wir dank der liebenswürdigen Fürsorge von Herrn Dr. Quiring reichlich versehen, wofür wir ihm von Herzen dankbar sind, aber an Büchern für die Hand der Lehrer und Schüler sind wir immer noch recht arm; auch mangelt es uns sehr an gutem Kartenmaterial. Doch sind die Lehrer mutig und wollen sie auch in Zukunft darnach streben, unsere Jugend zu einem tatkräftigen und leistungsfähigen Geschlechte zu erziehen, das dem Glauben unserer Väter und der deutsch-mennonitischen Eigenart vor aller Welt Ehre einlegt.

Was nun zuletzt den Aufbau unserer Fernheimer Ansiedlung betrifft, so müssen wir bekennen, daß er viel Schweiß, einen unentwegten Mut und ungeheure Arbeit gekostet hat, denn jeder Bürger nennt heute ein bescheidenes Häuschen mit etlichen kleinen Nebengebäuden sein Eigentum, zu dem je nach Größe des vorhandenen offenen Landes von zwei bis zehn Hektar umfenztes Land gehört.

Unser Industriewerk, Kooperativgebäude, Koloniehaus, sowie eine Baumwollentkernungsanlage, die ohne Geld und fast ausschließlich mit gegenseitiger Leistung erbaut wurden, sie alle zeugen davon, daß wir einen Gemeinschaftssinn offenbarten, der unter dem Motto stand: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!" Ein jeder Siedler hat in den ersten Jahren 70—80 Tage im Jahre Gemeindearbeit geleistet, wobei seine eigene Wirtschaft weit ins Hintertreffen kam. Die gemeinschaftliche Arbeit mußte aber mit vereinter Kraft getan werden; denn das Schlagen der Wege von Dorf zu Dorf durch den stacheligen Busch, das Graben der gemeinsamen Brunnen, das Viehhüten und Zähmen der Ochsen und Kühe konnte ein Einzelner nicht zuwege bringen! Es war eine Pionierarbeit, die in der Geschichte der rußländischen Mennoniten vorher kaum zu finden sein dürfte! Dazu gesellten sich in unsern Pflanzungen noch die verschiedensten Schädlinge, die das Hochkommen der Kulturen fast unmöglich machten. War dann schließlich nach vielen harten Kämpfen endlich die Zeit der Reife gekommen, dann überfluteten große Schwärme von Papageien und wilden Tauben unsere Gärten und richteten ungeheuren Schaden an. Auch mit den Heuschrecken und Raupen hatten wir einen gigantischen Kampf zu bestehen, die den Ertrag unserer Ernte oft gewaltig reduzierten, ja teilweise ganz vernichteten. Zudem kam in diesem Jahre noch eine uns bisher unbekannte Plage dazu. Die Blattlaus hat viele Baumwollfelder neben der herrschenden Dürre total vernichtet, sodaß nur zwei Dörfer mit einer guten oder mittleren Ernte rechnen können. Weil auch das vorige Erntejahr so überaus schwach ausgefallen war, so schauen viele Siedler doch recht dunkel in die Zukunft. Als vor zwei Jahren die Ernte recht gut ausgefallen war, war der Aufschwung in der Kolonie zusehends wahrnehmbar. Wäsche und Kleider, Pferde und Wagen konnten angeschafft werden und neuer Mut beseelte die Siedler. Die weite Entfernung bis zur Endstation konnte nun schneller zurückgelegt werden, wodurch viel Zeit für die Pflanzungen gewonnen wurde. Auch das zeitraubende und nerventötende Ochsensuchen war durch den vergrößerten Pferdebestand wesentlich vermindert worden. Schon sah man sich im Geiste auf einem grünen Zweige, als die Hiobsbotschaft die Kolonisten erreichte, daß durch die

hohen Transportabgaben und durch die Expropriation durch die Regierung der erhoffte Ernteertrag um ein Bedeutendes verringert wurde. Was Wunder, wenn bei solchen niederschmetternden Enttäuschungen die Siedler einfach nicht zu bewegen sind, den Landkontrakt zu unterzeichnen! All dieses in Betracht ziehend, hoffen wir, daß der „Allgemeine Mennoniten-Kongreß in den Niederlanden" uns in unserer gegenwärtigen Notlage, in unserm Ringen und Kämpfen verstehen und fürbittend gedenken wird!

Lieben Brüder, gestattet uns die ergebenste Bitte, bei dieser Gelegenheit, wenn eben möglich, auch die Landpreisfrage zu erörtern, die bei uns angesichts der diesjährigen schwachen Ernte so brennend ist, worauf wir schon im letzten Briefe an das Zentralkomitee hingewiesen haben. Es lagert gegenwärtig eine Panik auf der Kolonie, und es ist nicht ausgeschlossen, daß manche Siedler, ohne vorher die Frage ihrer Schulden wegen geregelt zu haben, die Kolonie verlassen werden! Sie werden sich einfach nicht halten lassen, und unsere verantwortlichen Stellen werden sie nicht halten können. Das wäre sehr zu bedauern, denn die Gefahr der völligen Assimilierung ist hier unter den Einheimischen gar zu groß.

Trotz dieser ungeheuren Schwierigkeiten und rigorosen Widerstände wollen wir den Mut nicht sinken lassen und dürfen im Blick auf die Vergangenheit und die Gegenwart mit tiefer Demut und Stolz zugleich feststellen, daß unsere Bürger großen Fleiß und Ausdauer in jeder Hinsicht bewiesen haben, wie auf eigener Scholle so auch beim Aufbau der Kolonie, was auch von unserer Regierung hoch geschätzt und von auswärtigen Besuchern immer wieder anerkennend bestätigt wurde.

Zum Schlusse möchten wir noch die ergebenste und dringende Bitte aussprechen, daß das Zentralkomitee den uns in Aussicht gestellten Vertreter umgehend zusenden möchte, um die Landpreisfrage mündlich zu regeln. Auch die Vertreter der Kirche wären uns sehr erwünscht, es würde uns zur Aufmunterung und Glaubensstärkung dienen! Wenn auch der Kongreß in Amsterdam einen Vertreter zwecks Besuch in unsere weltentfernte Kolonie entsenden würde, wäre das für uns eine überaus große Freude!

Empfanget noch einen letzten Gruß nach Epheser 6, 24: „Die Gnade sei mit allen, die da lieb haben unsern Herrn Jesum Christum unverrückt."

Im Namen der Konferenz unterzeichnet
von der Kommission:

1. Nikolai Wiebe, Leiter der „K.F.K." und der Evangel. Gemeinde,
2. Gerhard Isaak, Leiter der Brüdergemeinde.
3. Johann Teichgräf, Leiter der Kirchengemeinde,
4. Jakob Siemens, Oberschulze,
5. Abraham Harder, Zentralschullehrer.

Die Mennoniten Brasiliens in Geschichte und Gegenwart. Bericht für den Mennonitischen Weltkongreß in Holland 1936, gegeben von Peter Klassen. Witmarsum.

Sehr verehrte, liebe Glaubensbrüder!

Lieber würde ich meinen Bericht persönlich an der ehrwürdigen Geburtsstätte unserer gemeinsamen Geschichte erstatten, um das Leben und die Spannung, die unserer Siedlung Grund und Antrieb geben, besser hineinzulegen. Aber auch so empfinde ich es als einen überaus ehrenvollen Auftrag, den Vertretern der mennonitischen Gemeinden ein Bild der werdenden mennonitischen Welt in Brasilien zu geben. Wir können freilich noch von keiner „Geschichte" im engeren Sinn sprechen. Es ist bei uns alles noch Gegenwart. Uns fehlt noch der zeitliche Abstand, um die 6 Jahre in Ruhe und mit Klarheit überschauen zu können. Doch wird von mir nicht Geschichtskritik erwartet, sondern Darlegung dessen, was wir, die Heutigen, erlebten und noch erleben, wirkten und noch wirken. Und dann: Wir haben auf dem Kongreß, auch wenn keiner von unserer Siedlung dort sein kann, in unserm allverehrten Prof. B. H. Unruh einen Vertreter, wie wir uns ihn nicht besser denken können.

Über den Weg nach Brasilien für die Ansiedelung der über Moskau Geflüchteten ist in Danzig seinerzeit eingehend gesprochen worden. — „Wir waren in einer Notlage." — So und ähnlich wurde damals der Entschluß, Brasilien als Zielland zu wählen, begründet. Als „Not" haben es denn auch lange viele von den Siedlern empfunden, daß sie anstatt nach Canada zu kommen, den Weg nach der südlichen Halbkugel machen mußten. Wir haben es aber doch als Gesamtheit einsehen gelernt, daß auch hierin nicht der Zufall regierte, sondern daß es Gottes Hand war, die Türen schloß und Türen öffnete.

Als im Februar 1930 freilich die erste kleine Schar von 180 Seelen auf der kurzen Strecke von dem Hafen Sao Francisco do Sul bis Itajahy nach dem Verlassen des Ozeanriesen auf einem kleinen Küstenschiff, einer „Nußschale", in furchtbaren Nachtsturm geriet, so daß auch die harten Männer am Leben verzweifeln wollten, damals in Rettung aus schwerer Seenot wurde das „Ja" Gottes zu dem Weg gegeben. So haben es die ersten geglaubt, mit ihrem Führer Heinrich Martins. Ähnlich den Kreuzfahrern des Mittelalters gab das „Gott will es" Mut und Kraft.

Am 16. Februar 1930 traf die Spitze des 1. Transports am Bestimmungsort, am Alto Rio Krauel ein. Schnell mußten Vorbereitungen getroffen werden, den Nachkommenden Unterschlupf und Verpflegung zu sichern. Die Direktion der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft stand ihnen unermüdlich mit Rat und Tat zur Seite. Nach einer Zwischenpause von etwa anderthalb Monaten kam der zweite Transport mit 300 Seelen und bald darauf auch ein 3. mit 130 Seelen an. Es waren also in kurzer Zeit über 600 Menschen in ein Urwaldgebiet gebracht, das etwa 60 km von der Bahn entfernt liegt. Wie die Hilfe organisiert wurde, brauche ich hier nicht zu wiederholen. Jedoch nicht genug kann es wiederholt werden, daß das Deutsche Reich sich der jungen Siedlung angenommen hat und das in einer Weise und in Ausmaßen, die für immer in unserer Geschichtsschreibung festgehalten werden müssen. Dann setzte auch die Hilfsaktion der holländischen Organisation ein. Während das Deutsche Reich vorschußweise die Reise finanzierte und dafür aufkam, daß die notwendigsten Grundlagen für den wirtschaftlichen Aufbau gegeben wurden, brachte die holl. Organisation die Seele hinein in das werdende Gemeinschaftsleben. Wie sinnvoll wurde doch die „Kuhspende" aufgezogen! Dann auch die Sorge

für das Schulwesen. Ich verweise auf die Ausführungen des von den Mennoniten Brasiliens hochgeschätzten Ds. Gorter, der in Danzig, als er gefragt wurde, wie Brasilien geholfen werden könne, sagte: „Ich habe nur den einen Wunsch: Das Schulwesen muß auf die Beine gestellt werden. . . .' Tatkräftig setzte dann auch die Hilfe für Leib, Seele und Geist ein. Wir danken es den Brüdern in Holland, daß sie so praktisch und sinnvoll eingriffen.

Daß es uns bei der Flucht aus Rußland nicht in erster Linie um die wirtschaftliche Existenz ging, daß es uns um den ganzen Menschen ging, daß wir auch Verbindung mit dem Ursprungsland unserer Gemeinschaft herstellen wollten, das beweisen wir in der Namensgebung unserer Ansiedlung am Krauel. „Witmarsum" sagt uns täglich: „Einen andern Grund kann niemand legen, als den, der gelegt ist, Jesus Christus." In Demut unterstellen wir auch unsere wirtschaftlichen Fragen dem, der unserer Gemeinschaft bis hierher Grund gab.

Im Juni des Jahres 1930 kam der vierte Transport in Brasilien an, ihm folgten bald andere. Diese Gruppen erlebten bei der Ankunft eine große Enttäuschung, als ihnen mitgeteilt wurde, sie könnten nicht am Krauel mit den andern zusammen angesiedelt werden, weil hier schon nicht mehr genügend Platz für viele Neuankömmlinge sei. Der Vertreter des Deutschen Reiches hatte ein schmales Gebirgsplateau zur Ansiedlung der neuen Transporte bestimmt, das von der Krauelsiedlung etwa 8 Stunden Wagenfahrt entfernt liegt. Während die Krauelsiedlung „Witmarsum" etwa 430 m über dem Meeresspiegel liegt, erreicht das Plateau eine Höhe von 750 m. Ein steiler Aufstieg, der sich an die Felswand anlehnt, führt vom Krauelnebenflüßchen hinauf zur Höhe. Am Ende dieses Weges, etwa 45 Minuten vom ersten von Mennoniten belegten Kolonielos entfernt, war das Lebensmitteldepot mit drei Baracken aufgebaut worden. In diesen Baracken fanden die ersten Transporte ihre Unterkunft. Im ganzen waren es sieben Gruppen, die dem ersten Transport nach dem Plateau folgten. Nach einem Jahr hatte die Siedlung oben den Bestand von nahezu 100 Familien mit bald 500 Personen. Es kam dann 1934 noch ein Teil der „Harbiner" hinauf. — Schon am 3. Januar 1931 begann der Unterricht in einer provisorischen Schule. Sie war recht primitiv, hat aber ihren Zweck am Anfang erfüllt. Ein besonderer Gedenktag bleibt für die Plateaugemeinde der 31. August 1930. Die Welt-Hilfs-Konferenz in Danzig veranlaßte die aus Rußland Geretteten zu einem besonderen Festgottesdienst. Nicht vergessen wird auch der 26. November 1930, als zum erstenmal die Siedler eine „Bürgerversammlung" hatten, auf einer Pikade (Fußweg im Urwald) war der Siedlung der Name „Auhagen" gegeben worden. Von großem Nachteil war es für Auhagen, daß man zur Frühlingsaussaat etwas zu spät gekommen war. Dazu verhinderte eine lange Regenperiode noch das rechtzeitige Waldbrennen. Witmarsum hatte dagegen fast ein ganzes Erntejahr gewonnen.

Bald sollte für die Siedlungen das Verpflegungsjahr ablaufen und da war es an der Zeit, aus Vorsorge eine wirtschaftliche Organisation zu schaffen. Schon gegen das Ende des Jahres 1930 gründete der Bevollmächtigte des Deutschen Reiches vor Verlassen der Siedlung im Einvernehmen mit leitenden Personen der Siedlung eine landwirtschaftliche Genossenschaft unter dem Namen „Sociedade Cooperation Agricola Witmarsum", mit dem Sitz der Verwaltung in Witmarsum. In Auhagen wurde eine Filiale der Genossenschaft einge-

richtet. Jede Flüchtlingsfamilie sollte Mitglied dieser Genossenschaft sein. Die holländischen Gaubensgenossen streckten die Mittel zum Bau von zwei Schneidemühlen, zwei Mahlmühlen und den Verkaufsläden vor. Außerdem kamen von dem H. D. E. B. Mittel für Schulen, Krankenverpflegung und je eine Kuh für die Familie. So konnte mit Hilfe des Deutschen Reiches und der H. D. E. B. eine Basis für das Fortkommen in der neuen Heimat geschaffen werden. Was für einen Segen die Genossenschaft unserer Siedlung gebracht hat und bringt, kann nur der ermessen, der Gelegenheit hat zu beobachten, wie die auf sich selbst angewiesenen nicht organisierten deutschen Kolonisten sich hierzulande durchschlagen müssen und sehr oft sich den „Vendisten" (den Privatgeschäftsleuten auf den Kolonien) in die Arme werfen, um Kredite zu bekommen. Wie viele sind dabei zugrunde gegangen! Wir sind Gott und Menschen dankbar, die uns die Gründung der Genossenschaft ermöglichten. — Im Mai 1932 wurde in Witmarsum mit einem kleinen, unscheinbaren Buttereibetrieb begonnen.

Wäre dieser Schritt nicht gewagt worden, hätten wir schwerlich unsern Konsum auf eine halbwegs gesunde Basis bringen können. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß wir als Genossenschaft ohne die Butterei ein kümmerliches Dasein gefristet hätten.

Es ist aber trotz der Unterstützungen und trotz der Butterei nicht leicht gewesen, über Wasser zu bleiben. Wir haben 6 Jahre lang sehr schwer um unsere Existenz und um die Erhaltung der Siedlung kämpfen müssen. Jahrelang war der Erfolg so gering, daß man von einem Stillstand, gemessen an der Befriedigung der Lebensbedürfnisse aus dem eigenen Konsumladen, die sich drei Jahre lang auf gleicher Höhe hielt, — sprechen konnte. Erst seit kurzem merken wir eine Aufwärtsentwicklung. Ehe ich jedoch von der Gegenwart spreche, muß ich noch einmal auf Auhagen kommen und auf die schweren Erschütterungen, die Auhagen erlebte und die auch an der Krauelsiedlung nicht spurlos vorübergingen.

Das Jahr 1931 war das Jahr des Aufschwungs — man hatte dort noch die Verpflegung vonseiten der Hilfsorganisation, auch flossen von auswärts Privatmittel herein. Es wurde viel Wald geschlagen. Auch die Wegarbeit, die in diesem bisher noch nicht erschlossenen Gebiet eine große Rolle spielt, wurde tapfer angepackt. Da aber die Verpflegungszeit zu Ende ging und die Ernte nur gering gewesen war, kam bald die Frage, wie man eine gewisse Sicherheit für die nächste Zukunft schaffen könne. Mitte des Jahres gab es noch einmal ein Aufatmen, als einige kleinere Transporte neuer Siedler aus den Lagern Deutschlands ankamen. Es wurde mutig das Werk der Siedlung fortgesetzt. Aber gleichzeitig setzte auch eine bedenkliche Bewegung ein; viel weibliche Jugend wurde in die nahe Stadt Blumenau geschickt und später auch in das entferntere Curityba, um in häuslichen Diensten und in Fabriken Bargeld für die Kolonie zu erwerben. Es gingen auch junge Männer in auswärtige Dienste. Ein Buttereibetrieb war in Auhagen auch nach dem Witmarsumer Beispiel eingerichtet worden. Man konnte also hoffen, daß die Siedlung nach den ersten schweren Jahren doch vorwärtskommen würde —, der Dienst in den Städten sollte ja nur Notbehelf sein. — Auch faßte man mehr Mut, als im Juni 1934 die Familien aus Harbin erwartet wurden. Denn je größer die Siedlung ist, desto mehr hat man die Gewähr, daß sich die Anlagen in ihr rentieren. Es kamen aber nur 11 Familien nach Auhagen, die übrigen 17 siedelten sich am Krauel an.

Und da: — nach gut drei Jahren der Arbeit faßte man Mitte September 1934 in einer Mehrheit auf Auhagen den Beschluß, die Siedlung zu verlassen und auf dem Hochland von Parana ein Siedlungsgebiet zu suchen, das ein leichteres und besseres Fortkommen gewährleiste. Ich möchte in diesem Vortrag die Siedler von Auhagen nicht verurteilen, daß sie damals den Schritt taten. Es ist uns heute aber klar, daß man damals vorsichtiger zu Werk gegangen wäre, wenn man geahnt hätte, mit welchen Schwierigkeiten solche Umsiedlung verbunden ist. Denn heute, nach bald zwei Jahren der Unentschiedenheit, ist es immer noch nicht klar, ob d e r Teil, der nach und nach Auhagen verlassen hat — es sind von 106 mindestens 65 Familien —, das bessere Los zog oder der, welcher blieb. Es sind hier gegenwärtig 42 Familien mit einer Personenzahl von 220. Dieser Teil hofft noch auf eine Möglichkeit, auf dem Plateau eine Existenz zu schaffen. Schwer wird es sein. Denn die Jahre der Unsicherheit haben es mit sich gebracht, daß die Kolonien nicht so bestellt wurden, wie man sie hätte bestellen müssen. Zudem sind viele von den Familien, die geblieben sind, zu schwach, um mit eigener Kraft von neuem zu beginnen. Es bleibt für diese Gruppe aber nur die Losung: „Halte, was du hast!" (und wenn es auch nur wenig ist, was du hast!) Unsere Mennoniten haben schon oft schwierige Situationen gemeistert. Vielleicht gelingt es auch hier und jetzt. Die stärkere Krauelsiedlung hat die Aufgabe, der kleineren Schwester mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Damit bin ich wieder beim Krauel angelangt. Auch hier wurden manche Arme schlaff. Mehrere haben, nach unserem Ermessen zu früh, den Kampf aufgegeben und die Siedlung verlassen. Andere Familien, mit etlichen Arbeitskräften, blieben wohl auf der Kolonie, schickten aber die arbeitsfähigen Glieder auf Erwerb in die Stadt zwecks Beschaffung der Mittel für den Aufbau der Wirschaft. Das waren in wirtschaftlicher Hinsicht die Glücklicheren, in geistlicher — nicht in allen Fällen. Es sind bis heute 28 Familien in 6 Jahren vom Krauel weggezogen. Diese Abwanderung ist zwar bis heute durch neue Ehen und durch Geburten sogar mit einem kleinen Überschuß wettgemacht, allein jede abwandernde Familie raubt den bleibenden etwas an Mut und Arbeitsfreudigkeit.

Nun scheint sich aber doch vieles zu wenden. Wir glauben, daß die Krise überwunden ist. Vielerorts geht man schon daran, Pflugland zu machen. Das hat für uns eine große Bedeutung. Einmal ist Pflugland leichter reinzuhalten, dann aber bringt es auch mehr ein. Unser Hauptprodukt ist eine sehr stärkehaltige Knollenfrucht, Aipim (bis 20% Stärke!) Es ist dies ein billiges Produkt, das den Transport von 60 km bis zur nächsten Bahnstation nicht rechtfertigt. Ein Erzeugen desselben über den eigenen Bedarf hinaus wäre somit zwecklos, denn eine Fuhre bis zur Station wird gerade so hoch bewertet, wie der Erlös vom Aipim sein könnte. Es empfiehlt sich daher, den Absatz dieses Produktes durch Veredlung rentabel zu gestalten. Das ist nur möglich durch Verarbeitung des Aipim zu Stärke Allein um eine Stärkefabrik zu bauen, bedurfte es wieder einer großen Geldsumme und wiederum waren es die holländischen Brüder, die uns durch Vorstrecken derselben den Bau ermöglichten. Wenn die Konferenz im holländischen Witmarsum tagen wird (der Abschluß der Konferenz soll ja dort sein), dann wird vorraussichtlich diese Fabrik, von der wir uns einen allmählichen wirtschaftlichen Auf-

schwung versprechen können, in der jungen Namenschwester, Witmarsum in Brasilien, bereits in voller Tätigkeit sein.

Wenn wir auch heute noch weit entfernt sind, uns Illusionen zu machen, so sind wir doch der festen Zuversicht, daß unsere Siedlung bestehen und mit der Zeit blühen wird. Wir hoffen, daß unsern Wohltätern solche Enttäuschungen, wie sie von Herrn Prof. Dr. W. Kühler auf der Danziger Tagung geschildert wurden, erspart bleiben.

Bevor ich auf die geistliche und geistige Lage zu sprechen komme, sei mir eine kurze Zusammenfassung der Entwicklung in 6 Jahren gestattet. Man kann sie in 3 Perioden einteilen. Erstens: In die Zeit übertriebener Hoffnungen. Das herrliche Klima, die schöne Natur und vor allem das Empfinden des Geborgenseins nach der Flucht aus Rußland mögen wohl die Hauptschuld an den rosigen Schilderungen der Siedler aus jener Zeit tragen. — Zweitens: In die Zeit der Reaktion. Der mäßig fruchtbare Boden, die Sorge um das Abtragen der Landschuld, die schwere Arbeit mit der Hacke und anderes raubten manchen Siedlern den Mut und den Glauben an eine Existenzmöglichkeit. — Drittens: In die Zeit der Symtome einer überstandenen Krisis. Der Warenumsatz im Konsumladen steigert sich (die Kaufkraft ist größer geworden); Jugend, die auswärts arbeitet, um durch Straßenbau Landschuld bei der Gesellschaft abzutragen; die Bautätigkeit ist recht rege. Auch noch andere Dinge wären anzuführen, die beweisen, daß es allmählich bergauf geht. —

Im Mutterlande unserer Gemeinschaft muß ich aber das, was zutiefst unsere Gemeinde hält, trägt, stärkt, auch wenn sie in den Jahrhunderten und besonders in der letzten Zeit über drei Erdteile zerstreut worden ist, betonen: Eben die Kraft in der Gemeinschaft mit dem Gott unserer Väter. Das erste gemeinsame Haus auf dem Plateau war die Schule. Schule aber ist bei uns immer auch, und das nicht zuletzt: Kirche. Wir wissen, daß wir nur dann bestehen können und Existenzberechtigung haben, wenn wir die Güter pflegen, die uns von Anfang unserer Geschichte an aufgetragen sind. Was uns Kraft gibt, ist eben die Gemeinde, die sich auf Christus, den Gesandten Gottes, beruft. — Was das äußere Gewand der Mennonitengemeinden in Brasilien anbelangt, so müssen wir sagen, daß es nicht ganz einheitlich ist. Wir haben auf den beiden Siedlungen 4 Gemeinden, von denen jede eine eigene Gemeindeverfassung hat. Die Verschiedenheit trennt uns aber nicht in Gottesdienst. Das Bestreben ist es auch schon länger gewesen, uns eine kirchliche Zentralstelle zu schaffen, die die gesamten kirchlichen und kulturellen Belange zusammenfaßt, bearbeitet und vertritt.

Bis in die letzten Tage hatten wir nur eine öffentlich registrierte Organisation, die wirtschaftliche Genossenschaft. Schon im Jahr 1931 wurde ein Versuch gemacht, in der „Vereinigung", alle Lebensgebiete der mennonitischen Siedlungen organisatorisch zu umfassen. Manche werden sich der veröffentlichten Statuten dieser „Vereinigung" erinnern. Letztere ist aber nie juristische Person geworden. Das Haus war wohl auch etwas zu groß gebaut. Ein Rest jenes Versuches ist in dem Posten des Siedlungsleiters geblieben, der als Vertrauensmann der Siedlung und der Organisationen in Europa die Siedlung vertritt.

Nun aber, in diesem Monat (am 16. Mai 1936), tagte unsere erste Konferenz des „Bundes der Mennonitengemeinden in Brasilien" und hat sich eine kirchliche Organisation (nach dem Muster der „KfK"

in Rußland) geschaffen. Wir sind als Mennoniten dankbar, daß unser neues Vaterland Brasilien auf religiösem Gebiet viel Freiheit gibt. Die Verfassung des Landes gewährleistet auch dann die Freiheit, freilich mit einigen bürgerlichen Einschränkungen, wenn wir als Mennoniten uns auf unsern Wehrlosigkeitsgrundsatz berufen, auf Befreiung vom Militärdienst bestehen sollten.

Ein Hauptmittel, um die Güter und Aufgaben, die uns von der Geschichte anvertraut sind, zu pflegen und der kommenden Generation weiterzugeben, ist die Schule. Wir unterstehen mit den Schulen den Landesgesetzen. Daß wir uns diesen willig unterstellen, haben wir darin bewiesen, daß 14 Mann aus unserer Mitte in den letzten zwei Jahren das von den brasilianischen Schulbehörden für Lehrer vorgeschriebene Examen in der Landessprache ablegten. Wir sind dankbar aber auch für die Möglichkeiten, in der Muttersprache die Kinder zu unterweisen. Wir pflegen starke Beziehungen zu unserm deutschen Mutterlande, um das pflegen und fördern zu können, was Gott dem deutschen Volk an kulturellen Gütern anvertraut hat. Andererseits wenden wir aber auch alles an, um unsern Kindern das neue Vaterland lieb zu machen.

Die Schulgebäude sind mit Mitteln unserer holländischen Brüder gebaut worden, auch konnten die Lehrer in den ersten Jahren die Gehälter von dort erhalten. Unterricht wurde freilich schon gehalten, ehe die Gebäude fertig waren. Wir haben auf beiden Siedlungen zusammen 6 Volksschulen. Dazu kam in jüngster Zeit eine kleine Schule, die unsre mennonitische Gruppe, welche sich bei der Stadt Curityba niedergelassen hat, errichtete. — Zu den Volksschulen gesellt sich aber noch eine Aufbauschule, um unsern den Volksschulen entwachsenen Kindern die Möglichkeit zu geben, daß sie auf der Siedlung weitergebildet werden. Im Oktober 1933 faßten wir zum erstenmal den Beschluß zum Bau einer Mittelschule (bei uns traditionell „Zentralschule" genannt). Nach vielen Schwierigkeiten konnten wir endlich am 1. April 1935 mit dem Unterricht beginnen. 35 Schüler und Schülerinnen rückten ein, mehr als wir erwartet hatten. Mehrere Lehrkräfte übernahmen den Unterricht; bis auf einen waren sie alle hauptamtlich tätig, bei einer Schülerzahl von 42. Die Schule hat dadurch sehr gewonnen, daß der in Mittelschularbeit erfahrene Lehrer D. Enns sich ihr zur Verfügung stellte. — Wir haben in allen Schulen zusammen etwa 270 Schulkinder. Das bedeutet eine große Verantwortung, berechtigt aber auch zu viel Hoffnungen.

Eine große Sorge hat von Anfang an die sanitäre Betreuung der Siedlung bereitet. Denn die weite Entfernung von Krankenhaus und Arzt (etwa 60 km) wirkte sich oft tragisch aus. Eine Gnade ist es nur, daß wir sowohl auf Auhagen, als auch am Krauel vor Epidemien bewahrt geblieben sind. Wir haben gesundes Klima. Die Kindersterblichkeit ist niedrig. Und doch bringt das subtropische Klima manche Beschwerden, die uns unbekannt waren, gegen die wir auch nicht richtig kämpfen konnten. Wohl konnte durch homöopathische und auch pflegerisch ausgebildete Kräfte in vielen Fällen erste Hilfe gebracht werden. Aber wir schauten doch schon lange sehnsüchtig nach einer vollwertigen ärztlichen Hilfe aus. Und endlich! — Im Oktober 1935, traf Herr Dr. Dyck mit seiner in der Krankenpflege so gewandten Gattin ein. In der kurzen Zeit bis heute haben wir schon sehr den Segen der ärztlichen Betreuung schätzen gelernt. Zu tiefempfundenem Dank drängt es uns auch, wenn wir sehen, wie

die holländischen Gemeinden sich aufs neue bereitfanden, unsern medizinischen Punkt durch eine großzügige Kollekte zu stärken. Wir sind jetzt dabei, den Punkt so auszubauen, daß er nicht nur den primitivsten Anforderungen genügt. Und wenn das Wort „Krankenhaus" auch noch etwas zu hochklingend für das ist, was wir einrichten, so erfüllt es uns doch schon mit Stolz und Dankbarkeit. Denn daß wir nach 6 Jahren schon einen Arzt in unserer Mitte haben dürfen, der mit unsern Leuten vertraut ist, ist ein wahres Gottesgeschenk.

Was den Krauel anbetrifft (wir sind es gewohnt, so kurz von der Witmarsumer Ansiedlung zu sprechen), so ist eigentlich auf all den gezeichneten Gebieten eine Aufwärtsentwicklung festzustellen. Wir hoffen zuversichtlich, daß Gott, der uns aus Rußland hierhergestellt hat, auch sorgen wird, daß wir nicht untergehen werden. Schon dunkler erscheint uns die Zukunft Auhagens. Besorgt sind wir auch um die Gruppe, die sich bei der Stadt Curityba niedergelassen hat. Weniger um ihr wirtschaftliches Fortkommen, wenn wir auch meinen, daß es gefährlich ist, sich mit Monokultur abzugeben (die einzige Einnahmequelle ist bislang bei den meisten die Milch). Wir fürchten vielmehr, daß dort Güter gefährdet sind, die uns als Christen und Mennoniten anvertraut wurden. Zum Beispiel kann bei der Milchwirtschaft der Sonntag nicht so geheiligt werden, wie wir gewohnt sind, ihn zu heiligen. Daß dort sich wiederum die Kraft der Gemeinschaft auch offenbart, erfüllt uns mit Zuversicht, daß auch sie den richtigen Weg finden werden. Es liegt uns daran, mit dieser Gruppe und mit all denen die Verbindung aufrechtzuerhalten, die unsere Siedlungen verließen.

In der kurzen Zeit, die mir für den Vortrag zur Verfügung steht, wird es nicht möglich sein, auf alle Fragen, die die Entwicklung, die auch die Rückschläge auf der Siedlung bei den Konferenzteilnehmern erwecken, Antwort zu geben. Es sei mir aber gerade inbezug auf die Witmarsumer Siedlung gestattet, eine große Sorge zum Ausdruck zu bringen, und das auf Grund einer Statistik, die wir in diesen Tagen aufstellten.

Wir hätten, wenn alle die, die ursprünglich hier siedelten, auch geblieben wären, heute rund 1050 Personen in unsern drei Dorfschaften Witmarsum, Waldheim und Gnadental (in 190 Familien). Es sind 140 Personen (28 Familien) im Laufe von 6 Jahren weggezogen. Geblieben sind also 910 (162 Familien). Von diesen sind Kinder unter 12 Jahren 338, Lebendgeburten haben wir im Jahresdurchschnitt 42, also 46 bei 1000 Einwohnern. Sterbefälle haben wir sehr wenige zu verzeichnen — in den letzten Jahren durchschnittlich 3. — In den 6 Jahren sind 32 Eheschließungen gewesen. Reine Zunahme im Jahr 40 Seelen. In 20 Jahren haben wir bei einfacher Rechnung die doppelte Einwohnerzahl von heute.

Und nun kommen wir mit der ernsten Frage: Auf dem Komplex Land am Krauel, das uns Heimat geworden ist, sind nur noch einige 20 Kolonielose frei, und von diesen sind in der letzten Zeit noch einige von der Gesellschaft an nichtmennonitische Siedler verkauft worden — —, wie wird sich das Bild der Siedlung in einigen Jahren gestalten? So wie jetzt die Einstellung und der Wille ist, werden viele so lange wie möglich sich hier halten, auch wenn einige Kolonien geteilt werden müßten. Aber werden nicht doch mit der Zeit Familien gezwungen sein, die Siedlung zu verlassen und anderorts sich eine Heimat zu schaffen? Und soll man jeden dann gehen lassen oder

soll von unsern Zentralstellen rechtzeitig Vorsorge getroffen werden? Wie gesagt: Heute plagt uns die Frage noch nicht so sehr. Aber wir haben an die Zukunft zu denken. Wir haben mit der Tatsache zu rechnen, daß wir nicht alle auf dem engen Raum der Witmarsumer Siedlung bleiben können, wenn die Vermehrung und Entwickelung so läuft, wie oben gezeichnet. Heute schauen wir noch jedem traurig nach, der von uns geht und damit die Gemeinschaft schwächt. Heute können wir noch gut allerhand neue Siedler unterbringen.

Heute herrscht bei uns noch immer große Freude, wenn einzelne abgewanderte Familien wieder zurückkehren. Aber einmal tritt an uns doch die Frage heran, was wir unserer heranwachsenden Jugend sagen sollen, wenn sie Lebensraum für sich sucht. Brasilien ist groß sehr groß. Aber ebensogroß ist die Gefahr, daß viele in dem weiten Lande in der Zerstreuung untergehen, wenigstens unserer geschlossenen Gemeinschaft verlorengehen könnten. — Nicht möchte ich der vollständigen Abgeschlossenheit das Wort reden. Wir suchen Anschluß an alle hier im Lande, die aufrichtig und ernstlich der Gerechtigkeit nachjagen. Wir wollen auch durchaus nicht Winkelmenschen, nicht Winkelchristen sein. Aber wir wissen, daß wir nur dann der Allgemeinheit, nur dann auch dem neuen Vaterland recht dienen und nützen können, wenn wir uns immer wieder auf die Kräfte besinnen, die Gott in unsere Gemeinschaft und in unser Volkstum hineingeschenkt hat. Wir wissen auch, daß es hier in Lateinamerika noch ganz besonders darauf ankommt, in innerer Geschlossenheit da zustehen. Das hat mit Politik oder auch Eigenbrötelei garnichts zu tun. Das hat nur etwas zu tun mit der Treue gegen Gott, die von Gott geordnete Geschichte, die Gemeinschaft, und nicht zuletzt auch mit der Verantwortung gegen das Heute und das Morgen. Wir dürfen sagen, daß diese Verantwortung noch lebendig ist unter uns, auch bei denen, die aus irgendwelchem Grunde die Siedlungen verließen. Letztere lassen es immer wieder durchblicken, daß sie die lebendigen Beziehungen zu den „Mutterkolonien" nicht missen möchten und daß sie Sehnsucht danach tragen, wieder in geschlossenen Siedlungen zu wohnen.

Auf keinen Fall möchte ich auf dem Weltkongreß den Eindruck erwecken, als werden hier Trauerlieder gesungen, als lasse sich der Durchschnitt hier von Untergangsstimmungen leiten. Nein, wir sind ein durchweg junges Geschlecht im tapferen Aufbau. Wir lassen nicht den Kopf hängen. „Wir sind nicht von denen, die da weichen". — Wir wissen aber, daß wir Sorge um die Zukunft der Kinder zu tragen haben, der Kinder, die Gott uns in so reicher Zahl und auch in durchweg guter Gesundheit geschenkt hat. — Ich weiß wohl, daß wir hier diese Sorge in der Hauptsache zu tragen haben, weil wir mitten drinnen leben. Es soll auf dem Kongreß auch durchaus nicht der Eindruck entstehen, als wollten wir um irgend etwas bei dieser Gelegenheit betteln. Und doch sehe ich es als meine Aufgabe an, der mennonitischen Gemeinschaft, die heute in Amsterdam, Elspeet und dem holländischen Witmarsum versammelt ist, unsere Sorge zu sagen. — Im übrigen haben wir nur zu danken, zu danken den Stellen im Deutschen Reich, die sich je um uns kümmerten und bis heute sich kümmern, zu danken unsern Glaubensbrüdern in Holland, die uns mit all unsern „Kinderkrankheiten" so geduldig getragen und gehegt haben, zu danken den Glaubensbrüdern in Deutschland und andern Ländern, (die Harbiner Gruppe denkt immer noch in Dank-

barkeit an den ehrwürdigen Ältesten Sommer und die Gemeinden, die hinter ihm stehen), zu danken endlich und doch nicht zuletzt unserm verehrten und geliebten Bruder B. H. Unruh, der mit väterlicher Strenge und mütterlicher Güte uns geleitet hat.

Eine bange Frage steigt mir, steigt vielen unter uns auf; wenn wir die Wirklichkeit, den grauen Alltag, wenn wir all das Kleinliche und Allzumenschliche unter uns sehen, — die Frage: Sind wir noch unserer Väter wert? Sind wir es auch wert, daß die gegenwärtige mennonitische Welt soviel an uns wendet, um den Aufbau zu fördern? Sind wir der Güte und Barmherzigkeit wert, die Gott noch an uns wendet? — Auf diese Fragen erwarte ich von niemandem Antwort. Wir beugen uns in Demut vor Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi und bitten ihn, daß er uns nicht von seinem Angesicht verwerfe, daß er unsere Siedlungen segne, daß er unsre Jugend in den Städten behüte, daß er unsre ganze mennonitische Gemeinschaft segne!

Auf der I. Bruderkonferenz der Mennonitengemeinden Brasiliens am 16. Mai 1936 verlesen und für gut befunden.

Es folgt das Schreiben der ersten brasilianischen Bruderkonferenz:

Witmarsum, den 29. Mai 1936.

Teure Brüder!

Im Auftrag der ersten Bruderkonferenz der Mennoniten-Gemeinden in Brasilien, die ihre konstituierende Versammlung am 16. Mai laufenden Jahres hatte, grüßen wir den Kongreß in Holland. Wir sind wohl die kleinste Gruppe und auch wohl die jüngste in unserer weiten Bruderschaft. Wir haben es aber stark erlebt, daß wir von der ganzen Bruderschaft getragen werden, daß wir nicht vergessen sind. Die ehrwürdige und wiederum so lebendige Geschichte unserer Gemeinschaft erfüllt uns mit Freude und Dankbarkeit. Unsere Wünsche für den Kongreß und für alles Wirken in allen Gemeinden fassen wir zusammen in das Wort des Apostels Paulus 1. Kor. 15, 58: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn."

Möge der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, alles Raten und alles Taten, alles Sinnen und Planen durchdringen!

Im Auftrag: Peter Klassen, Vorsitzender.

David Enns, Schriftführer.

Über „Die Mennoniten in Kanada in Geschichte u. Gegenwart" sprach Bischof D. Toews, Rosthern, Saskatchewan, Kanada.

Entstehung der mennonitischen Ansiedlungen in Ontario.

Durch den Frieden von Paris, welcher im Jahre 1783 geschlossen wurde, wurde die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Eng-

land anerkannt, und es scheint, daß im Jahre 1788 die ersten Mennonitenfamilien aus Pennsylvania nach dem Oberen Kanada, jetzt Ontario, zogen. In größerem Maßstabe zogen sie aber erst im Jahre 1799, dann 1800 und 1801 dorthin.

Die Gründe, warum diese Leute nach Kanada zogen, waren verschiedener Art: Die Mennoniten waren im Jahre 1683 aus der Schweiz und aus dem südlichen Deutschland nach Pennsylvania gekommen. Sie waren unter der englischen Regierung frei gewesen vom Militärdienst und auch frei von jeglicher Verfolgung. In den Jahren der Freiheitskämpfe hatten sie weder für die englische Regierung, noch für die Kolonien Partei ergriffen. Mit ihrer Sympathie waren sie bei der englischen Regierung, aber sie zeigten diese ihre Sympathie nicht und kämpften weder für die eine, noch für die andere Partei und waren aus dem Grunde von beiden Parteien nicht gern gesehen. Von Seiten der republikanischen Partei hatten sie manche Widerwärtigkeiten zu erdulden. Dann wollten viele auch lieber unter der Regierung leben, unter der sie schon über hundert Jahre frei ihres Glaubens hatten leben dürfen. Ein weiterer Grund war wohl auch der, daß das Land in Pennsylvania jetzt schon verhältnismäßig teuer war und sie für sehr geringen Preis gutes Land auf der canadischen Seite haben konnten.

Hauptsächlich siedelten sich die Ankömmlinge im Niagara-Bezirk, dann auch im Waterloo- und York-Bezirk an. Die Reise von Pennsylvania bis nach Ontario wurde öfters zu Fuß oder zu Pferde zurückgelegt. Es ging über Berge und durch Flüsse und als es später erst zu der eigentlichen Ansiedlung mit Familien kam, mußten sie öfters ihre Habe über Berge und durch Flüsse tragen, ehe sie ihre Wagen, sogenannte Conestogo, weiterbringen konnten. Wenn sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht hatten, galt es zuerst einen Platz von Bäumen zu lichten, ehe sie eine Blockhütte aufbauen konnten.

Es kam in dem Waterloo-Kreise vor, daß ein gewissenloser Landagent mit Namen Beasley ihnen Land verkaufte, auf dem eine schwere Hypothek lastete. Dies wurde zufällig in Erfahrung gebracht und konnte nur dadurch geregelt werden, daß sie mit Hilfe der Brüder in Pennsylvania ein weiteres Landstück kauften.

Kirchen und Schulen wurden überall gebaut, wo diese Leute zuerst Fuß gefaßt hatten. Die Sprache war damals noch Deutsch, sehr vermischt mit englischen Wörtern. Die Gottesdienste wurden allgemein in deutscher Sprache abgehalten, wohl in derselben Weise, wie man das von der Schweiz und Süd-Deutschland gewohnt war. Soweit bekannt, wurde die erste Konferenz der Mennoniten in Ontario im Jahre 1831 abgehalten.

Ungefähr um die Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu Spaltungen in den Gemeinden. Es waren da einige unter den Predigern, die besonders für Gebetsversammlungen in den Gemeinden eintraten. Es kam zu Reibungen zwischen diesen und dem mehr konservativen Teil der Gemeinde. Man war von Seiten der Gemeinde schließlich nicht gegen Gebetsversammlungen, wenn sie im rechten Geist geführt wurden, aber man nahm Anstoß an der Art und Weise, wie diese Eiferer gegen den konservativen Teil der Gemeinde kämpften. Sie nannten sich den betenden Teil der Gemeinde und die Konservativen den gebetlosen Teil. Diese neue vorwärtsdringende Gruppe, anfänglich vielleicht 400 bis 500 an der Zahl, verband sich mit andern Richtungen und vom Jahre 1883 an wurden sie genannt „die Mennoniten-Brüder in Christo."

Später wurde die Sprachenfrage besonders akut. Der konservative Teil der Gemeinde hielt am Deutschen fest, andere glaubten, daß man auch in englischer Sprache predigen sollte. Die an der deutschen Sprache und auch sonst am Alten festhielten, wurden nach einer weiteren Trennung die Old Order Mennonites genannt. Diese verboten Telephon und Automobil, auch wollten sie nicht die Sonntagsschule haben. Der größere Teil war mehr progressiv, strebte reges geistliches Leben an, hatte Sonntagschulen, christliche Jugendvereine, begünstigte in den Gottesdiensten die englische Sprache, erlaubte Telephon und Automobile, als diese neuen Erfindungen erst in allgemeinen Gebrauch kamen.

Die Amischen Mennoniten bestehen aus Auswanderern direkt von Deutschland, dann aus zugezogenen Mennoniten aus den Vereinigten Staaten und aus besonders konservativen Gliedern von andern Gruppen in Ontario. In ihrem Glaubensbekenntnis ist wohl kaum ein Unterschied, nur daß die einen die verschiedenen Punkte strenger durchführen als die andern. Die erste Konferenz der Amischen Mennoniten fand im Jahre 1918 statt.

Es befinden sich in Ontario ungefähr sieben Hauptgruppen von Mennoniten, die in ihrem Bekenntnis ziemlich gleich sind, nur in der Ausführung und Erklärung der verschiedenen Punkte stehen sie etwas verschieden. Alle diese Richtungen betonen einfache Lebensweise und einfache Kleidung.

Gründung der mennonitischen Ansiedlungen im Westen.

Im Jahre 1874 kamen dann die ersten Mennoniten aus Rußland nach Kanada. Unter der Regierung Alexanders II. von Rußland wollte man den Mennoniten das Privilegium nehmen, das Katharina II. den Mennoniten gegeben hatte und das ihnen völlige Freiheit vom Militärdienst sicherte. Schließlich willigte man in Rußland ein, daß Forsteiarbeit getan werden sollte anstatt Militärdienst. Aber viele Mennoniten richteten doch ihren Blick nach Amerika und ein Vertreter der kanadischen Regierung, W. Hespeler, wurde nach Rußland gesandt, um die Mennoniten nach Kanada einzuladen.

Eine Delegation von zwölf Personen wurde herübergesandt; viele von diesen bevorzugten die Vereinigten Staaten als Siedlungsgebiet, ein Teil aber, und zwar der mehr konservative Teil, zog Kanada vor, weil hier vollständige Freiheit von jeglichem Militärdienst versprochen wurde durch eine Kabinettsorder des kanadischen Ministeriums vom Jahre 1873. Im Jahre 1874 kamen dann die ersten Einwanderer von Rußland in Kanada an. Die Zahl der damals Eingewanderten wird mit 7741 Seelen angegeben. Sie brachten 591 000 Dollar in bar mit. Sie blieben den ersten Winter bei den Mennoniten in Ontario und zogen dann im Frühling weiter an den Red River, ungefähr 30 Meilen südlich von Winnipeg, wo sie ihre einfachen Erdhütten aufbauten. Die kanadische Regierung borgte ihnen 100 000 Dollar, für welche Summe die Ontario-Mennoniten sich verbürgten, und die Ontario-Mennoniten borgten ihnen von 30 000 bis 40 000 Dollar. Die

erste Summe ist ganz abgezahlt, die letztere Summe zum großen Teil. Es wurden acht Townships östlich vom Red River für Mennoniten reserviert und besiedelt und westlich vom Red River waren es siebzehn Townships (ein Township = 9 qkm). Die Ansiedler in diesem Teil Kanadas machten gute Fortschritte in der Farmerei und nach wenigen Jahren waren in jenem fruchtbaren Red River Tal blühende Ansiedlungen und der Wohlstand mehrte sich von Jahr zu Jahr. Es wurde auch eine Anzahl einfacher Kirchen gebaut und überall in den Dörfern auch Schulhäuser.

Wie schon erwähnt, war dies der konservative Teil der Einwanderer aus Rußland. Die Regierung hatte ihnen in der Kabinettsorder volle Kontrolle über ihre Schulen versprochen, wozu die Dominion-Regierung eigentlich kein Recht hatte, weil die Schulregulationen Sache der einzelnen Provinzen sind.

Die Einwanderer verstanden es nun so, daß sie ihre Schulen so einrichten könnten, wie sie wollten. Sie hatten Lehrer mit sehr geringer Bildung und unterrichteten nur Deutsch. Die Provinzialregierung von Manitoba wollte aber doch, daß die Mennoniten auch Englisch lernen sollten, und es wurde von Kansas Lehrer H. H. Ewert nach Manitoba gerufen, um die Schulsache zu fördern. Er wurde dort Lehrer einer Fortbildungsschule in Gretna und außerdem übertrug ihm die Regierung die Inspektion über die mennonitischen Volksschulen. Es gab da manchen Kampf und die Gemeinden entzweiten sich. Der weitaus kleinere Teil unterstützte Lehrer Ewert und der größere Teil bekämpfte die öffentlichen Volksschulen nach Möglichkeit. Langsam, aber sicher, machten die Schulbestrebungen Fortschritte, bis dann während des Krieges, die Verordnung getroffen wurde, daß die Flaggen auf allen öffentlichen Schulen wehen sollten. Da gingen viele Mennoniten wieder zurück zu Privatschulen und, als dann schließlich Schulzwang und strenge Strafmaßnahmen gegen Übertreter der Schulverordnungen eingeführt wurden, verließen viele Mennoniten Kanada und zogen nach Mexiko und Paraguay, wo ihnen Freiheit vom Militärdienst und auch das Verfügungsrecht über ihre Schulen versprochen wurde. Ungefähr 7000 haben Kanada dann wohl verlassen. Eine Anzahl von Mexico und auch von Paraguay sind wieder zurückgekommen und, während dieses geschrieben wird, ist eine Delegation der Mennoniten von Mexiko hier in Kanada, wo sie sich nach Siedlungsmöglichkeiten in Quebec und auch in Alberta umsehen. Ob es ihnen gelingen wird, wieder unter Privilegien in Kanada einzuwandern, ohne sich den Schulverordnungen zu fügen, ist unwahrscheinlich. Übrigens hat die Mexikanische Regierung in ihren strengen Maßnahmen nachgelassen und, wenn sie nun schon einmal dorthin ausgewandert sind und nun doch wieder das erhalten können, was ihnen damals versprochen wurde, könnte man diese Angelegenheit wohl auf sich beruhen lassen.

In den Jahren 1923 bis 1930 erfolgte dann die Einwanderung von 21 000 Mennoniten aus Rußland, die dort all ihrer Habe beraubt worden waren. Auf diesen Punkt kann ich hier nicht weiter eingehen, da ich darüber in einem besonderen Vortrag zu referieren habe. Den meisten unter diesen Immigranten geht es verhältnismäßig ganz gut, sie haben nicht Überfluß, aber sie haben ihr tägliches Brot und mit Kleidern ist aus den Vereinigten Staaten viel geholfen worden. Was am höchsten geschätzt wird, ist, daß sie hier in Frieden ihres Glaubens

leben können und ihre Kinder auferziehen dürfen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Um der Kinder willen haben viele ihre alte Heimat verlassen und es werden große Anstrengungen gemacht, um die Kinder und die Jugend für das Reich Gottes und in unserm mennonitischen Glauben zu erziehen.

Verschiedenheit der Richtungen unter den Mennoniten in Kanada.

In Bezug auf Glaubenspunkte sind die Mennoniten in den westlichen Provinzen so geteilt, wie auch im Osten Kanadas. Es sind in den westlichen Provinzen, Manitoba, Saskatchewan, Alberta und Britisch Columbia wohl im ganzen acht verschiedene Richtungen, mit denen in Ontario sind es 15 verschiedene Richtungen, noch mit kleineren Abweichungen. Der Zahl nach teilen sich diese Gruppen wie folgt ein:

Zugehörig zur	Allgemeinen Konferenz von Nord-Amerika	20 856
"	Mennoniten-Brüdergemeinde	10 900
"	Evangelische Mennoniten-Brüdergemeinde	1 466
"	Wehrlose Mennoniten-Brüder in Christo	1 357
"	Krimer Mennoniten-Brüdergemeinde	700
"	Gemeinde Gottes (Holdemanns Richtung)	1 100
"	Kleine Gemeinde	2 133
"	Bergthaler (Sommerfelder) Gemeinde	14 223
"	Alt-Kolonier-Gemeinden	3 000
"	Alt-Mennoniten (2 Abteilungen)	15 000
"	Amische Mennoniten (2 Abteilungen)	5 000
"	Mennoniten-Brüder in Christo	1 755
	Nicht gezählt etwa	4 000
	Im ganzen etwa	81 500

Es ist im Rahmen der Zeit, die mir zur Verfügung steht, nicht gut möglich, die verschiedenen Richtungen speziell zu beschreiben; ich möchte aus dem Grunde nur einige Unterscheidungspunkte hervorheben.

1. Die Allgemeine Konferenz der Mennoniten von Nord-Amerika — übt die Begießungstaufe in der Kirche. Eine Anzahl der Gemeinden übt die Fußwaschung, die meisten aber nicht. Sie verweigern alle den Eid und Militärdienst. Allgemein wird wenig Gewicht auf Kleidertracht gelegt.
2. Die Mennoniten-Brüdergemeinde — übt die Untertauchungstaufe nach hinten, hat Fußwaschung, betont besonders Bekehrung, verweigert Militärdienst und Eid.
3. Evangelische Mennoniten-Brüdergemeinde — im ganzen wohl sehr der Brüdergemeinde ähnlich, außer daß sie auch Glieder ohne nochmalige Taufe durch Untertauchung aufnimmt.

4. Wehrlose Mennoniten-Brüder in Christo (Bruderthaler) — taufen durch Begießung im Fluß, teilweise sind sie auch zur Untertauchung übergegangen, sonst der Brüdergemeinde ähnlich. Nimmt auch Glieder auf ohne nochmalige Taufe.

5. Krimer Mennoniten-Brüdergemeinde — taucht nach vorne unter, sonst der Brüdergemeinde ähnlich, nur betont sie mehr die Einfachheit der Kleidung und Sitten.

6. Gemeinde Gottes (Holdemanns) — gegründet durch Johannes Holdemann, welcher Manitoba von Lancaster, Pennsylvania, aus besuchte. Diese Gemeinde übt die Begießungstaufe in der Kirche und lehrt, daß nur durch die Taufe mit dem Heiligen Geist, verabfolgt von einem der Prediger dieser Gemeinde, es möglich ist, Glied der Gemeinde Gottes zu werden. Holdemann gehörte zu den Alt-Mennoniten in Medina County, Ohio. Er gründete seine Gemeinde etwa 1860 aus zurückgetretenen Gliedern der Alt-Mennoniten. Um 1881 arbeitete er in Manitoba und bildete dort eine Gemeinde, vornehmlich aus Gliedern der Kleinen Gemeinde. Auch aus andern Gemeinden gewann er Glieder. Es wird auch in dieser Gemeinde sehr energisch Innere Mission und Evangelisation getrieben. Heidenmission treiben sie wohl nicht. Sie betonen besonders die Wehrlosigkeit, Verweigerung des Eides. Es herrscht da strenge Kirchenzucht, Bekleidung weltlicher Ämter ist verboten; Fußwaschung wird geübt. Männer dürfen ihre Bärte nicht rasieren und sollen auch das Haupthaar nicht besonders pflegen. Holdemann spricht von seiner besonderen Aufgabe wie folgt: Mein Amt ist, die Vorsehung Gottes zu verstehen, Geheimnisse zu wissen, Streitigkeiten zu schlichten, den Frieden zu bewahren, Träume und Gesichte zu verstehen. —

7. Kleine Gemeinde — wurde von einem Klass Reimer im Jahre 1812 in Süd-Rußland gegründet. Die Gemeinde wanderte später im vollen Bestande nach Amerika aus. Sie bildete sich aus Gliedern der „Großen" Gemeinde, die dort austraten, weil ihnen die Gemeinde zu weltlich schien. Sie halten sich von allem Weltlichen fern und halten sehr fest an hergebrachten Sitten und Gebräuchen. In den letzten Jahren haben sie aber doch schon manche Neuerung angenommen, wie Sonntagschulen, Jugendvereine und Singstunden. Heidenmission wird nicht selbständig betrieben, mennonitische Missionare dürfen aber in ihren Kirchen sprechen und Mitteilungen über die Mission machen, Glieder dürfen die Mission unterstützen.

8. Alt-Kolonier-Gemeinde. — Im Jahre 1921 sind ungefähr 6000 nach Mexiko ausgewandert. Eine organisierte Gemeinde besteht noch in Hague, Sask. Sehr viele ihrer Glieder sind hirtenlos. Sie halten sehr fest an hergebrachten Sitten und Gebräuchen. Viele von den Zurückgebliebenen haben noch keinen Anschluß an eine Mennonitengemeinde gefunden. Der Besuch von Sonntagschulen und Jugendvereinen wird für unrecht gehalten. Autos und Telephon in den Häusern sind nicht gestattet. Sie betonen sehr die Einfachheit und warnen vor Weltgleichstellung. Wenn die Kleine Gemeinde Rauchen.

Tanzen und Theater verbietet, so sind diese Dinge wohl nicht unter dem Bann bei den Alt-Koloniern, außer vielleicht Theaterbesuch.

9. Die Bergthaler (Sommerfelder) Gemeinde — im Jahre 1892 von der alten Bergthaler Gemeinde getrennt wegen Schulen. Diese Gemeinde wollte auch nicht die Volksschulen, wo Englisch gelehrt wurde, hat in diesem Punkt aber nachgegeben. Sie betont auch die Einfachheit, hält am Alten fest, ist auch sehr konservativ, doch nicht so streng, wie die Alt-Kolonier und Kleine Gemeinde. Die Alt-Kolonier und Bergthaler (Sommerfelder) betreiben nicht Mission, verbieten aber wohl auch nicht direkt die Unterstützung derselben.

Es sind also in Kanada ungefähr fünfzehn Richtungen von Mennoniten. In den wichtigsten Punkten unseres Bekenntnisses wie Taufe auf das Bekenntnis des Glaubens, Verweigerung der Wehrpflicht und des Eides, stimmen alle überein; die Verschiedenheiten liegen mehr in den äußeren Formen.

Militärdienst. Die Militärgesetze in Kanada sind seit 1867 drei- oder viermal geändert worden, aber in jedem Fall ist Rücksicht genommen worden auf die, welche ihres Glaubens wegen nicht glaubten in den Krieg ziehen zu dürfen. Und unser mennonitisches Volk in Kanada ist immer vom Militärdienst frei geblieben. Selbst in dem Weltkriege, an dem Kanada ja von Anfang an beteiligt war, ist wohl kein Mennonit, für den sich die mennonitischen Organisationen verwenden konnten, zwangsweise in den Krieg gesandt worden.

Da die Verhältnisse in der Welt ja wieder unruhig werden, wurde dem Berichterstatter zur Aufgabe gemacht, die Meinung der Regierung einzuholen in Bezug auf die Wehrfrage und wurde mir die Erklärung gegeben, daß, solange die Mennoniten die Wehrlosigkeit in ihrem Glaubensbekenntnis betonen, sie heute so frei vom Militärdienst sein werden, wie sie es je waren.

Schulsache. In Bezug auf die Schulsache ist es wohl nur der kleinere Teil unseres Volkes in Kanada, der sich nicht dafür einsetzt, die große Mehrheit ist für gute Schulen. In den westlichen Provinzen sind zwei Fortbildungsschulen gegründet worden, die eine in Gretna, Manitoba, die andere in Rosthern, Saskatchewan. Es wurden in diesen Schulen Lehrer herangebildet, welche die Staatsexamen ablegen und dann in den Volksschulen unterrichten können. Die Mennoniten, besonders die im Westen, sind in den letzten Jahren wirtschaftlich sehr zurückgekommen und es ist uns nicht gut möglich gewesen höhere Schulen, etwa Colleges, zu gründen. Mit einigem wirtschaftlichen Fortschritt wird sich auch das Schulwesen weiter entwickeln.

Vorläufig wird in den Gemeinden in Kanada überhaupt viel Gewicht gelegt auf Bibelschulen. Man hat im Osten und auch in den westlichen Provinzen diese Schulen und man versucht durch dieselben Arbeiter für die Sonntagsschulen und für die Gemeinden zu gewinnen.

Wo es sich um höhere Bildung handelt, da besuchen unsere jungen Leute die Universitäten in den verschiedenen Provinzen und eine

schöne Anzahl hat bereits die Universität, zum Teil mit Ehren, absolviert. Die schweren Zeiten haben es aber mit sich gebracht, daß nur wenige von ihnen Anstellung in unsern Kreisen erhalten können. Sobald die wirtschaftlichen Verhältnisse sich bessern, werden unsere gebildeten jungen Leute auch mehr und mehr unter unserm Volke Anstellung finden. Die Volksschulen in unsern mennonitischen Ansiedlungen sind fast ausschließlich mit mennonitischen Lehrern besetzt. Unsere mennonitischen Fortbildungsschulen haben einen guten Ruf in den Regierungskreisen der verschiedenen Provinzen.

Kranken- und Altenversorgung. Auch für unsere Kranken wird nach Möglichkeit in den Gemeinden gesorgt. Es sind da drei oder vier Krankenhäuser unter mennonitischer Verwaltung, mit mennonitischen Krankenschwestern und teilweise auch mennonitischen Ärzten. Seit einem Jahr ist man auch dem Gedanken an die Gründung einer eigenen Nervenheilanstalt für harmlose Geisteskranke näher getreten.

Es bestehen in Manitoba auch zwei mennonitische Altenheime, eines in Gretna, das andere in Winkler.

In Schulbestrebungen, in der Krankenversorgung, in der Hilfsarbeit, dann auch in der Vertretung unserer Überzeugungen vor der Regierung arbeiten unsere Mennoniten in Kanada gemeinschaftlich, im übrigen geht jede Richtung mehr ihren eigenen Weg.

Während der Tagung in Amsterdam wurden folgende Telegramme verschickt:

The Canadian Mennonite Board of Colonisation, Rosthern, Saskatchewan, Canada.

Der Weltkongreß sendet Komitees, Emigranten und Gemeinden in Kanada und Vereinigten Staaten Grüße, Segenswünsche und herzlichen Dank für alle Arbeit und Opfer.

Peter Klassen, Witmarsum, Hansa Hammonia, Sta. Catharina, Brasilien.

Weltkongreß grüßt herzlich alle Kolonisten und wünscht ihnen weiter Gottes Hilfe und Segen.

Jakob Siemens, Colonia Fernheim, Chaco, Paraguay.

Weltkongreß dankt Ihnen und Mennonite Central Committee für große Kolonisationsarbeit und erbittet Ihnen Gottes Hilfe zur Überwindung aller Schwierigkeiten.

Nach Schluß der Verhandlungen des Vormittags begab man sich kurz vor 1 Uhr nach dem Landungsplatz des Amsterdamer Hafens, wo ein großer, schöner Dampfer alle Teilnehmer aufnahm. Die Seefahrt verlief zunächst bei schönstem Wetter. In Gruppen saß man zusammen und gab sich in gemütlichen Geplauder dem Genuß der herr-

Das Bruderschaftshaus der Mennoniten in Elspeet.

lichen Fahrt hin, die über das Jjselmeer, durch den östlichen Hafen Amsterdams, durch die Oranienschleusen an der Insel Marken vorbeiführte. Mit Bewunderung betrachtete man die großen Ozeanriesen, die den Verkehr mit den überseeischen Landen vermitteln. Ungemein praktisch gestaltete sich die Kaffeemahlzeit. Wo man saß, wurden die belegten Brote und die Getränke angeboten und erfrischten Körper und Geist. Auch der später einsetzende Regen konnte die rege Unterhaltung und den Gesang der Fahrgäste nicht hemmen. Wasser und Himmel waren für viele ein unvergeßliches Erlebnis.

In Harderwijk, dem Ziel der Fahrt, standen holländische und deutsche Autoomnibusse bereit, um die Festgäste nach dem nahen Elspeet zu bringen. Unter strömendem Gewitterregen kam man in Elspeet an. Mitten in der Heide, umgeben von Wald und Busch, liegt in weltentlegenem stillen Frieden das Taufgesinnten-Bruderschaftshaus.

Das Bruderschaftshaus ist errichtet von der Vereinigung für Gemeindetage. Es wurde in den Jahren 1925—27 erbaut und wird jährlich für folgende Zusammenkünfte gebraucht: Gemeindetag, Bruderschaftswoche, zwei Jugendtage und für zwei „Krisiswochen" (d. h. zum Aufenthalt für Arbeitslose). Es dient außerdem auch als Ferienaufenthalt für Mädchen, als Arbeitsplatz für jugendliche Arbeitslose und in diesem Jahre auch als Erholungsort für Kinder Arbeitsloser. Ferner ist das Bruderschaftshaus in der Zeit von 10 Wochen als Ferienaufenthaltsort geöffnet.

Außer Elspeet gibt es noch ein Bruderschaftshaus „Fredeshiem" bei Steenwijk und eines in Schoorl in Nordholland. Diese Häuser werden auch von vielen Nicht-Taufgesinnten besucht.

Aufs wärmste empfangen war man alsbald mit der regnerischen Abkühlung der Witterung versöhnt. Schnell waren alle in den freundlichen Baracken untergebracht und nach kurzer Zeit kam man im Wirtschaftsgebäude zusammen, wo abwechselnd in zwei Partien die gemeinsamen Mahlzeiten von den 350 Gästen eingenommen wurden.

Erster Verhandlungsabend in Elspeet.

Mittwoch abends 8 Uhr versammelte man sich in der Kirche. Br. E. Göttner, Danzig hielt den ersten Vortrag:

„Die Mennoniten und die Jugend".

Unser Thema „Die Mennoniten und die Jugend" birgt eine Frage in sich, die für das heutige Dasein und für die Zukunft unserer Gemeinden von entscheidender Tragweite ist. Darum ist es innerlich berechtigt und notwendig, sich hier, wo wir als Mennoniten aus den verschiedensten Ländern zusammengekommen sind, gemeinschaftlich zu besinnen:

1. über das Verhältnis der Jugend zur Gemeinde,
2. über den Auftrag der Gemeinde gegenüber der Jugend,
3. über die Arbeit an und mit dem heranwachsenden Geschlecht.

Die Kirche des Mennonitischen Bruderschaftshauses in Elspeet (von außen).

Die Kirche des Mennonitischen Bruderschaftshauses in Elspeet (von innen).

Ein wesentliches Kennzeichen des Mennonitentums ist der Gemeindegedanke. In unserer mehr als 400-jährigen Geschichte bis in die Gegenwart sollten und wollten wir eine Gemeinde sein, die nach urchristlichem Vorbild auf dem Grunde des Evangeliums aufgebaut ist, der Gottes Wort Grundlage und Richtschnur für das persönliche sowie für das Gemeindeleben ist. Wir möchten eine Bruderschaft von Menschen sein, die von Gottes Wirklichkeit erfaßt, vom Rufe Christi getroffen ihr Leben in seinem Geiste und in seinem Dienste zu führen bestrebt sind. Eine Gemeinde ist ein lebendiges Ganzes. Sie besteht nicht nur aus Brüdern und Schwestern, die mit Ämtern betraut sind, nicht nur aus Gemeindegliedern, die auf der Höhe oder am Ende ihres Lebens stehen. Ein nicht unwesentlicher Teil der Gemeinde bildet die in ihrer Mitte heranwachsende Jugend. Denn sie ist berufen, in der kommenden Zeit das Gemeindeleben mit zu tragen und zu fördern, das Erbe der Väter zu bewahren und seinen Sinn neu zu erfassen.

1. Wie steht es bei uns Mennoniten mit dem Verhältnis der Jugend zur Gemeinde? Suchen wir diese Frage zu beantworten, so können wir uns dem Ernst der Lage in vielen deutschen und nach manchen Aufsätzen und Berichten auch in holländischen Mennonitengemeinden nicht verschließen. Wohl dürfen wir dankbar an viele Zeugnisse lebendigen Glaubens, opferbereiten, selbst bis zum Tod getreuen Einsatzes für Christus und seine Gemeinde, wahrer Liebe zu ihr in der Geschichte unserer Bruderschaft gedenken. Die Gegenwart aber gibt uns, auch im Blick auf einen großen Teil der Jugend der Gemeinden, wenig Veranlassung zu Jubelliedern. Die Beteiligung der getauften Jugend an den regelmäßigen Zusammenkünften der Gemeinde in Gottesdienst und Bibelstunde, auch an manchen besonderen Veranstaltungen für die Jugend, das Verständnis für den Sinn des Gemeindelebens und für den Zusammenhalt der Gemeinde ist vielfach schwach, besonders in den Städten.

Fragen wir nach den Gründen? Erschwert wird der Zusammenhalt der Jugend mit der Gemeinde wie unser ganzes Gemeindeleben durch das meist zerstreute Wohnen unserer Gemeindeglieder in Land und Stadt. Auch kommen viele junge Gemeindeglieder schon früh durch den Beruf von ihrer Heimatgemeinde fort in Gegenden, in denen, wie z. B in weiten Teilen Deutschlands, eine Mennonitengemeinde kaum oder garnicht erreicht werden kann. Die allgemeinen geistigen Einflüsse unserer Zeit wirken auch auf die Jugend unserer Gemeinden ein. Berufliche Aufgaben, Bünde und Organisationen, Sport, Technik, Fragen des Staats- und Volkslebens, gesellschaftlicher Verkehr beanspruchen den jungen Menschen in stärkstem Maße. Sie lassen ihm zusammen mit den Umwälzungen unserer Tage auf den verschiedensten Gebieten kaum Zeit zur Besinnung über die letzten Fragen des Menschenlebens, zur stillen Sammlung vor Gott. Gegenüber diesen brennenden Tagesfragen und Gegenwartsaufgaben scheint das Anliegen der Gemeinde lebensfern, die Sprache der Bibel weltfremd, die Botschaft des Evangeliums unbrauchbar für das heutige Dasein zu sein. Dazu stürmen die verschiedensten Weltanschauungen auch auf den werdenden jungen Menschen ein und beanspruchen die Frage nach der tragenden Wirklichkeit des Lebens und der rechten Lebensgestaltung maßgebend zu beantworten. Genannt seien nur zwei Gegenpole: Einerseits die völlige Verweltlichung, der Materialismus mit

seinem schärfsten Ausdruck, der Gottlosenbewegung. Ihm ist ein entgottetes Dasein und seine möglichst vollkommene Gestaltung durch Wissenschaft und Technik alles. Hier erscheint im steten Fortschreiten einer religionslosen Kultur der Sinn des Lebens und der Weg zur Überwindung seiner Nöte. Und andererseits die rassische, völkische Religiosität. Aus den natürlichen Gegebenheiten von Rasse und Volkstum, die das Dasein der Einzelnen und der Völker wesentlich mitbestimmen, leitet sie sogar den Glauben ab. Nach der Behauptung der rassisch-völkischen Religiosität erwächst aus dem religiösen Urwillen jeder Rasse, jedes Volkes auch die ihnen entsprechende, artgemäße Frömmigkeit. Daraus ergibt sich die Ablehnung des Christentums, der Botschaft des Evangeliums und teilweise auch der Gestalt Jesu als entsprechendes Gedankengut.

Das innere Gegengewicht, das die Zugehörigkeit zur Gemeinde den in das Gären unserer Zeit hineingestellten jungen Menschen gibt, ist vielfach nicht stark genug. Die Jugend sieht und erfährt in vielen unserer Gemeinden zu wenig wirkliches Gemeindeleben. Es mangelt unter uns Älteren an lebendigem Glauben und klarer Glaubenserkenntnis, an wahrer Verbundenheit mit der Gemeinde und Verantwortung für sie, an tieferer Bibelkenntnis und einer vom Geiste Christi getragenen Lebensführung. Noch fehlt vielen die Erkenntnis für den ganzen Ernst der Lage, in der die Kirche Christi und somit auch unsere mennonitischen Gemeinden in der Gegenwart steht, für die Notwendigkeit einer inneren Erneuerung unserer Unterstützung der Jugendarbeit durch die Gemeindeglieder, vor allem durch die Eltern und die mit Ämtern von der Gemeinde beauftragten Brüder und Schwestern. Äußeres Festhalten an der mennonitischen Tradition und Steckenbleiben in den Formen statt lebendiges Erfassen des Wesens und der Grundsätze des Mennonitentums findet sich genug bei uns. Und auf der anderen Seite tritt die Gefahr zutage, sich in einer selbstgerechten, weltabgewandten Frömmigkeit einzukapseln. Auch erhebt unsere alte mennonitische Versuchung, eigene Standpunkte hervorzuheben statt miteinander auf Christus zu blicken, immer wieder ihr Haupt. Dazu erfaßt unser Predigen in seiner leicht zu rein gedanklichen oder erbaulichen Art manchesmal nicht das heranwachsende Geschlecht in seinem Dasein, mit seinen Fragen und Nöten. Zuweilen kommt sich auch die Jugend von der wirklichen Mitarbeit an der Gemeinde ausgeschlossen vor.

Das Verhältnis der Jugend zur Gemeinde, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, läßt uns nicht ohne Ernst, nicht ohne Besorgnis um das weitere Bestehen unserer Gemeinden in die Zukunft blicken. Der Glaube läßt uns die Wirklichkeit sehen, wie sie ist, aber er läßt uns zugleich über die augenblicklichen Fragen und Nöte hinaussehen. Gottes Verheißung leuchtet über aller Not der Welt, auch über der Schwachheit unserer Gemeinden. Er rüttelt uns auf, damit wir auf dem Erbe der Väter nicht einschlafen. Er treibt uns durch die Erkenntnis der inneren Not und Schwachheit unseres Gemeindelebens zur Besinnung auf den Auftrag, den Christus seinen Jüngern gegeben hat, den Auftrag, den damit auch die Gemeinde gegenüber der Jugend hat.

2. E i n e Botschaft hat die Gemeinde weiterzugeben: Das Evangelium, e i n Ziel als höchstes Daseinsziel zu zeigen: Gottes Herrschaft, auf den E i n e n hinzuweisen, um den wir uns alle als Glieder der Gemeinde scharen: Jesus Christus. Es kommt aber darauf an, dem

heranwachsenden Geschlecht deutlich zu machen: hier soll der junge Mensch nicht in Anschauungen von Älteren hineingezwängt werden, die längst überholt sind oder einem fremdartigen geistigen Denken entstammen; hier wird keine Scheinwelt neben dem tatsächlichen Dasein aufgebaut, in die wir uns mit Gedanken oder Gefühlen flüchten können, und ebensowenig die Wirklichkeit mit einem frommen Schimmer umgeben. Es handelt sich hier um das Entscheidendste für einen jeden jungen Menschen, um die Begegnung mit der Macht Gottes.

Das Evangelium lehrt uns erkennen: Grund und Halt, Sinn und Ziel alles Daseins liegt in Gottes Wirklichkeit. Sein Walten umfaßt Zeit und Ewigkeit, ohne ihn wäre nichts auf Erden. Von ihm sind auch wir Menschen geschaffen und getragen; zu ihm gehören wir nach unserer ewigen Bestimmung und an ihn bleiben wir gebunden. Durch Gott, unseren Schöpfer und Vater, haben wir alles, was unser äußeres und inneres Leben in sich schließt; er kann als der ewige Herr und Richter von uns aber auch Rechenschaft für unser ganzes Leben beanspruchen. Gott in seiner Majestät ist der Herr der Welt, auch der verschiedenen Zeiten, Rassen und Völker. Er trägt alles kleine und große Geschehen; er hält in seiner Treue auch an uns Menschen fest und läßt uns trotz unseren Widerstrebens und Irrens nicht fallen. Sein ewiger Wille soll nicht Fessel, sondern Hilfe für uns sein, unser Leben in Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn, in Verantwortung füreinander zu leben.

Ahnend geht Gottes Allmacht und Gewalt uns in Natur und Geschichte, in unserem Gewissen und unserer Lebensführung auf. In voller Klarheit aber leuchtet uns sein ewiges Licht erst in Jesus Christus. In ihm tut sich Gott in seinem Wesen und Wirken uns Menschen persönlich kund; hier kommt er uns ganz nahe auf die Frage: wer ist Gott? Er sagt uns aber auch, wie Gott über uns Menschen denkt. Er läßt uns die Welt als Gottes Schöpfung sehen und uns selbst als Gottes Geschöpfe, seine Kinder; er öffnet uns aber auch den Blick für die dunklen Seiten der Wirklichkeit, Spannungen, Nöte, Leid und Todesgeschehen und für die Tiefen unseres eigenen Wesens, Gottentfremdung und Schuldverstrickung. Jesus Christus fordert das Höchste von uns, uneingeschränkte Hingabe an Gott und Dienst am Nächsten in der täglichen Wirklichkeit, er beruft uns zu seinen Nachfolgern, zu Dienern der Herrschaft Gottes. Und doch weist er nicht nur den Weg, sondern er geht ihn selbst, ja er ist in seiner Person der Weg zum Vater. Christus gibt uns durch seine Gemeinschaft Kraft und Leben; er löst uns von dem Kreisen um das eigene Ich durch seine Vergebung und bindet unser Leben von neuem an Gott. Nicht nur ein Leben höchster menschlicher Sittlichkeit und Weisheit, nicht nur die schöne Blüte der Kultur irgend eines Volkes oder einer Rasse ist das Evangelium. Es ist Gottes ewige Antwort auf unser verschiedenes Suchen und Fragen, Gottes Weisheit, die in Jesus Christus, dem lebendigen Wort, in seinem Kämpfen und Leiden, seinem Sterben und Auferstehen unter uns Wirklichkeit wurde.

Diese aufrüttelnde und zurechtweisende, helfende und stärkende Botschaft gilt aber nicht nur dem einzelnen, sie erfüllt auch das Suchen der Jugend nach Gemeinschaft. Denn Jesus Christus stellt uns in die Gemeinde hinein. Er will, daß sie durch Gottes Geist eine Bruderschaft werde, die, von Gottes Wirken erfaßt, verbunden ist durch den Glauben an Christus und die Liebe untereinander, die nicht auf irgend eine irdische Macht und Größe, sondern auf die Kraft des

göttlichen Waltens und seines Heiligen Geistes ihre Hoffnung setzt. Das Evangelium, die Verbundenheit mit Christus, der Blick auf Gottes Herrschaft will den jungen Menschen keineswegs weltfremd machen. Gott hat uns auf diese Erde gestellt, auch unser Dasein mit Heimat und Familie, Volk und Vaterland verbunden. Christus sendet die Seinen in die Welt. Nicht nur in Gedanken und Gefühlen, sondern in den mannigfachen Aufgaben und Beziehungen des täglichen Lebens will sich der Gehorsam gegen Gott, die Hingabe an Christus wirksam erweisen. Der Glaube will durchaus keine weltflüchtigen Stimmungen, keine Angst vor verantwortungsvollem Handeln fördern. Er will nicht von den Wirklichkeitsaufgaben, der Gestaltung des Daseins ablenken. Durch das Evangelium lernen wir auch als werdende Menschen das Leben mit seinen Gütern und Kräften aus Gottes Hand zu nehmen und die Erde als die von Gott zunächst uns zugewiesene Arbeitsstätte zu sehen. Da erhalten wir die Kraft in Verantwortung vor Gott unser Tagewerk anzugreifen. Im täglichen Zusammenleben, in den Anforderungen des persönlichen und öffentlichen Daseins wollen auch unsere besondern mennonitischen Grundsätze der dienenden Liebe und Friedfertigkeit, der Wahrhaftigkeit und Reinheit aus Idealen zu lebengestaltenden und -erneuernden Kräften werden. Im Lichte der Ewigkeit, vom Evangelium aus gilt es alle Gemeinschaften und Ordnungen des Daseins zu sehen, Ehe und Familie, Volk und Staat, Besitz und Wirtschaft, Arbeit und Erholung, Recht und Erziehung, Völker und Menschheitsleben. Denn alles auf Erden hat von Gott sein Dasein und seine Grenze zugleich; er allein ist heilig und ewig. Nur wo die Ehrfurcht vor Gott lebendig ist und der Geist Christi weht, werden auch die irdischen Ordnungen und Gemeinschaften in ihrem wahren Sinn erfaßt und geachtet, kann die Macht unseres menschlichen Ichs, das immer in Versuchung steht, seine Grenze zu vergessen und das Zusammenleben zu zerstören, überwunden werden. In den Ordnungen dieses Daseins leben, nach der gottgegebenen Bestimmung in und an dieser Welt zu arbeiten und doch nicht im Irdischen aufzugehen, als sei es die einzige Wirklichkeit, sondern Gott, dem Schöpfer, die Ehre geben, die ihm allein gebührt, und ihm danken für alle empfangene Gaben, die Verantwortung vor ihm nicht vergessen und für die Sache Christi mit Wort und Tat einzutreten, das ist unsere Stellung und Aufgabe auf Erden; dazu sind wir alle, jung und alt, von Christus bestimmt. Alles irdische Wirken aber, auch unsere Gemeinschaft und unsere Arbeit in der Gemeinde, will nicht der Verherrlichung des Menschen, auch nicht der Pflege einer selbstzufriedenen Frömmigkeit dienen, sondern der Herrschaft Gottes. Daß Gott wahrhaft unser Herr werde, Christus unser König, das bleibt unseres Lebens Ziel, bleibt unsere unvergängliche Berufung und Hoffnung.

Woraus schöpfen wir diese Botschaft des Evangeliums, die wir als heiliges Erbe, als wertvollsten Schatz für Leben und Sterben auch der Jugend in der Gemeinde weiterzugeben haben? Aus der Heiligen Schrift. Die Bibel ist, das müssen wir gerade den jungen Menschen klar sagen, keine bloße Sammlung toter, starrer Lehren und ebensowenig rein erbaulicher Geschichten und frommer Worte. Sie ist auch nicht plötzlich vom Himmel gefallen, sondern im Laufe vieler Jahrzehnte geschichtlich entstanden. Was ihr aber ewigen Wert und ewige Bedeutung gibt, ist das Eine: in ihr wird uns Gottes Handeln an den verschiedensten Menschen von Fleisch und Blut deutlich, sein

Wirken in der Geschichte des Volkes Israel und im Leben der urchristlichen Gemeinden, sein Zeugnis durch die Propheten und Apostel, seine vollendete Offenbarung in der Sendung Jesu Christi. Die Bibel ist der eindringlichste Hinweis auf Gottes lebendige Wirklichkeit. Ihr Zeugnis von Gottes Wahrheit will zur Begegnung mit seiner Macht selbst führen. Darum gehen wir bei der Arbeit an und mit der Jugend, so in der Sonntagsschule und in Bibelkreisen, bei Jugendtagen und bei Freizeiten von ihr grundlegend aus und stellen auch die Fragen unserer Zeit in ihr Licht. Und wenn wir es vermögen, die Botschaft der Bibel in ihrer Schlichtheit und Ursprünglichkeit, in ihrer lebensnahen und doch ganz auf das Wesentliche, Ewige gerichteten Art deutlich zu machen, dann kann sie gerade ringenden, suchenden jungen Menschen etwas sein, die nicht innerlich fertig sind, sich nicht erhaben dünken, sondern der Fülle und Tiefe des zeitlichen und ewigen Lebens noch gegenüberstehen.

3. In welcher Weise wird dieser Auftrag, den die Gemeinde an die Jugend hat, heute in unseren Gemeinden ausgerichtet? Es läßt sich nur ein ganz kurzer Überblick über die heutige Arbeit an und mit der mennonitischen Jugend in Deutschland und Holland geben. Die Grundlage für die Verbundenheit des Kindes mit der Welt Gottes sollte, wie es früher selbstverständlich der Fall war, im Elternhause gelegt werden. Die Eltern, besonders die Mutter, können die Kinder zum Gebet anleiten, ihnen manche Lieder der Gemeinde schon früh liebmachen und manche Erzählungen der Bibel zunächst in kindlicher Weise nahebringen. Ist Kindern in einem Elternhause, das sich seiner Verantwortung bewußt ist für das innere Leben der heranwachsenden Jugend, etwas von Gottes Wirken aufgegangen, so können Schule und Gemeinde viel leichter weiterbauen. Eine Möglichkeit, schon im Jugendalter in der Gemeinde eine geistige Heimat zu finden, bildet der Kindergottesdienst, die Sonntagschule, die uns in einer Reihe deutscher und holländischer Mennonitengemeinden begegnet. Hier kann durch die Geschichten der Bibel den Kindern Gottes Macht, die Gestalt Jesu Christi lebendig und im gemeinsamen Singen und Lernen von Liedern etwas vom Liedgut der Gemeinde vertraut werden. Freilich wird gerade diese Arbeit durch die räumliche Zerstreuung der Gemeinden erschwert. Der Taufunterricht soll auf Grund des Religionsunterrichtes und Kindergottesdienstes in das Verständnis des christlichen Glaubens und der besonderen mennonitischen Grundsätze einführen. Er gibt die Möglichkeit, dem heranwachsenden Geschlecht die Bedeutung unserer Geschichte und seine eigene Verantwortung für das weitere Bestehen unserer Gemeinden nahezubringen.

Die weitere Arbeit an und mit der Jugend, die seit der Nachkriegszeit stärker aufgeblüht ist, hat sich je nach den örtlichen und landschaftlichen Verhältnissen mannigfaltig gestaltet. Da finden wir z. B. in den einzelnen Gemeinden Jugendgruppen (Jongerenkringen), je nachdem als Bibel- und Missionskreise, Singkreise, Arbeitskreise für Friedensgedanken, allgemeine Jugendkreise. Über die Einzelgemeinde hinaus bieten größere Möglichkeiten des Zusammentreffens und gemeinsamen Arbeitens die Bibelbesprechungen und Jugendtage für ganze Landschaften und Provinzen sowie der jährliche allgemeine Jugendtag der Gemeindetagbewegung und die mehrtätigen holländischen Catechisantenkamps und deutschen Freizeiten. Zusammengefaßt ist das ganze Jugendwerk in Holland im „Doopsgezinde Jongeren-

bond", in Süddeutschland im „Jugendbund der süddeutschen Mennoniten'. Die allgemeine Leitung der Arbeit liegt in den Händen der gewählten Ausschüsse und Kommissionen. Eine einheitliche Betreuung der Jugendarbeit soll in Deutschland die Arbeit des von der süddeutschen und westpreußischen Mennonitenkonferenz gemeinsam angestellten Jugendwartes fördern helfen. Auch einige Zeitschriften wollen der Pflege der ganzen Jugendarbeit und des Zusammenlebens unter der mennonitischen Jugend dienstbar sein, in Deutschland als besondere Zeitschrift die „Jugendwarte", ferner die Jugendbeilage zum süddeutschen „Gemeindeblatt": „Werden, Wachsen, Wirken"; in Holland das Organ der Gemeindetagbewegung „Brieven".

Das Hauptziel der Arbeit an und mit der Jugend bleibt die Weckung und Förderung inneren Lebens durch die Begegnung mit der Wirklichkeit Gottes, das Erfassen des ganzen Lebens mit seinen Fragen und Nöten vom Evangelium aus. Dadurch können auch die heranwachsenden Menschen zu lebendigen Steinen am Bau der Gemeinde werden. Aber bei der klaren Einstellung auf dieses wesentliche Ziel gilt es sich vor einseitiger Übergeistlichkeit, vor einer religiösen Treibhauskultur zu hüten. Deshalb sind das schlichte, menschliche Beisammensein bei den verschiedenen Jugendtagen und Zusammenkünften, der gegenseitige Austausch und die Verbundenheit miteinander, darum sind Wanderung mit der Freude an der Natur, sind Singen und Spielen, körperliche Betätigung wertvoll und wichtig, ein natürlicher Ausgleich. Auch sollte die Jugendarbeit nicht zu einem Bevormunden der Jüngeren führen. Wohl ist eine gewisse Leitung durch die Älteren in geistiger Hinsicht, teilweise auch organisatorisch nötig; aber gerade durch das Mithelfen der Jugend mit Fragen und Anregungen, auch durch Mitarbeit in den Ausschüssen kann das Gemeinschaftsbewußtsein gestärkt werden. Denn das heranwachsende Geschlecht soll doch nicht nur aus Tradition bei der Gemeinde bleiben, sondern selbst den Sinn des Gemeindelebens innerlich erfassen und sich für die Gemeinde mitverantwortlich wissen.

Durch die Jugendarbeit kann auch der Zusammenhang für die Jugend der verschiedenen Länder gestärkt werden, den wir bei unserer kleinen Zahl und weiten Zerstreuung sehr nötig haben. Erfreuliche Anfänge sind durch gegenseitige Besuche deutscher und holländischer mennonitischer Jugend und Jugendvertreter bei einer Reihe von Jugendtagen bereits gemacht worden.

Zum Schlusse sei eine Arbeit erwähnt, die aus der Jugend selbst heraus entstanden ist, aus ihrem Streben nach lebendiger Gemeinschaft unter jungen Mennoniten und nach Erneuerung des Gemeindelebens von innen heraus. Es sind die Rundbriefe. Jeder Kreis umfaßt etwa 8—10 Teilnehmer zu gemeinsamem Austausch über Fragen des persönlichen Glaubens und des Gemeindelebens sowie über die geistigen Strömungen unserer Zeit. Den Rundbriefkreisen gehören junge und jüngere Mennoniten aus Deutschland, Polen, Holland, dem Elsaß, Paraguay und neuerdings auch Mexiko an. Auch Mennoniten, die sonst von jeder Gemeinde entfernt sind, werden von ihnen erreicht; damit tragen sie zur Überwindung des durch das zerstreute Wohnen entstandenen mangelnden Zusammenhaltes bei. Die halbjährlichen „Mitteilungen" bringen die Teilnehmer der einzelnen Kreise mit dem innern Leben und Suchen der anderen Kreise in Verbindung. Die jährliche Rundbrieftagung dient der Aussprache über Glaubens- und Zeitfragen und der persönlichen Verbundenheit miteinander. Der Blick

dieser Bewegung ist fest auf Christus und sein Evangelium gerichtet und zugleich klar und offen für unsere Zeit und ihr geistiges Ringen. Es geht in ihr darum, lebendige Glieder Christi und damit auch seine Zeugen in unseren Gemeinden zu werden und sich gemeinschaftlich an diesem Wollen zu stärken. Die Einsicht in die Notwendigkeit eines lebendigen Verhältnisses zwischen Jugend und Gemeinde einerseits und das Ringen der innerlich wach gewordenen Jugend um ein wirkliches Erfassen des christlichen Glaubens und eine Erneuerung unseres Gemeindelebens andererseits hat in der Nachkriegszeit mannigfache Formen der Arbeit mit und an der Jugend unter uns ins Leben treten lassen. Wir dürfen Gott dafür dankbar sein. Wir müssen die Arbeit weiter tun, wenn auch Enttäuschungen und Rückschläge nicht ausbleiben werden. Jesus Christus hat uns aufgetragen seine Botschaft weiterzugeben. Tut eine Gemeinde das nicht mehr, gibt sie ihren höchsten Schatz, das Evangelium, ihrer Jugend nicht weiter, dann gibt sie sich selbst und ihre Daseinsberechtigung damit auf.

Freilich, wir können auch bei der Arbeit an und mit der Jugend nie mehr als Helfer sein. Das neue Leben, die Geburt aus Gott ist nicht anlernbar oder anerziehbar. Der Glaube läßt sich durch keine äußere Propaganda, durch keine Machtmittel und bestimmte geistige Methoden ins Leben rufen. Der Glaube bleibt immer Gottes Gabe. Er schenkt seinen Geist, wann und wie er will, und begegnet, wem er will. Wir können nur Gottes Wirken, Christi Herrschaft bezeugen in Wort und Leben. Dazu sind wir aber gerade durch das geistige Ringen unserer Zeit aufgerufen, in der die Bedeutung des Evangeliums und des Bestehens der Gemeinden Christi selbst in Frage gestellt ist.

So wollen wir Gott um seine Leitung in unserer Arbeit an und und mit der Jugend bitten, um ein neues Erwachen in unseren Gemeinden, auch unter der Jugend, durch seinen Heiligen Geist. Wir wollen ihn anflehen, daß er uns alle miteinander, alt und jung, Jungen und Mädchen, Männer und Frauen, zu lebendigen Gliedern seiner Gemeinde, zu treuen Zeugen des Wirkens Christi und Dienern der ewigen Königsherrschaft Gottes auch in der Gegenwart mache. Und diesem Bitten und Flehen geben wir mit einem alten Liede der böhmischen Brüder aus dem 16. Jahrhundert Ausdruck:

„Getreue Führer gib uns Gott,
zu Hilf' in unsrer großen Not!
Herr, dessen Allmacht alles kann,
nun führ' du selbst dein Volk voran!

Die Menschen, die im Schlafe ruhn,
erweck', o Herr, du mußt es tun.
Du bist der Herr, dem keiner gleich,
der König aller Königreich.

Hilf uns in deiner Wahrheit Kraft,
in ritterlicher Bruderschaft
beisammen bleiben allezeit
in Treue und Aufrichtigkeit!"

Es folgte Br. P. R. Schroeder aus Freeman, Süddakota, der über dasselbe Thema sprach.

Liebe Geschwister!

Ein Gruß aus Amerika an die väterliche Heimat in Europa! Es grüßen euch die Geschwister unserer Allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nord-Amerika!

Diese Zusammenkunft ist ein Gnadengeschenk. Der Herr senke auf uns Seinen Geist und Segen!

Das vorliegende Thema: „Die Mennoniten und die Jugend" dürfte durch die Anregung dieses Kongresses zu einem gründlichen Studium eines Fachmannes werden.

Vorderhand möchte ich aus dem engeren Rahmen unserer Konferenz in Amerika einige Beobachtungen und mögliche Ergebnisse mitteilen.

1. Vom Stand und Stellung unserer reiferen Jugend läßt sich eine lange Reihe aufzählen. Viele haben sich die Doktorwürde erworben. Es gibt medizinische Ärzte, Zahnärzte, Advokaten und Zeitungseditoren. Den Leherberuf erfüllen sie in Distriktschulen, Hochschulen, Colleges und Universitäten. In mennonitischen Anstalten, Bibelschulen und Colleges ist selten Raum für einen auswärtigen Lehrer. Sie bekleiden Regierungsstellen, treiben Geschäfte und Ackerbau. Agenten, Handelsreisende, Musikanten, Fabrikarbeiter und Handwerker befinden sich unter ihnen. Der steigende Bildungsstand trägt bei zur Verminderung der Zahl der Tagelöhner. Die Reihe der Missionare, Prediger und Diakonissen ist lang und immer gesellen sich neue dazu.

Heiraten und zur Heirat geneigt sein ist unter unserer Jugend noch immer populär. Ehescheidung ist selten und vielerorts unbekannt. Kriminale Fälle kommen kaum vor. Geraucht wird unter den jungen Männern ziemlich. Unter den Jungfrauen ist es kaum eingerissen. Wenigen ist das Trinken berauschender Getränke bekannt. Gemeindeglieder sind die meisten. Und daß sie dazu auch wehrlos sind, zeigt die Tatsache, daß im Weltkrieg etwa 96% entschiedene Stellung nahmen.

Unsere Jugend besucht die Sonntagschule. Glieder des christlichen Jugendvereins bilden die Mehrheit.

2. Wenn wir zweitens einen Blick tun in die Heimat, um die Lage ihrer Erziehung zu erwägen, finden wir, daß die gesegnete Sitte der Hausandacht nicht mehr so allgemein ist wie früher. Der Gehorsam erfährt einen Umschwung. Eltern werden allmählich mehr zu Kameraden ihrer Kinder. Wiewohl dadurch das Verhältnis intimer wird, verliert das Kind etwas von seiner ererbten Ehrfurcht.

Der Kirchenbesuch ist bei Eltern und Kindern allgemein, gestaltet sich aber in den Stadtgemeinden zu einem größeren Problem als auf dem Lande.

Die Hausbibliothek ist durchschnittlich schwach, beides: an Zahl und Auswahl des Lesestoffs. Hier ist ein großenteils brachliegendes Feld. Aber betreffs Zeitschriften ist die Sache anders. Die Tages-Zeitung wird in vielen Gemeinden in jedem Heim gehalten. Das haben wir der freien Postlieferung zu verdanken. Zeitvertreibende Schriften werden eifrig gelesen. Gemeinschaftsblätter findet man in 25 bis 50% der Familien. Christliche Schriften findet man hie und da in einer Gemeinde als etwas Unentbehrliches, aber durchschnittlich versäumen die Eltern hierin einen starken Einfluß der Erziehung.

Familienfeste, sowie die Feiertage des Kirchenjahres und auch Verwandtenbesuche, gehen nicht unbenutzt vorbei. In gewissen Kreisen findet man auch die gewissenhafte Pflege der Familienausflüge, um innerhalb des Familienverbandes das Vergnügungsbedürfnis des Kindes zu stillen. Vielerorts fehlt dazu die Liebe, die Einsicht, die Neigung, das Geschick und die Gewissenhaftigkeit.

Die frühere Absonderung von der Welt geht verloren. Gleichförmigkeit mit der Welt nimmt zu.

Väterliche Anstrengung, um den Kindern christliche Schulgelegenheit zu bieten, verlangt großen Ernst und Opfer. Die Beiträge zur Unterhaltung der säkularen Schulen werden durch Gesetzeszwang gesammelt. Der Reiz dieser säkularen Bildungsanstalten ist für die Jugend ein gewaltiger. Der Geist Amerikas bringt es schon mit sich, daß die Kinder einen Geschmack dafür haben werden. Wenn dann noch die Kosten der christlichen Schulen etwas hoch kommen, macht die Lauheit in der Christusliebe einige Eltern unskrupulös in der Wahl der Schule.

Die seelenrettende Arbeit an den Kindern wird von vielen Eltern gewissenhaft besorgt. Viele verlassen sich aber auch ganz auf die Gemeinde, den Sonntagschullehrer und den Seelsorger. Viele andere sind scheinbar unbekümmert über das innere und ewige Wohlergehen ihres eigenen Fleisches und Blutes. Die Heilserfahrung unserer Jugend ist deshalb nicht allgemein zufriedenstellend.

In der Anleitung zur Berufswahl führt der Wohlstand vieler Eltern zu materialistischen Neigungen. Mancher Vater beklagt seine Ungeschicklichkeit zu dieser Aufgabe. Verwirrung betreffs der geistlichen Not der Welt hindert die freimütige Weihung für die Mission oder die Evangelisation. Dazu kommt auch der zunehmende Gebetsmangel in manchen Heimen, da ohne die Geistesführung die Jugend geschwächt oder gar gehindert wird. Dessenungeachtet melden sich von Zeit zu Zeit neue Rekruten für die höchsten Dienste, die der Menschheit geleistet werden können. Das mennonitische Heim steht bei uns heute aber noch weit fester als das durchschnittliche amerikanische Elternhaus in der Erziehung der Jugend.

3. Unserer Jugend begegnen in der Jetztzeit besondere Probleme, die ihre Wohlfahrt bedrohen. Darunter nennen wir folgende: Hat das Mennonitentum eine Zukunft? Wie soll ich zum Krieg stehen? Zum Weltfrieden? Zur Wehrlosigkeit? Zum Eidschwören? Ist die Bibel Gottes Wort? Ist die Ehe veraltet? Die zwei letztgenannten Fragen dringen besonders vonseiten der Wortführer in Staatsuniversitäten und sogar in einigen religiösen Anstalten auf das Gemüt der Jugend ein.

Weitere Probleme: Hat die christliche Gemeinde das erste Anrecht auf meine Zeit und Kraft, — an den Sonntagen, an den Feiertagen, an den Wochenabenden, die für Bibelstudium bestimmt sind, und bei Gelegenheit wohltätiger Hilfsarbeit? Welches Anrecht haben Geld und zeitliche Güter auf mich? Können sie mich glücklich machen? Ist die moderne materialistische Weltanschauung im Stande Heil zu bringen? Werde ich meinen Beruf innerhalb oder außerhalb des Rahmens unserer Gemeinschaft suchen müssen? Welchem Maßstab der Moral kann ich meine Zukunft anvertrauen um dabei vor dem Ruin bewahrt zu bleiben?

Die Umwertung aller Werte geht in Amerika auf allen Gebieten durch Männer starker Willenskraft rasch vor sich. Und unsere Jugend begegnet deshalb Problemen, die unsern Eltern völlig unbekannt waren, zumal sie in den ersten Jahren ihrer Ansiedlung in Amerika in geschlossenen Kreisen sehr einfach lebten.

4. Anknüpfend an Jugendprobleme muß man noch auf einige ihr drohende Gefahren hinweisen. Leider ist die Frage der Mennoniten und der Jugend bis jetzt noch nicht einem gründlichen Studium unterzogen worden, wie einer unserer Kansas-Professoren (Dr. J. R. Thierstein, Bethel College, Kansas) meldet. Und darin liegt schon eine Gefahr. Wie kann eine fragende Jugend, die kein zuverlässiges Selbstporträt betrachten kann, sachgemäß vorwärts schreiten in dem modernen Volkslabyrinth?

Unter unsern amerikanischen Mennonitenkreisen regt sich ein neues Interesse für die Geschichte unserer Vorväter. Diese geschichtliche Betonung unseres Täuferfundaments wird nicht immer mit der Darbietung der Lebenskraft für einen gebührenden Wandel präsentiert. Und darin liegt die Gefahr eines verknöcherten Sektenwesens.

Der junge Mennonit begegnet in unsern Kreisen auch allzu oft unter dem Schleier der Wehrlosigkeit schlapper Passivität anstatt aggressiver Aktivität. Unser Erlöser hat die gewaltlose Liebesarbeit seines Erdenwandels nicht mit Passivität verwirrt.

Zugehörigkeit zu einer Lokal-Gemeinde, wo die Form, aber nicht die Kraft des Christentums zuhause ist, setzt unsere Jugend mancherorts in eine Lage, die für ihr geistliches Wohl höchst gefährlich ist.

Die kompromißartige Hantierung des Lehrerberufs im Geiste des säkularen Schulwesens wird zu einer starken Versuchung unserer jungen Schullehrer.

Der Mangel an Ansiedlungsraum in der Heimat seiner Kindheit veranlaßt manchen abenteuerlichen Bauernjungen in die Zerstreuung mennonitenloser oder gar kirchenloser Gegenden auszuwandern.

Der riesige Fortschritt einiger anderer Kirchengemeinschaften, die unser Volk scheinbar zu überschatten drohen, raubt unseren heranwachsenden Kindern den Mut zur Beibehaltung der mennonitischen Treue. Dem zur Seite steht der gewaltige Reiz des materiellen Fortschritts unseres Landes.

Mit dem freien, weltweiten Austausch politischer, ökonomischer und religiöser Ansichten bildet sich bei manchem in kaum bewußter

Weise eine Lebensanschauung, die ihre Wurzeln im Kommunismus, Materialismus, Eklektizismus, in der Evolution oder im Rationalismus hat.

Da das freie Schulsystem unseres Landes sich allmählich von der Heiligen Schrift losschüttelt, meinen viele unserer Glieder der nächsten Generation, daß die Mannes- und Frauenreife ohne Gott zu erreichen ist.

Der ernst denkende Amerikaner ist stark geneigt anzunehmen, daß kein Land der Welt so billige, so vielartige, so verlockende und so gefährliche Vergnügungsanstalten betreibt, wie unser schönes Land. Und dabei unterliegen auch von den Unsrigen einige.

5. Aber genug von dem. Wie steht unser Volk und besonders unsere Konferenz, da wir mit den Verhältnissen anderer nicht so gut bewandert sind, zu ihrer Aufgabe der Jugend gegenüber?

a) Sie darf sich vor allem freuen über die durchschnittlich guten Charakteranlagen derselben. Bei unserer Jugend finden wir Zuneigung zur eigenen Gemeinschaft, Gehorsam gegen die Eltern, sprudelnde Energie für die Lebensaufgabe, Fähigkeit zur Leistung der neuen und vergrößerten Dienste an der Menschheit, weitverbreitete Sehnsucht nach Christum und im großen und ganzen unbesudelte Gewohnheiten.

b) Daß unser Jugendproblem schon teilweise seiner Lösung entgegengeht, bekunden die verschiedenartigen Jugendbewegungen und Veranstaltungen innerhalb der Gemeinschaftskreise. In den meisten Distrikten gibt es jährliche Young People's Retreats', zum großen Teil unter eigener Anleitung junger Kräfte. Von Friedenskarawanen hört man. In der Konferenz hat sich eine Jugendabteilung gebildet mit einem Jugendeditor im „Mennonite" und anderen Arbeitszweigen. In verschiedenen Gemeinden meldet man Winterbibelkurse. Mennonitische Bibelschulen, alle Konferenzen eingeschlossen, findet man etwa zehn, Junior Colleges sind es drei. Vollständige vierjährige Colleges gibt es auch drei. Hochschulkurse werden entweder voll oder teilweise in zehn Schulen geboten. Der Zudrang zu höheren Bildungsanstalten nimmt zu. Einige Hundert unserer jungen Mennoniten sind jährlich in interdenominationellen Bibelschulen. Die Gesamtstudentenzahl aller mennonitischen jungen Leute in höheren Bildungsanstalten in Amerika beträgt über 2000 jährlich.

Der Bildungsgrad der Lehrer in unsern eigenen Colleges nimmt zu. Die Studentenzahl wächst. Der vorherrschend evangelische Geist mehrt sich. Ausbildungsgelegenheiten für irdische Berufe sind daselbst etwas stärker als für Reichsgottesarbeit, jedenfalls ein Resultat der wiederholten Forderungen solcher jungen Leute, die in unsern Schulen das bekommen möchten, was ihnen in Staatsschulen geboten wird.

Ein allmennonitisches Predigerseminar bestand eine zeitlang. Durch die Depression der Wirtschaftslage wurde es geschlossen, aber möglicherweise kann es in nächster Zukunft wieder geöffnet werden

c) Bücher und Hefte für unsere studierende und religiös geneigte Jugend liefern die Buchhandlungen und Publikationsbehörden unserer verschiedenen Abteilungen in Amerika, zunehmend, jedoch absolut nicht genügend. Sonntagsschulhefte, Katechismen in Deutsch und Eng-

lisch, Gesangbücher, Lehrbücher für mennonitische Geschichte und auch für unsere Sonderlehre, Missionsbücher, Gemeinschaftsblätter, Kinderblätter und anderes mehr reichen teilweise hin um das Bedürfnis zu befriedigen.

Erwägen wir noch zuletzt die Frage: Was kann das Mennonitentum seiner Jugend bieten, das von innerem, bleibendem Wert ist? Wo ist ein Volk, das eine so einfache bibeltreue Auffassung des normalen Glaubenslebens ererbt hat wie unseres, und wo kann man sich dasselbe besser aneignen als in dem demokratischen Amerika? Dort kann man unbefangen, frei, gewissenhaft und von der Tradition ungebunden, lehren und leben. Unsere Jugend hat die Gelegenheit zu einer christlichen, gründlichen Bildung. Sie hat Gelegenheit zum ehrlichen Broterwerb. In unsern Kreisen findet sie gesundes Gesellschaftsleben. Sie findet bei uns ein gesundes Gemeindewachstum und ein, wenn auch lange nicht vollkommenes, aber reines und nachahmenswertes Familienleben. Das Gemeindeprinzip bietet ihr innere Freiheit, Gewissensfreiheit, Gelegenheit zur Hingabe an Gott und zur Entfaltung der von Gott mitgeteilten Gaben. Bei uns findet die Jugend Gemeindewesen anstatt Kirchenwesen. Unsere Missionsaufgabe und unser Evangelisationsgebiet fordert das Zusammenwirken von jung und alt. von Bauer, Geschäftsmann und Missionar zur Vorbereitung auf das Kommen „Deines Reiches". Das mennonitische Prinzip zieht die Jugend heran zu einem christozentrischen, christusähnlichen Leben; zum Lieben anstatt Streiten, Wohltun anstatt Selbstverteidigen, Friede anstatt Krieg, Bauen anstatt Zerstören, friedliches Schlichten von Schwierigkeiten ohne Advokaten, Gerichtshöfe, Polizisten oder Gefängnisse.

„Die Weisheit aber von obenher ist aufs erste keusch, darauf friedsam, gelinde, läßt sich sagen, voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch, ohne Heuchelei. Die Frucht aber der Gerechtigkeit wird gesäet im Frieden denen, die den Frieden halten" (Jak. 3, 17—18).

An diese Vorträge schloß sich ein lebhafter Gedankenaustausch an. Es beteiligten sich vor allem Dr. Dirk Cattepoel-Krefeld, Dr. Walter Quiring-Altenbeuren, Frau Pastor Brinkmann-Dinslaken, Frl. Marie Keller-Berlin, Frl. Dr. Janzen-Magdeburg. Oekonomierat Dettweiler-München, Prof. Unruh-Karlsruhe und Pastor Händiges-Elbing. Es wurde dabei die Gegenwartsauseinandersetzung über das Alte Testament sichtbar, speziell seine Bedeutung für die religiöse Erziehung der Jugend. Es wurde im Sinne unserer Täuferväter betont, daß das Alte Testament heilsgeschichtlich und auf Christus hin, von Christus her zu lesen sei!

Die Abendandacht leitete Ds. W. H. toe Water. Nach dem Gesang „So nimm denn meine Hände" verlas er Matth. 13, 1—18; sie schloß mit dem Gesang: „Es kennt der Herr die Seinen."

Zweiter Tag in Elspeet.

Am Donnerstag, den 2. Juli vorm. 9 Uhr hielt Br. C. F. Klassen, Winnipeg, Kanada nach dem Gesang „Ringe recht, wenn Gottes Gnade" die Morgenandacht.

Werte Konferenzgemeinde! Teure Brüder und Schwestern!

Die holländischen Brüder, die diese Konferenz vorbereiteten, haben mir die Aufgabe gestellt, den heutigen Konferenztag mit einem kurzen Gottesdienst einzuleiten.

Viele von uns, die an der vorigen Weltkonferenz in Danzig teilnehmen durften, verließen jene Konferenz in gewissem Sinn tief befriedigt und sind nun zu dieser mit kühnen Erwartungen wiedergekommen. — Wir sind uns dessen gewiß, daß Gott neue Aufgaben für uns hat, und wenn etliche der Fragen, die uns besonders auch im Blick auf unsere Brüder in Rußland beschäftigen, menschlich besehen, schier unüberwindliche Schwierigkeiten in sich bergen, so sind wir uns doch darüber klar, daß, wo der Herr neue Aufgaben gibt, da schenkt Er seinen Knechten auch die Gaben sie zu tun. Er gibt die nötige Weisheit, Er lenkt die Herzen der betreffenden Menschen und Ihm gehört ja auch Silber und Gold. Unser Gott kann auch heute noch Großes tun!

Lasset uns die Arbeit des heutigen Konferenztages unter das Wort des Psalmisten stellen: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln; die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen." Ps. 84, 6 und 7.

Es ist ohne Frage von der größten Wichtigkeit, wenn wir das Vorrecht gehabt haben in christlichen Heimen erzogen zu werden und wenn wir weiter durch Gottes Gnade zu der Überzeugung gelangten, daß wir aus uns selbst, von Natur, zu allem Guten untüchtig und ganz von Gott abhängig sind, der sich uns in seinem Sohne offenbarte, und wir das ewige Heil im Glauben und ganz persönlich erfassen durften. Wenn wir dann weiter erfuhren, daß wir uns vom Herrn für jeden Tag mit der nötigen Kraft ausrüsten lassen mußten, um unsere Pflicht tun zu können, erschienen uns auch unsere Aufgaben in einem ganz anderen Licht. Damit rückten wir in die Kategorie von Menschen, die der Psalmist, wie eben verlesen, glücklich preist, weil sie den Herrn für ihre Stärke halten und Brunnen in diesem Jammertal graben.

Als wir in den verflossenen Tagen die geschichtlichen Vorträge der Brüder aus den verschiedenen Ländern hörten, da fühlten wir uns dankbar. Es ist uns da wieder groß geworden, daß ein Menno Simons seiner Zeit den Herrn für seine Stärke hielt und Brunnen grub im Jammertal der damaligen Zeit, Brunnen, aus denen wir heute, nach 400 Jahren noch schöpfen. Dankbar auch dafür, daß der Herr uns in den verflossenen 400 Jahren unserer Geschichte immer wieder Männer gegeben hat, die Ihn für ihre Stärke hielten, Ihm nachwandelten und Brunnen gruben, daraus die späteren Geschlechter sich erquikken durften.

Wenn ich an einer mennonitischen Versammlung teilnehme und sehe dort so viele ergraute Häupter, Väter in Christo, Männer, die

den Herrn Jesus für ihre Stärke halten, so überkommt mich immer so ein Gefühl der Sicherheit für unsere Bruderschaft, für unsere gemeinsame Sache.

Aber unsere alten gläubigen Väter ruft der Meister einen nach dem anderen heim und es will uns manches Mal so scheinen, als ob die „Söhne" die leergewordenen Plätze nicht ausfüllen können. Da will mir und manchem unserer jungeren Brüder mit mir bange werden. Vielleicht empfinden wir in Übersee dies mehr, als Sie hier im alten Lande. Jedenfalls möchte ich all diesen jüngeren Brüdern auch durch diese Konferenz zurufen: Wir wollen Gott danken für alle Väter und Mütter, die der Herr uns Taufgesinnten schenkte und die sich von Ihm im Dienst für unsere Gemeinden brauchen ließen; wir wollen dankbar sein für all die Männer unserer Geschichte und Gegenwart, die sich zum Dreieinigen Gott und Seinem ganzen Wort bekennen. Wir wollen es uns aber auch sagen, daß es nicht dem Glauben gemäß ist, schnell zu denken, es sei vorbei mit etwas, was jemals aus Christi Geist geboren und vermittelt wurde. Christi Verheißungen haben noch Geltung. Gewiß vollzieht sich die Geschichte wellenförmig, dies trifft auch auf unsere Bruderschaft zu, aber aufs Ganze geblickt, muß es uns immer gewiß bleiben, daß unser Vater im Himmel noch Größeres geben kann, als wir bisher empfangen haben. „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit."

Dieses wurde uns von unserem verehrten und lieben Br. D. Neff schon am letzten Sonntag auf dem Mennonitentag in Gronau recht nahe ans Herz gelegt und ich bedauerte es wirklich, daß nicht unsere ganze mennonitische Jugend das Zeugnis dieses im Dienste für unsere Bruderschaft ergrauten Streiters hören konnte.

Wenn wir auf unsere 400 jährige Geschichte zurückblicken, so müssen wir es wohl bekennen, daß unsere Bruderschaft nicht durch die Vortrefflichkeit ihrer Glieder, sondern stets trotz ihrer Mängel vorwärts gekommen ist. Das ist einer der Beweise dafür, daß sich eine Kraft von Oben in ihrer Schwachheit auswirkt. Aber diese Tatsache nimmt uns nichts von unserer Verantwortung. Jeder hat seinen Teil dieser Verantwortung zu tragen. Von der Heiligung deines und meines Lebens, von der Treue deines und meines Zeugnisses, von dem Ernst deiner und meiner Fürbitte und von der Freudigkeit deines und meines Gebens hängt viel für die Gesamtheit ab, viel mehr, als du und ich ahnen.

Auf nächtlichem Schlachtfeld steht ein einsamer Posten am Waldesrand. Er soll wachsam sein und seine einfache Pflicht tun. Aber er steht da und denkt an große Dinge. Wäre er der Feldherr, ja, dann wollte er Gewaltiges tun. Siege wollte er erringen, Ruhm ernten. Wie schön wäre das. Aber über seinen eitlen Träumen überhört er den Feind. Die Schlacht wird verloren. Seine Treue wäre der Sieg gewesen, seine Untreue ist die Niederlage. — Lieben Freunde, Gott helfe uns, unsere Verantwortung zu erkennen!

Uns wurde vorgestern in herzergreifender Weise von Bruder Unruh die Not unserer Geschwister in Rußland nahe gelegt. Unser Herz krampft sich zusammen, wenn wir daran denken, daß sie nun schon 18 Jahre lang auf die härtesten Proben gestellt werden. Und doch hat der Herr, wie wir heute Abend von den Vorsitzenden unserer Hilfskomitees hören werden, auch in den verflossenen Jahren immer wieder Mittel und Wege geschenkt, daß diese große Not teilweise gelin-

dert werden konnte. Dafür sind wir unserem Vater im Himmel und den Brüdern von Herzen dankbar, die in Europa und Amerika in der Hilfsarbeit standen und nicht müde wurden. Der Herr kann heute noch Größeres tun!

Brüder und Schwestern, wir wollen uns dem Herrn zur Verfügung stellen, damit auch diese Konferenz sich dahin auswirke, daß sie neues Eisen in das Blut unserer mennonitischen Jugend tue. Wir wollen allen Fleiß dranwenden zu erwerben, was wir von unseren Vätern geerbt, um es auch wirklich zu besitzen und im praktischen Alltag auch auszuleben. Dann — und nur dann — werden diejenigen, die nach uns kommen, von uns sagen können: sie gehörten zu den Menschen, die den Herrn für ihre Stärke hielten, ihm nachwandelten und Brunnen gruben im Jammertal ihrer Zeit.

Das walte Gott aus Gnaden! Amen.

Dann sang man einige Strophen von dem Lied: „Befiehl du deine Wege", worauf Ds. C. Nijdam der Vorsitzende des Amsterdamer Missionskomitees über „Die Mission der Mennoniten" sprach.

Wer berufen ist über die Mission der Taufgesinnten-Bruderschaft in den Niederlanden zu sprechen, mag wohl an das Wort des Apostels Paulus denken: „Zu rühmen ist mir wahrlich nichts nütze" (2. Kor. 12. 1.). Hier kann kein Zeugnis gegeben werden von großen Werken, die durch den Glauben unternommen und vollbracht wurden. Hier ist nichts zu vermelden von einer starken geistlichen Bewegung, die in den Gemeinden verspürt wurde und zur Mission trieb in dem Bewußtsein: Gott will es. So ist es durchaus nicht gewesen. Die Saat der Mission ist auf dem Acker unserer Bruderschaft ziemlich spät ausgestreut worden und hat hier einen wenig vorbereiteten Boden gefunden Nichtsdestoweniger ist der große Säemann auch an dem Erbe, das uns anvertraut ist, nicht vorbeigegangen. Trotz vieler Dürre hat auch bei uns der ausgesäte Samen an mehreren Orten Wurzel gefaßt. Einige Früchte sind bereits eingesammelt. Unsere Hoffnung ist erwacht, daß nach diesen Erstlingen noch eine reiche Ernte gesehen werden mag, wann der Herr der Zeiten dazu den rechten Augenblick gekommen erachtet.

Es kommt mir nämlich vor, daß der Gedanke der Mission unserer Bruderschaft ihrem Wesen nach nicht fremd zu sein braucht. Viele der Männer, die zu ihrer Gründung mitgewirkt haben, gleichen dem Apostel Paulus, in dem wir gerne den ersten großen Missionar sehen, der das Evangelium bedient hat. Paulus, der Zeltmacher, reiste in den Ländern der alten Welt hin und her. So waren auch Balthasar Hubmaier, Hans Denk, Pilgram Marbeck, Jakob Huter, Melchior Hofmann, Männer, die um des Evangeliums willen umherreisten in den Tälern der Schweiz und Tirols, über die Flächen Deutschlands, an die Ufer der Ostsee, die Niederungen und Inseln ihres flachen Gestade. Überall verkündigten sie das Evangelium, das aus den Banden der Kirche befreit war. So galt es auch von dem Mann, dessen Gedächtnis wir in diesen Tagen feiern, Menno Simons. Es war ein Stück der imitatio Christi, was von ihm gefordert wurde. Hierin gleicht er nicht zum mindesten seinem Herrn, der sagte: „Die Füchse haben

Gruben und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege. Diese Männer mochten nicht leben, sicher und geschützt durch die mächtige Hand einer Obrigkeit dieser Welt, die ihnen die Verfügung gab über Kirchen und Universitäten, die in dem Mittelalter gegründet worden waren. Flüchtlinge waren sie und Verfolgte, aber die sich eines hohen Rufes bewußt waren, die das Bewußtsein hatten, daß ihnen das Wort Gottes anvertraut war, die sich gesandt wußten, um das Wort allen Menschen zu bringen, daß sie gerettet und bewahrt und mit Gott versöhnt werden möchten. So gut als wir von unseren Gemeinden sagen können, daß sie Märtyrergemeinden gewesen sind, so können wir mit demselben Recht sagen, daß sie Missionsgemeinden waren.

Nach den Jahren der Begeisterung und Gärung folgte für Europa eine Zeit der Konsolidation. Unserer Bruderschaft, die so blutig verfolgt worden war, daß nur einige spärliche Reste übrig geblieben sind von dem, was anfänglich eine alles umfassende Volksbewegung zu werden versprach, war diese Zeit sehr willkommen. Nach dem kräftigen Anfang mit gewaltigen Entspannungen, gepaart mit Unheil verkündenden Flammenzeichen, die Europa mit Schrecken und Bestürzung erfüllten und in der Einbildung der folgenden Geschlechter als eine satanische Bedrohung nachwirkten, folgte eine ruhige Periode. Die Gemeinden, die sich behauptet und durch die Brandung der Zeiten das feste Land einer neuen Zukunft erreicht hatten, suchten keine Ausbreitung mehr. Sie wollten nur das sanfte Licht einer abgeklärten Frömmigkeit scheinen lassen in dem stillen Haus, wo sie sich sicher wußten. Der Drang nach Expansion war erschöpft. Mission war ein abgeschlossenes Hauptstück in dem Buch unserer Geschichte.

Das war an sich nicht so verwunderlich. Das protestantische Europa, erschöpft durch das gefährliche Ringen mit Rom, das so tiefe Wunden geschlagen hat, hatte vor allem das Bedürfnis sich zu erholen und innerlich neue Kräfte zu sammeln, ehe es wieder nach außen aggressiv auftreten konnte. Im vergangenen Jahr hat die Brüdergemeinde, bei vielen als die Herrnhuter bekannt, das Gedächtnis gefeiert, wie vor 200 Jahren in ihrer Mitte zuerst unter allen Protestanten der Drang nach Mission unter den Negersklaven von Westindien erwachte. Man lebte aber bereits tief im 18. Jahrhundert, als dieser Aufruf, das Evangelium den heidnischen Völkern in anderen Weltteilen zu bringen, bei der großen Mehrheit der Protestanten Widerhall fand. In unserer Bruderschaft wurde auch dieser neue Aufruf das Evangelium zu verbreiten noch kaum vernommen.

Wie ist das zu erklären? Es erscheint mir, daß wir in Beziehung auf unsere niederländische Bruderschaft hier an den Einfluß des Humanismus denken müssen, der im 18. Jahrhundert und auch bereits früher bei uns einen festen Boden gefunden hat. Troeltsch unterscheidet in der Zeit der Reformation scharf zwischen Humanisten und Täufern, deren Grundlage sehr verschieden sind und deren anfängliche Erscheinung einen deutlich unterschiedenen Typus offenbart. Da die eigenartigen Kennzeichen der Taufgesinnten in der beständigen und oft gewaltigen Reibung mit der Welt abschwächt wurden, erschien es nun in Holland ganz schwierig, auf die Dauer nach den alten Grundsätzen zu leben und sich zu behaupten mitten in der westeuropäischen Kultur, die durch so ganz andere Richtlinien beherrscht wird. Dazu ist vor allem eine Theologie nötig, die unsere

eschatologisch eingestellten Väter in ihrer Antithese gegenüber Kirche und Scholastik nicht geschaffen haben. Dann wurde hierzulande manches dem Humanismus entnommen, was im eigenen Kreis nicht vorhanden war. Es ist bekannt, daß viele taufgesinnte Prediger im 17. Jahrhundert ihre Ausbildung an dem Seminar der Remonstranten empfangen haben. Und als 1755 das eigene Seminar der Taufgesinnten zu Amsterdam eröffnet wurde, ward Tjerk Nieuwenhuis zum Professor ernannt, der bis auf diese Zeit gezweifelt hatte, ob er Remonstrant oder Taufgesinnter sein sollte.

Im 18. Jahrhundert sind in unserer Bruderschaft in den Niederlanden humanistische Ansichten stark verbreitet. Es ist dem Humanismus eigen, den Wert des Menschen hoch anzuschlagen und zwar bereits des Menschen, sofern er aus der Werkstätte der Natur kommt, ob er zu der weißen Rasse gehört oder zu einer der andern Rassen, soweit sie in der weiten Welt in großer Verschiedenheit wohnen. Wer Mensch ist, trägt dadurch in sich die Art seines göttlichen Ursprunges; wer Mensch ist, bleibt trotz allem, was ihn niederhalten oder verdunkeln will, unverrückbar des ewigen Geistes sich wohl bewußt. Mensch sein, das will sagen: die Hoheit und die Glorie des heiligen Gottes in dem eigenen Herzen widerspiegeln. Mensch sein, das heißt, sich beseelt und getragen wissen durch den Geist der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, der sich als ein Licht in dieser Welt allezeit widerstrahlend offenbart.

Humanismus ist Optimismus. Eine Blüte an diesem Baum ist die Verherrlichung der Naturvölker, die sich mit dem Namen J. J. Rousseau als einem typischen Repräsentanten des 18. Jahrhunderts verbreitet hat. Eine letzte Nachlese von dieser Pflanzung wurde in dem Garten unserer Bruderschaft überflüssig geerntet, dadurch daß die Meinung verkündet wurde, die Mission ist nicht wünschenswert, weil wir den primitiven Naturvölkern ihren kindlichen, frohen Glauben lassen müssen. Für diese Menschen sollte das Christentum nicht nötig sein, da sie von Natur aus vollkommen ausgerüstet sind.

Als der Missionsgedanke in unserer Bruderschaft endlich doch Widerhall fand, geschah es anfänglich vor allem in den Kreisen, die sich gegen den Humanismus ablehnend gezeigt und einer weniger optimistischen Lebensanschauung gehuldigt haben. Namentlich zu Amsterdam hat sich eine solche Gruppe während des ganzen 19. Jahrhunderts behauptet. Anderswo haben mehrmals Minderheiten, die sich einsam fühlten in dem Verband, aus dem sie hervorgegangen waren, von der Gemeinde abgewendet. In seiner Gedächtnisrede zur Jahrhundertfeier der „Algemeene Doopsgezinde Societeit" 1911 hat Professor Cramer das Ausscheiden dieser Minderheiten als einen Verlust für unsere Bruderschaft bedauert.

Die Gruppe in unserer Bruderschaft, die 1847 die taufgesinnte Vereinigung zur Förderung der Verbreitung des Evangeliums in den niederländischen überseeischen Besitzungen gründete und darin ein Zentrum und auch eine gemeinsame Organisation schuf, fand bald Kontakt mit Taufgesinnten in Deutschland und Rußland. Diese waren aus denselben Glaubensgrundsätzen wie die holländischen Taufgesinnten hervorgegangen, haben aber eine ganz andere Geschichte gehabt. Nicht humanistische, sondern pietistische Frömmigkeit hat diese osteuropäischen Gruppen unserer Bruderschaft befruchtet. An sie schloß sich die Gruppe in unserem Vaterland an, in der das Missionsbewußtsein erwacht war. Es verband sie der gemeinschaftliche Gedanke, daß

alle Menschen Sünder sind, denen die Erlösung in Jesus Christus gepredigt werden muß. In der Mission war ein Boden zu innigem Zusammenwirken gefunden. In Rußland blühte die Liebe für die Mission so überwältigend auf, daß unsere Mission lange Zeit als eine russische Struktur hinter holländischem Giebel aufgezogen angesehen werden konnte. In den russischen Gemeinden standen in dieser Zeit stets wieder die Männer und Frauen auf, die als Missionare und Krankenschwestern nach Java und Sumatra gingen. In ihren Gemeinden wurden jährlich Erntefeste gehalten, wo die Gelder eingesammelt wurden, die für das Werk der Mission nötig waren. Die Gemeinden haben das Werk unserer europäischen Mission einige Jahrzehnte hindurch getragen. Vertrauensvoll überließen sie die Leitung der Amsterdamer Verwaltung, die verantwortlich war für den Gang der Dinge. Ehre sei den Gemeinden der Gläubigen, die Gott zu danken wußten für den Segen, den er auf das Werk gelegt hat, das Evangelium seiner Gnade in Ländern zu verkündigen, die von dem Kreuz Christi noch keine Kenntnis haben!

Hier hat der Weltkrieg eine radikale Änderung gebracht. Als 1914 der Kontakt mit Rußland unterbrochen war, erwartete in Amsterdam niemand, daß es gut ausgehen werde. Niemand vermutete aber, daß diese Gemeinden, die die reinste Verkörperung der taufgesinnten Kultur in Europa waren und die allezeit in unserer Erinnerung fortleben werden als Träger hoher religiöser und sittlicher Prinzipien, dem Untergang geweiht waren. Allgemein war die Meinung, daß der Krieg vor Weihnachten 1914 beendigt sein und daß danach der Faden der Geschichte unseres Unternehmens, der eben zerrissen worden war, auf die alte, erprobte Weise weitergesponnen werden würde. Wir haben erfahren, wie wenig der Mensch den Lauf der Geschehnisse voraussieht. Mit der Fortsetzung des Krieges, der so zerstörend gewesen ist für alle höheren und feineren Kulturwerte, daß dadurch die Ahnung erwachte, wir leben in einer besessenen Welt, wurde auch das Gebäude unserer Mission unterminiert. Nur eine Fassade blieb übrig. Das Haus dahinter war baufällig geworden. Was sollte in der allgemeinen Verwüstung mit unserer Mission werden?

Es war nötig, daß hinter dem holländischen Giebel ein neuer Bau erstand. Dies konnte allein möglich sein durch eine Arbeit und die Beteiligung der übrigen europäischen Taufgesinnten. Und es darf mit Danksagung festgestellt werden, daß sie nicht zurückgeblieben sind. Die deutschen und die schweizerischen Gemeinden haben hier die Führung übernommen; sie wurden unterstützt von den Brüdern in Frankreich, Polen und Danzig. Sie haben in den schwierigen Jahren nach dem Krieg getan, was sie konnten. Fortan standen hier die jungen Männer auf, die nach dem Missionsfeld ausgesandt werden konnten. Auf Java bildeten unter unseren Missionaren bald die Deutschen und Schweizer die Mehrheit. Auch finanziell haben diese Gemeinden immer wieder unsere kühnsten Erwartungen übertroffen, wenn wir bedenken, wie beengt sie in dieser Zeit gewesen sind. Gott hat diese Gemeinden gerufen, um das Werk der Mission zu retten. Ehre sei den Gemeinden, daß sie die Mission verstanden haben als eine Sache, die ihnen auferlegt war! Mit unerschütterlicher Treue haben sie diese Aufgabe vollbracht.

Auch in Holland gab es Gemeinden, die sich ihres Berufs, als das Gebäude der russischen Mission verschüttet war, in diesen Dingen stärker bewußt geworden sind, als es zuvor der Fall gewesen war. In

diesen Jahren hat die Verwaltung der Mission es wohl ernstlich erwogen das Werk zu liquidieren. So groß erschienen die Schwierigkeiten, so wenig Aussicht war geblieben. Zwei Faktoren aber haben einen solchen Beschluß verhütet. Auf der einen Seite war es die bestimmte Abweisung des Gedankens der Liquidation durch die Missionare selbst, die lieber ohne Besoldung arbeiten wollten, als ihre Arbeit niederzulegen.

Andrerseits war in diesen Jahren in Holland die Vereinigung für Gemeindetage entstanden, die ein Posaunenstoß in unserer Bruderschaft sein wollte, um eine allgemeine Erweckung herbeizuführen. Die Vereinigung hat nicht in vollem Maße erfüllt, was ihre Gründer sich anfänglich erfüllt von jugendlichem Enthusiasmus vorgestellt hatten. Doch hat sie der derzeitigen Geschichte unserer Gemeinschaft ihren Stempel aufgeprägt und wird bleibende Spuren hinterlassen. Es ist durch die Verwaltung der Mission unumwunden ausgesprochen, daß die Gemeindetage einen fördernden Einfluß in unserer Bruderschaft ausgeübt haben, wovon die Mission die Folgen sehr gut verspürt hat. Die Gebäude, wo wir jetzt Zusammenkünfte halten, sind entworfen und gebaut durch die Vereinigung für Gemeindetage zum Zweck ihrer Arbeit. Sie hat an diesen ihren eigenen Plätzen ihre Konferenzen gehalten, wo Pläne gefaßt wurden für allerlei Art von Arbeit, die nötig ist. Aber nicht zuletzt sind diese Gebäude errichtet, um gemeinsam miteinander zu beten und den zu suchen, der uns bei allem Werk tragen und beseelen muß, damit es nicht unternommen werde zur Vermehrung der Glorie unseres eigenen Namens und zur Verherrlichung unserer eigenen vergänglichen Menschlichkeit, sondern damit dadurch alle gesegnet werden, die es nötig haben, damit das Licht Gottes in unsere dunkle Seele falle als ein Strahl voll Hoffnung und Trost.

Es kann ohne Übertreibung und mit großer Dankbarkeit gesagt werden, daß das Interesse für die Mission in unseren Gemeinden stark im Wachsen ist. Prinzipielle Bedenken werden überwunden. Die sentimentale Romantik des 18. Jahrhunderts wird mehr und mehr als eitles Blendwerk erkannt. Wir wissen, daß die primitiven Völker, die in ihrem kindlichen Glauben vollkommen glücklich sind, auf der Erde nicht wohnen, sondern Schöpfungen sind einer zügellosen Phantasie, die die Probe der Wirklichkeit nicht bestehen können. Wir haben auch verstehen lernen, daß Zivilisation nicht identisch ist mit Wohlfahrt und intellektueller Entwicklung. Im Gegenteil. Der Osten hat seine alte Kultur. Diese hat einen harten Stand, wo sie in der Gegenwart auf den Einfluß vom Westen stößt. Aber wenn wir diese Zivilisation in ihrem Wesen antasten und in ihren Grundlagen untergraben, haben wir auch zu bringen, was wirklich Kultur heißen mag und der alten Zivilisation des Ostens zum mindesten gleichwertig ist, wo nicht allein Werte dieser Welt erkannt werden, sondern auch Er, der das einzige Fundament ist, das gelegt werden kann und der Grund aller Dinge. Säkularisierte Kultur stellt den Menschen als den höchsten aller Werte hin. Aber einer solchen Kultur fehlt das Motiv der Übergabe und Anbetung Dessen, der hoch über dem Menschlichen in seiner Unvollkommenheit erhaben ist, der das Recht hat, daß wir seinetwillen uns selbst verleugnen sollen, daß wir uns ihm übergeben sollen mit allem, was in uns lebt und mit allen Talenten, die er uns gegeben hat.

Prinzipielle Bedenken gegen die Mission fallen in der Gegenwart weg; denn auch in Europa wird jetzt das Christentum heftig angefochten. Die alten Naturreligionen, die das Leben um die Pole von Lust und Unlust drehen, erheben wieder das Haupt. In weiten Kreisen wird der Genuß in höherem oder geringerem Maß mehr und mehr bewußt als das Lebensziel gefordert. Demgegenüber wird das Christentum sich zu behaupten haben als die Religion, die gegründet ist auf dem ethischen Grund, gelegt durch die Propheten, die alle ästhetische Lebenshaltung prinzipiell ablehnt, die sich beruft auf den, der gesagt hat: „Mein Königreich ist nicht von dieser Welt". „Meine Speise ist, den Willen meines Vaters zu tun, der im Himmel wohnt". Soll das Christentum sich in Europa behaupten, jetzt in dieser Zeit, so muß es auch das Heidentum überwinden immer und überall.

Dazu kommt, daß die ärztliche Mission seit einigen Jahren in humanistisch orientierten Kreisen viele gewonnen hat. Albert Schweitzer hat hier bahnbrechend gewirkt. Der Wahn, daß Naturvölker, abgesehen von ihrem kindlich frohen Glauben, auch gesegnet sind mit einer unerschütterlichen Vitalität, daß sie durch eine Art magische Hygiene gegen alle Krankheiten beschirmt werden, ist so gut wie in Rauch aufgegangen.

Ehe aber Schweitzer den afrikanischen Boden betreten, hatte die taufgesinnte Mission bereits ihr Krankenhaus in Kelet auf Java eröffnet und D. H. Bervoets, den Pionier der ärztlichen Mission in Niederländisch-Indien, für ihr Werk verpflichtet. Hier ist unsere Mission nicht im Hintertreffen geblieben, hier hat sie rechtzeitig Aufgabe und Berufung erkannt. Das gilt von denen, die die Leitung unserer Mission haben. Sie haben dabei die Hoffnung gehegt, daß auch die Gemeinde, die gerne sich ihres Sinnes für praktisches Christentum rühmt und sich auf Jakobus beruft, diese Dinge als ein Werk übernehmen wird, das sie trägt und dem sie dient.

Das ist auch geschehen. Es versteht sich von selbst, daß es viel mehr geschehen sollte und auch viel mehr hätte geschehen müssen. Der Acker unserer Bruderschaft ist nicht so fruchtbar, wie wir es wünschen möchten, aber es ist doch Wachstum da, beständiges Wachstum und fortschreitendes Wachstum, selbst in dieser schwierigen Zeit. Während in den Niederlanden auf der ganzen Linie die Einnahmen der Mission erschreckend zurückgegangen sind, ist unsere Mission die einzige, die ihre Einkünfte in den Niederlanden noch steigen sieht. Wären die Zulagen des Gouvernements in Indien gerade für das ärztliche Missionswerk nicht so stark beschnitten worden, dann brauchten wir jetzt keine finanziellen Sorgen zu hegen. Doch gibt die Steigerung unserer Einnahmen, trotz der Ungunst der Zeiten, Mut. Ein solches Werk darf nicht preisgegeben werden. Hier ist Grund um dankbar zu sein. Hier werden Perspektiven eröffnet, hier werden Gelegenheiten geboten, die nicht außer acht gelassen noch versäumt werden dürfen.

Bereits hatte ich Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß der Gemeindetag dem Missionsbewußtsein unserer Bruderschaft sehr zugute gekommen ist. Der Gemeindetag wollte das religiöse Leben auf der ganzen Linie vertiefen. Das war das Motiv dieser Bewegung. Es ging allererst um die Belebung der großen religiösen Werte, die das Evangelium in die Welt gebracht hat. Manchmal wurde in den ersten Jahren dieser Bewegung das Wort erwähnt: „Ich bin gekommen, um ein Feuer auf Erden anzuzünden und was wollte ich lieber, denn es bren-

nete schon". Es herrschte in den Zusammenkünften oft eine **starke** religiöse Spannung. An dem Gradmesser des geistlichen Lebens wurden hohe Temperaturen abgelesen. Hier wurde nach neuen Möglichkeiten gesucht, wodurch das religiöse Interesse zur Ehre Gottes in Arbeit umgesetzt werden konnte.

Wir leben jetzt in einer säkularistischen Welt. Nicht die Kirche hat die Leitung des geistigen Lebens. Der Staat hat dasselbe seit dem 18. Jahrhundert mehr und mehr übernommen. Allerlei Lebensgebiete, die anfänglich aus christlicher Initiative bearbeitet worden waren, werden jetzt von Staats wegen versorgt. Ich denke an Unterricht, Armenpflege, Krankenbehandlung. So steht die christliche Gemeinde nicht mehr zentral in dem Bewußtsein der Menschen. Sie ist in den Hintergrund getreten. Wer fünf Talente empfangen hat, wendet sich an den Staat, um seine Arbeitskraft anzubieten. Die Kirche muß sich manchmal mit Menschen begnügen, die höchstens zwei Talente bekommen haben und damit nach ganz veralteten Methoden arbeiten.

Sollen wir uns damit begnügen? Die Antwort erscheint mir nicht zweifelhaft. Das Christentum kann sich nicht mit einer untergeordneten Stellung in der säkularisierten Welt begnügen; das Christentum kann allein dann seinen Beruf vollbringen, wenn es die Leitung der Geister in Europa gewonnen hat. Das Christentum ist dazu bestimmt, alle Lebensäußerungen mit seinem Einfluß als einem Sauerteig zu durchdringen. So hat unter Christen die Überzeugung wieder sich Bahn gebrochen, daß auch auf dem Gebiete des Unterrichts, der Armenpflege und Krankenbehandlung ihnen eine bleibende Aufgabe bereitet ist. Es ist über allen Zweifel erhaben gewesen, daß diese Aufgabe auf dem Gebiete der Mission vorhanden ist.

Mission ist eine Funktion des geistigen Lebens, die nicht durch den Staat übernommen werden kann. Mission ist allein möglich aus und durch die christliche Gemeinde. Darum hat die Gemeinde hier eine Aufgabe, die sie nicht ablehnen kann. Seitdem wir wissen, daß die Völker in den tropischen Ländern durch Krankheiten heimgesucht werden, die wir kennen, und daß sie außerdem unter vielen anderen Krankheiten leiden, die in unserem Zusammenleben überwunden sind oder die in unserem Klima noch nicht einheimisch gewesen sind, ist die ärztliche Mission eine unabweisbare Forderung. Seitdem wir wissen, daß der kindlich fromme Glauben der Heiden eine Fabel ist, daß obendrein durch den Einfluß des Westens alte Kulturen des Ostens, geistliche Strukturen um ein religiöses Zentrum, von dem das ganze soziale, ökonomische und ethische Leben beherrscht wird, so stark angetastet wurden, daß sie zur Auflösung gelangten, da verstehen wir, wie wir einen Ruf haben um dem Osten nicht allein Wohlfahrt und intellektuelle Entwicklung zu bieten, sondern auch tiefer zu graben und ein neues Fundament zu legen, das nichts anderes sein kann als Er, der das einzige Fundament ist, das gelegt kann werden, Jesus Christus. Seitdem wir wissen, daß Europa eine schwere Schuld gegenüber dem Osten auf sich geladen hat, wo koloniale Geschichte ein schier fortlaufender Bericht von Gewalt, Ausbeutung und Gewinnsucht, von ungezügelten und ungehemmt ausgelebten natürlichen Leidenschaften ist, da muß es uns eine Ehrensache sein, daß diese Schuld gebüßt und getilgt werde, dadurch daß wir den Völkern die höchsten Werte bringen, die Gott uns umsonst anvertraut hat. Wir müssen uns allezeit wieder besinnen auf das Gebot, womit das Evangelium endigt, daß alle Völker sollen gelehrt und getauft werden in dem Namen des

Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und gelehrt werden zu halten alles, was Jesus Christus seinen Jüngern befohlen hat.

Ein Kennzeichen unserer Zeit ist, daß sie ökumenisch orientiert ist. Es kommt mir vor, daß unsere Mission diesen Gedanken bereits geraume Zeit in Anwendung gebracht hat. Der ökumenische Gedanke ist nach dem Krieg erwacht. Er ist wie so viele Erscheinungen der letzten Jahrzehnte aus der Not geboren. Er findet seinen Ausdruck in dem Wort, daß die Welt zu stark ist für ein geteiltes Christentum. In Ländern, die Jahrhunderte lang christlich gewesen sind in ihrem Denken und Streben, sehen wir jetzt einen beunruhigenden Abfall von dem Evangelium. In protestantischen Ländern war das Christentum oft getrennt und zersplittert in viele Kirchen und Sekten, Richtungen und Gruppen, die einander unbarmherzig bekämpften und verketzerten. Lange Zeit hat unter Christen das Wort gegolten: wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Nun aber ist die Zeit angebrochen, daß wir es verstehen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Die christlichen Kirchen haben sich zu besinnen auf das, was mehr verbindet als auf das, was sie scheidet. Nur so können sie in diesem Jahrhundert ihrem Beruf treu sein.

Unsere Mission ist bereits einige Jahrzehnte ökumenisch eingestellt. Sie ist weltumfassend in dem Sinn, daß in ihr Taufgesinnte aus sehr verschiedenen Ländern Europas zusammenwirken. Sie ist auch in dem Sinn ökumenisch, geistlich gesprochen, daß wir verstehen, wie diese Taufgesinnten, was ich bereits Gelegenheit hatte zu erwähnen, wohl alle aus einem Blut entstanden sind, aber eine sehr verschiedene Geschichte durchlaufen haben und auch bis auf den heutigen Tag geistlich sehr verschieden orientiert sind; aber in der Mission haben sie einander gefunden.

Zum Schluß ist unsere Mission auch in dieser Hinsicht ökumenisch, daß wir die Meinung haben, an unserer Arbeit in Indien können auch Menschen verbunden werden, die zu anderen protestantischen Kirchen gehören. Von den Niederländern, die mit unserer ärztlichen Mission verbunden sind, ist noch niemand, weder Doktor noch Krankenpfleger, aus unserer eigenen Bruderschaft hervorgegangen. Hier ist nichts zu rühmen. Daß wir Christen, die aus anderen Kirchen stammen, für unsere Mission verpflichtet haben, ist eine deprimierende Erscheinung. Doch kann Gott hiermit seine Absichten haben. Oft müssen wir aus der Armut lernen, was wir im Überfluß nicht verstanden haben. Gottes Wege sind allezeit anders als unsere Wege, seine Gedanken sind unergründlich. Unser Missionsfeld auf Sumatra, wo vor ungefähr zehn Jahren der letzte übriggebliebene Missionar gestorben ist, wird seitdem durch andere Korporationen bearbeitet. Wenn wir dazu imstande sind, werden wir dort selbst wieder einen oder mehrere Missionare anstellen wie vorher. Wir sehen es aber als eine gottgewollte Möglichkeit an, daß auf Sumatra eine große, ungeteilte, das ganze Volk der Bataker umfassende Volkskirche aufgebaut wird, zu der auch wir Material beigetragen haben werden, das nicht als unbrauchbar erfunden wird.

Es ist selbstverständlich, daß wir auf Java die Kindertaufe verwerfen und daß wir auf unserem Missionsfeld taufgesinnte Kennzeichen und Auffassungen nicht verschweigen, wo es angängig ist. Aber auf der anderen Seite haben wir auch ein offenes Auge für die Wichtigkeit des Kontakts mit anderen christlichen Gemeinden. Der Osten

ist anders als der Westen. Es ist nötig, daß auf Java ursprünglich christliche Strukturen mit einheimischem Charakter gebildet werden, Kirchen und Gemeinden, die erbaut werden nicht als Kopien der europäischen Gemeinschaften, aus denen sie entstanden sind, sondern als solche, die auf dem Boden des Evangeliums einen eigenen Typus vertreten. Gott wiederholt sich selbst niemals und nirgends, er macht allezeit alle Dinge neu. Er schafft niemals Massenprodukte, alles, was seine Hand hervorbringt, trägt einen eigenen Stempel. So will er auch in den Ländern des Ostens Gemeinden bauen, die in eigener Tonart mitsingen in dem großen Chor, der in tausend Sprachen sein Lob verbreitet, wie er auch in seiner Schöpfung in endloser Verschiedenheit von Form und Farbe seine Größe vor unseren Augen entfaltet.

Die Geschichte unserer Mission gibt keinen Grund zum Rühmen. Es sind kaum zehn Europäer, die als Prediger, Ärzte, Krankenpfleger oder Lehrer auf unserem Missionsfeld wirken. Wenn wir bedenken, daß auf diesem Gebiet eine Million Javanen wohnen, so sind diese zehn nur ein geringer Kern der Evangelisation. Dabei ist zu bedenken daß es sich hier nicht um eine Mission unter den Heiden, sondern unter Mohammedanern handelt. Von ihnen sind jetzt einige Tausend für das Evangelium gewonnen. Sie bilden zahlenmäßig eine unbedeutende Minderheit der Bevölkerung. Doch die Ziffer ist nicht der einzige Wert, der Geltung hat. Darum wird das Werk unverdrossen fortgeführt. Wie lange hat es gedauert, bis die ersten Christen auf unserem Missionsfeld getauft wurden. Nach 30 Jahren kräftiger Arbeit waren es nur erst 39 Gemeindeglieder. Sonntags waren abwechselnd 8—10 Hörer in der Kirche. Damit verglichen ist in den späteren Jahren ein gewaltiger Fortgang zu buchen.

Wir bekommen stark den Eindruck, daß durch den ganzen Osten und auch in Java ein geistiges Erwachen sich bemerkbar macht. Demgegenüber haben wir einen großen Beruf. Soll Indonesien gewonnen werden durch die Propaganda der Gottlosen? Soll auch dort ein massenhafter Abfall von der Religion stattfinden? Soll auch hier der Materialismus auftreten als der geistliche Boden, auf dem eine neue Kultur aufgebaut wird? An uns liegt die Antwort. Wir haben hier einen hohen Beruf. Wir tragen auch eine große Verantwortung. Wehe uns, wenn wir jetzt das Talent, das uns anvertraut ist, im Boden vergraben. Es ist meine Überzeugung, daß in dieser Zeit Entscheidungen fallen und Richtlinien ausgehen werden, die für viele Jahrhunderte bindend sein werden. Wir sind gehalten zu tun, was in unserem Vermögen liegt, auf daß uns kein Urteil treffen soll und wir uns nicht zu schämen haben über Möglichkeiten, die wir versäumten. Wir mögen nicht ruhen, bis die ganze Welt durch Gottes Namen geheiligt sein wird und alle Völker um das Kreuz Christi vereinigt sein werden.

Über dasselbe Thema redete Br. Orie Miller aus Akron, Pennsylvania, Nordamerika.

Zum Anfang muß man bedenken, daß das erwachende Interesse für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, das zu Beginn des 18. Jahrhunderts sich in gewissen Kreisen in England gezeigt hatte, besonders durch William Carey von Indien, zuerst unsere mennonitische Welt ganz und gar nicht getroffen hat. Beinahe ein halbes Jahrhundert mußte vergehen, bis die erste mennonitische Missions-

gesellschaft in Amsterdam organisiert wurde, und noch eine Generation, bis die erste organisierte Missionsarbeit von den amerikanischen Mennoniten angefangen wurde im Jahre 1880. Und bis die Gemeinde in Amerika als ganze wirklich von dem Geiste der Mission tief ergriffen wurde und ihre Augen aufgehoben hat auf die großen ungeernteten Felder, die draußen lagen, und ihrer großen Aufgabe den Heiden gegenüber sich bewußt wurde, ist ein ganzes Jahrhundert verflossen. In dieser Hinsicht ist Carey im 18. Jahrhundert uns Mennoniten weit voraus; die Herrnhuter und Aug. Hermann Francke noch weiter.

Seit 1900 aber ist das Missionsinteresse unter den amerikanischen Mennoniten stark und beständig im Wachsen gewesen, sodaß man heute wohl sagen darf, daß kein anderer Faktor einen so großen Einfluß auf die Entwicklung des amerikanischen Mennonitentums in den letzten vierzig Jahren gehabt hat oder heute einen so großen Raum in ihrem Herz und Denken einnimmt. Zusammen mit den anderen evangelischen Gruppen wollen wir unseren vollen Anteil haben an der großen Aufgabe, das Evangelium „zu den äußersten Enden der Erde" zu bringen, damit alle Kreatur Kenntnis von dem Erlösungswerk Christi erhält. Es ist erfreulich, daß diese Sorge um das Seelenheil der Verlorenen außer Christo immer noch im Wachsen ist, sodaß das Missionsinteresse immer stärker wird. Für dieses Wachstum sind wir sehr dankbar, denn wir betrachten es als ein Zeichen, daß die Gemeinde geistlich gesund und lebendig bleibt. Die große geistliche Not der Welt in unserer Zeit und die tiefe Überzeugung der Gemeinde, daß Christus und sein Evangelium allein das Heil bringen kann, hat dazu geführt, daß einer von unseren mennonitischen Führern vor kurzem die Worte vom Mardochai an Esther (Esther 4, 14) auf unser heutiges Mennonitentum bezogen hat: „Wer weiß, ob du nicht um dieser Zeit willen zur königlichen Würde gekommen bist".

Eine der besten kurzen Berichte über die amerikanische äußere Mission ist der Bericht von Heinrich Pauls, der vor kurzem in den europäischen mennonitischen Blättern erschienen ist, und der auf Grund des großen Werkes von Dr. Ed. G. Kauffmann, „The Development af the Missionary, and Philanthropic Interest among the Mennonites af North America", das die Verhältnisse bis um das Jahr 1930 schildert, zusammengestellt worden ist. Ich kann kaum Besseres tun, als den Bericht von Pauls zitieren mit Einschub der allerletzten Daten aus den verschiedenen Berichten der Missionsbehörden.

Die Missionsgesellschaft der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nordamerika hatte im Jahre 1933 einschließlich der Missionarsfrauen und Missionsschwestern 17 Missionare bei den Indianern Amerikas, 31 in Indien und 16 in China. Um diese Missionare sammelten sich Christengemeinden mit zusammen 3190 getauften Gemeindegliedern. Im Jahre 1934 wurden 238 Taufen vollzogen. Von den 138 Missionaren, die seit dem Jahre 1872, dem Begründungsjahr, ausgesandt worden sind, sind noch 63 in der Arbeit, während 50 gestorben sind und 25 jetzt in anderen Feldern arbeiten.

Im Jahre 1899 begannen die sogenannten Altmennoniten Amerikas ein Missionswerk in Indien. Auch dieses Werk ist eine der erfolgreichsten aller mennonitischen Missionen. Die Zahl der Missionare beträgt 41, die der getauften Gemeindeglieder 1366.

Die Altmennoniten haben dann im Jahre 1917 eine weitere Arbeit in Südamerika in Argentinien begonnen, die somit für die Mennoniten

Nordamerikas auch ein auswärtiges Missionswerk ist. Da sie aber in einem Lande betrieben wird, das dem Namen nach ein christliches ist, wird sie nach deutschem Sprachgebrauch meistens nicht ein Missionswerk, sondern ein Evangelisationswerk genannt. In Südamerika haben die Altmennoniten jetzt 17 Missionare und 565 getaufte Gemeindemitglieder.

Im Frühjahr 1934 hat die Missionsgesellschaft der östlichen Altmennoniten ein Missionswerk in Tanganjika Territory, früher Deutsch-Ostafrika, gegründet, in dem Bezirk östlich vom Viktoria-See. Heute sind schon 10 Missionare auf diesem Feld und haben 39 Gemeindeglieder getauft.

Von weiteren, kleineren, mennonitischen Gemeinde-Verbänden, die Missionstätigkeit unternommen haben, ist zunächst die Mennonitische Brüdergemeinde von Nordamerika zu nennen. Auch sie hat Missionsarbeit sowohl unter den Indianern Nordamerikas als in Indien und China unternommen. Ausgesandt hat sie bereits 48 Missionare, von welchen 33 noch in ihren Diensten stehen. Die Zahl der Gemeindeglieder wird angegeben mit etwa 100 Indianern, 500 Chinesen und über 1000 Indiern. Diese Gemeinde unterstützt auch einige Missionare im Belgischen Kongo, die unter verschiedenen unabhängigen Gesellschaften arbeiten.

Von der Mennonitischen Brüdergemeinde sind „die Mennonitenbrüder in Christo" zu unterscheiden, die nicht wie die vorigen von der baptistischen, sondern methodistischen Seite stark beeinflußt sind und sich mit diesen Gemeinschaften stark vermischt haben. Obgleich die Zahl ihrer Gemeindeglieder in Nordamerika nur etwa 10 000 beträgt, haben sie doch Missionsunternehmungen in Afrika, in Indien und im nahen Osten begonnen. Von 28 durch sie ausgesandten Missionaren standen 1928 noch 21 in ihren Diensten.

Weiter ist die Zentralkonferenz der Mennoniten zu nennen. Sie hatten im Jahre 1935 in Nordamerika nur 3250 getaufte Gemeindeglieder, 1911 begannen sie ein Missionswerk im Belgischen Kongogebiet. Das Werk ist beständig gewachsen, sodaß sie 1926 dort 31 Missionare hatten. Sie haben dort Gemeinden mit zusammen 4145 Mitgliedern. Die „Wehrlosen Mennoniten" sowie die „wehrlosen Mennonitenbrüder von Nordamerika" unterstützen auch dieses Werk neben anderen Missionaren, die unter unabhängigen Gesellschaften arbeiten.

Die kleine Krimer Mennonitengemeinde mit weniger als 1200 getauften Gemeindegliedern hat 6 Missionare in der Mongolei.

Endlich ist noch die mennonitische Chinamissionsgesellschaft zu nennen, welche von verschiedenen mennonitischen Gruppen getragen wird, aber als Organisation unabhängig bleibt. Sie wurde 1901 von Missionar Bartel in China gegründet. Die Zahl ihrer Missionare wird schon 1922 mit 38 angegeben, die der getauften Gemeindeglieder mit 650.

Zum Schluß dieses kurzen Überblicks über die amerikanische mennonitische Mission müssen wir das vor kurzem begonnene Missionswerk unter den Lengua-Indianern im Paraguayischen Chaco erwähnen. Die Flüchtlingsgemeinden in der Kolonie Fernheim haben einen Missionsverband gegründet und unterstützen jetzt 3 Missionare in diesem Werk.

Ein anderer Zweig der Mission, der auch in diesem Bericht Beachtung finden muß, ist die Evangelisation oder Innere Mission, was

man auf englisch „Home Mission" oder „National Mission" nennt. Unter dieser Rubrik verstehen wir Stadtmissionen in der Hauptsache Diese Art Missionsarbeit ist durch verschiedene Umstände verursacht. Zum Teil sind es große und rasche Bevölkerungsverschiebungen, die in den letzten 50 Jahre in den Vereinigten Staaten wie in den anderen Weltteilen vor sich gegangen sind, besonders die Entwicklung der Großstädte und der Zug von dem Lande in die Stadt. Die zunehmende Industrialisierung eines Landes, das früher fast ausschließlich ein Agrarland war, ist natürlich ein Hauptgrund dieser Bewegung gewesen und ist es noch. Dann haben wir die großartige Einwanderung aus allen Staaten Europas gehabt, die jahrelang mehr als eine Million Menschen jedes Jahr nach unserer Küste brachte, zuletzt die etwas schwer assimilierbaren Völker Südeuropas. So haben die Christen Amerikas ein großes Missionsfeld vor ihrer Tür gefunden, hauptsächlich in den entchristlichten Arbeitermassen in den Großstädten. Als nun auch unsere Mennoniten mit den anderen in die Städte zogen, haben wir amerikanischen Mennoniten eine doppelte Aufgabe gefunden; erstens für unsere eigenen städtischen Glieder zu sorgen und zweitens Mission unter den Massen zu treiben. Als die Erkenntnis dieser Aufgabe völlig klar wurde, haben die verschiedenen Gruppen und Gemeinden überall Stadtmissionen angefangen, sodaß bis heute wohl über 100 solche Missionen bestehen, die zum Teil schon zu selbständigen Gemeinden entwickelt sind wie in Chikago, Los Angeles, Detroit usw.

Nachdem man unter uns mit der Mission im eigenen Lande angefangen hatte, hat man sich auch auf dem Land umgeschaut und verwahrloste Landgegenden gefunden, die auch das Evangelium brauchten, besonders in den Gebirgsgegenden in den östlichen Appalachian-Gebirgen sowie auch neuerdings unter den Mexikanern in den Süd-West-Staaten.

Auch der oberflächliche Beobachter der Zeitströmungen unter den amerikanischen Mennoniten muß einen starken Eindruck von diesem Erwachen (nämlich das starke Interesse in den geistlich-bedürftigen Teilen des eigenen Landes) bekommen, besonders wenn er zugleich der Veränderung in dem ganzen Gesicht des amerikanischen Mennonitentums gewahr wird, nämlich, daß das amerikanische Mennonitentum allmählich im Begriffe steht, von einer Agrar- oder Landgemeinde (mit einem etwas beschränkten Ausblick) in eine, wenigstens zum Teil, städtische Gemeinde überzugehen mit einem mehr kosmopolitischen Ausblick und einem offenen Auge für die Weltnöte unserer Zeit.

Die Mission hat das Mennonitentum in einem guten Sinne aus seinem Ecklein hinaus in die weite Welt gebracht mit all den wichtigen Folgen dieser Tatsache. Man befindet sich nun unter anderen ernsten Christen, die auch Mission treiben, mit denen man fast unwillkürlich Gemeinschaft in des Herrn Arbeitsfeld findet. Dadurch üben verschiedene nichtmennonitische Gruppen auf das Mennonitentum einen Einfluß aus. Schon 1910 sind Mennoniten auf der Weltmissions-Konferenz in Edinburgh, Schottland gewesen, wodurch auch diese Konferenz für das Mennonitentum eine große Bedeutung gewonnen hat. An vielen Orten im Ausland haben die mennonitischen Missionare Berührung gehabt mit der sogenannten „Glaubensmission", unter der Führung großer Männer wie Georg Müller von Bristol, England und Hudson Taylor in China. Der internationale Missionsbund

„The World Dominion Movement" in London fängt auch an unter uns Einfluß zu gewinnen.

Wir können heute noch nicht die Tragweite dieser neuen Einflüsse und ihre Bedeutung für unser amerikanisches Mennonitentum einschätzen, aber schon zeigen sich Resultate in neuen Methoden und Grundsätzen, die in der Missionsarbeit angewandt werden, wie z. B. in der Aufrichtung der neuen einheimischen Gemeinden unter den bekehrten Heiden in Indien, China und Afrika. Schon kann man Reflex-Einflüsse der neuen Missionsgemeinden auf die Muttergemeinden in der amerikanischen Heimat wahrnehmen. Die Zukunft hat im Auslande große Möglichkeiten in beiden Hinsichten und man darf wohl sagen, daß die Zukunft der mennonitischen Gemeinden in Amerika sicher von der Missionsarbeit stark beeinflußt und bedingt wird.

Zum Schluß möchte ich noch sagen, daß wir unserem lieben himmlischen Vater sehr dankbar sind, daß er unsere Missionsarbeit so geführt und behütet hat durch seinen Heiligen Geist, daß unsere Missionen immer noch die Botschaft des vollen Evangeliums des Heils in Christo Jesu nach der Schrift in den Vordergrund stellen und daß wir es als unsere Hauptaufgabe betrachten, ein Zeugnis für unseren gekreuzigten und auferstandenen Heiland und Herrn zu geben. Wir sind, Gott sei Dank, bis jetzt bewahrt geblieben von den verschiedenen Zeitströmungen des modernen und fast ungläubigen Christentums, die auf anderen Wegen und mit einer anderen Botschaft eine Art Kulturarbeit leisten, die von einem Missionswerk weit entfernt ist. Ich denke an solche Bewegungen wie, „The Laymens Missionary Inquiry", die vor kurzem ein neues Programm für die Weltmission angekündigt hat, worin sehr wenig von Christus zu finden ist. Unsere Missionare sind im Gegenteil durchaus evangelisch im Glauben und evangelistisch in Programm und Methode. Die Evangelisation bleibt noch immer die Hauptsache, obwohl in jedem Felde nach dessen eigentümlichen Charakter und Verhältnissen verschieden gearbeitet wird, vielleicht hier mehr mit der ärztlichen Mission, dort mit Industrie wie unter den Indianern in Paraguay und anderswo mit Missionsschulen. Außerordentliche Leistungen von einzelnen Missionen sind auch erwähnenswert, wie z. B. die hochgeachtete Übersetzung der Heiligen Schrift in zwei Indianerdialekten (Cheyenne und Hopi) von Missionar Petter und anderen in Nordamerika und die große und erfolgreiche Arbeit unter den Aussätzigen in Indien, wo zwei von unseren amer. Missionen die Hauptarbeit der großen internationalen „Mission to Lepers" leisten.

Möge der Herr unsere mennonitische Mission, die bis jetzt sichtlich unter seinem Segen gestanden hat, auch weiter führen, segnen und bewahren. Er gebe, daß unser Grundsatz in jedem Feld und in jedem Zweig der Arbeit immerfort der eine bleibe, alle unsere Bestrebungen zu dem einen Ziel zu vereinen, daß Christus der Gekreuzigte und nur er allein einer verlorenen und sündenkranken Welt vorgemalt und vorgehalten wird. Der Christus, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich", und der uns versprochen hat, „Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen".

In dem sich anschließenden Gedankenaustausch sprach Missionar Hermann Schmitt, der seinen Urlaub z. Zt.

in Europa verbringt, über seine Arbeit auf Java und Missionar Kuhlmann, der in China ein Missionswerk betreibt. Br. Chr. Neff, Weierhof brachte seine Freude über das Gehörte zum Ausdruck und legte ein ermahnendes und ermunterndes Wort für unsere Mission ein. Im Auftrag der Leitung des Kongresses teilte er mit, daß die Abhaltung einer vierten Weltkonferenz, und zwar in fünf bis sechs Jahren in Amerika beschlossen wurde, was die Versammelten mit freudiger Zustimmung begrüßten. Die A.D.S. wird zu gegebener Zeit die weiteren Schritte in dieser Angelegenheit unternehmen. Das Schlußwort der sehr warmen und einmütigen Aussprache hatte Br. P. R. Schroeder. Man schloß mit dem Liedervers „Gott ist die Liebe".

Nachmittags wurde das Thema behandelt: „Die Mennoniten und die Kultur". Zuerst sprach darüber Prof. Dr. C. Henry Smith vom Bluffton College, Kansas in Nordamerika.

Jede soziale Bewegung, gleichwohl ob politischer, ökonomischer oder religiöser Natur, ist bestrebt im Laufe ihrer fortschreitenden Entwicklung sich sowohl von den konservativen als auch den radikalen Auswüchsen zu befreien. Die französische Revolution hatte ihre „emigres" und ihre „sansculotes", der Sozialismus seine Opportunisten und Kommunisten, jede Partei hat ihren rechten und linken Flügel. Die große Religionsbewegung während der Reformationszeit war keine Ausnahme von dieser Regel. Und gebraucht man die Benennungen der europäischen politischen Parteien, so kann man wohl die Katholiken als den äußersten rechten Flügel, die Lutheraner und Reformierten als das gemäßigte Zentrum und die Anabaptisten als die ausgesprochen Radikalen den linken Flügel bezeichnen.

Es heißt ja wohl, daß im Laufe menschlichen Fortschrittes der Liberale von heute zum Konservativen der Zukunft wird. Die Anabaptisten oder Mennoniten, wie wir sie von jetzt an bezeichnen wollen, vertraten gewisse Lehren religiöser Toleranz und bürgerlicher Freiheit, die ihrer Zeit weit voraus waren. Sie können mit Recht die Vorkämpfer eines lang dauernden und blutigen Kampfes für religiöse Freiheit genannt werden.

Unter diesen so fortschrittlichen Lehren, die vor vierhundert Jahren zuerst von den Mennoniten vertreten wurden, ist die Lehre der religiösen Toleranz und der vollständigen Trennung von Kirche und Staat eine Lehre, die von den Behörden jener Zeit eben so sehr gefürchtet wurde wie in unserer Zeit der Bolschewismus. Für Jahrhunderte noch wurden Menschen gleichsam hineingeboren in zwei gewaltsame, alles umfassende und alles beherrschende Staatsorganisationen, die eine weltlicher, die andere geistlicher Art — den Staat und die Kirche. Freie Wahl der Zugehörigkeit aber zu der einen oder anderen gab es nicht. Ungehorsam gegen den Staat galt als Verrat; Ungehorsam gegen die Kirche war Ketzerei; und beides wurde mit dem Tode bestraft. Die Mennoniten jedoch bestanden darauf, daß die Kir-

che eine freiwillige Vereinigung der wirklich Wiedergeborenen sei; der Mensch habe geistlichen Zutritt zu Gott auch ohne die Vermittlung eines Geistlichen oder Universitätsgelehrten. Um dieses Glaubens willen sind Hunderte von ihnen auf die Scheiterhaufen getrieben oder verbannt worden. Männer wie Luther, Calvin und Zwingli haben gewiß Bedeutendes zum Fortschritt der Religion beigetragen, jedoch Gewissensfreiheit haben sie nicht gebracht. Das war das besondere Geschenk der Mennoniten.

Die freie Lehre von der vollständigen Trennung zwischen Kirche und Staat trieb die Mennoniten zu einer fast naiven Theorie über die Stellung und die Aufgaben einer weltlichen Obrigkeit im wirklichen praktischen Leben. Die Mennoniten waren keine Anarchisten, wie sie manchmal beschuldigt werden. Sie glaubten an eine weltliche Regierung und die biblische Forderung, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, befolgten sie wohl. Eine weltliche Regierung sei hier wohl nötig, aber sie sei nicht für Christen. Gott selbst habe beschlossen, das Böse zu bestrafen und das Gute zu beschirmen. Demnach gebe es zwei Reiche: das Reich dieser Welt und das Reich Gottes. In dieser Welt ist Gewalt erforderlich, um das Gute, an dem auch die Christen teilhaben, zu beschirmen; aber nicht so im Reiche Gottes.

Nach der alten mennonitischen Anschauung durfte kein Christ die Macht eines Magistrats ausüben. Es ist das, so möchte man wohl in unserer Zeit der religiösen Freiheit und politischen Demokratie sagen, eigentlich eine sonderbare und naive politische Philosophie, aber doch eine vollständig logische und unvermeidliche Forderung für jene Zeit der Unduldsamkeit, als Kirche und Staat noch eins waren. Da ein Magistrat religiöse Einigkeit zu erzwingen hatte, da er Männer und Frauen um ihres Glaubens willen auf dem Scheiterhaufen verbrennen mußte, konnte natürlich ein Christ, der als Mennonit für Gewissensfreiheit eintrat, schon logischerweise einen solchen Posten nicht bekleiden. Die Schrift jedoch verlangte Gehorsam gegen die weltliche Regierung. Wollte man also seine Zugehörigkeit zum weltlichen wie auch zum göttlichen Reiche in Einklang bringen, so war der einzig mögliche und logische Ausweg aus solcher verzwickten Lage derjenige, den die Mennoniten gewählt haben. Das starke Gefühl von einer anderen Welt, das für ihr ganzes Leben so charakteristisch war, und die Überzeugung, daß sie nicht zu dieser Welt gehörten, und dieses noch angereizt und verstärkt durch die schrecklichen Verfolgungen, die sie erdulden mußten, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß gerade das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem himmlischen und nicht zu dem weltlichen Reiche bei unseren Vätern so stark entwickelt war.

Mit dem Verschwinden des Zeitalters der Unduldsamkeit und mit der Lockerung der Bande, die Kirche und Staat zusammen hielten, hat solches Verhalten einer weltlichen Regierung gegenüber sich allmählich geändert, ausgenommen vielleicht in einigen Gegenden Amerikas, wo unter etlichen stark konservativen Gruppen unserer Gemeinschaft immer noch das Gefühl vorherrscht, daß die Kinder Gottes gar keinen Anteil nehmen dürfen an politischen Dingen, mit denen sich die Kinder dieser Welt beschäftigen.

Daß aber die Mennoniten Vorkämpfer in dem Ringen für religiöse Freiheit gewesen sind, kann nicht geleugnet werden. Der Kampf war ein langwieriger und bitterer. Erst nach der französischen Revolution hat die Welt im allgemeinen angefangen günstiger darauf zu

sehen, daß dem einzelnen das Recht zukomme, Gott nach den Forderungen des eigenen Gewissens zu dienen.

Wir in Amerika haben immer mit Stolz auf unser Land als das Land religiöser Freiheit hingewiesen und doch waren die Puritaner, die New England gegründet haben, nicht toleranter gegenüber religiösen Grundsätzen anderer als die Anglikaner. Noch vor dem amerikanischen Revolutionskriege wurde jede Kolonie längs der Atlantischen Seeküste, nur mit Ausnahme von Rhode Island, das von einem Baptisten und Pennsylvania, das von einem Quäker gegründet wurde, von einer Staatskirche beherrscht, die sich immer besonderer Vorrechte beim Staate erfreute und ungern andere religiöse Anschauungen duldete.

Auch in unserer Zeit gibt es noch in vielen Ländern Überreste besonderer Privilegien der vom Staate begünstigten Kirchen. Ohne auch noch Deutschland, Italien, Österreich und das übrige Europa zu erwähnen, haben in England die Bischöfe und Erzbischöfe der anglikanischen Kirche immer noch ihre besonderen Sitze im Oberhaus und das Parlament revidiert auch jetzt noch das Gebetbuch und schreibt die Art des Gottesdienstes vor. Selbst der König muß doch wohl ein Anglikaner sein. Alle religiösen Gebräuche und öffentlichen Zermonien sind das besondere Vorrecht dieser Kirche. Daß solche Einrichtung keine freie religiöse Machtausübung darstellen und kein Ausdruck einer freien und unvoreingenommenen Religion sein kann, wurde mir besonders klar im vorigen Sommer während einer Reihe von Vorlesungen, die der Erzbischof von York auf einer Konferenz christlicher Studenten in Amerika hielt. Nachdem nämlich der Bischof seine festgesetzten Vorträge gehalten hatte, richteten die Studenten an seine Gnade einige recht verflixte Fragen, wie sie nur forschende Studenten stellen können: über das Verhältnis von Kirche und Staat, Kirche und Krieg und Kirche und Politik. Der Erzbischof weigerte sich als Vertreter des Staates darauf einzugehen. Für einen Mennoniten ist eine Kirche, die neben dem Religiösen dem Politischen noch besondere Rücksichten schuldet, noch lange nicht die wahre Kirche Gottes.

In der guten alten Zeit, die jetzt so fern zu liegen scheint, als das Leben so sicher schien, als Demokratie und freies religiöses Denken für immer gesichert erschienen, in der glücklichen Zeit vor dem Kriege wollten wir schon annehmen, daß dieser Grundsatz religiöser Duldsamkeit, den die Mennoniten zuerst aufgestellt hatten, für den sie gekämpft, ja sogar den Tod erlitten hatten, eine nicht mehr zu bestreitende Frage sei. Der Kampf, so dachten wir, sei beendet. Die Welt hätte sich den Mennoniten genähert und Gewissensfreiheit sei nun eine feststehende Tatsache. Gewissensfreiheit als Prinzip dürfe auch nicht mehr bloß als ein besonderes Kennzeichen der Mennoniten angesehen werden. So dachten wir.

Heute sind wir darüber nicht mehr so sicher wie in jener Zeit vor dem Kriege. Mit dem Bestreben des kommunistischen Rußland jede Religion zu vernichten und mit der Einrichtung eines absolutistischen Staatswesens in vielen Ländern, welches den Staat weit über die Kirche erhebt, ja als das Allerhöchste selbst ansieht, sind wir in dem ernsten Bestreben nach Gewissensfreiheit wieder um hundert Jahre zurückgefallen. Selbst in den Vereinigten Staaten, dem berühmten Lande der Freiheit, hat das oberste Gericht vor einem Jahre entschieden, daß, wenn immer religiöse Bedenken eines einzelnen den

Beschlüssen des Staates zuwiderlaufen, der Staat höher zu setzen sei als das Gewissen des Individuums So ist es durchaus möglich, daß der Kampf um Religionsfreiheit, der für immer gewonnen zu sein schien, von neuem wird durchgekämpft werden müssen. Eins aber ist sicher, daß, solange Menschen leben, sie auch für die Freiheit des Gedankens und des Gewissens kämpfen werden.

Wenn auch die kleine Schar der Mennoniten als solche nicht direkt eine hervorragende Rolle in der Entwicklung religiöser Freiheit gespielt haben mag, Vorkämpfer darin sind die Mennoniten doch gewesen. Aber auch indirekt haben sie viel zur Gründung von sehr einflußreichen Organisationen beigetragen, die wenigstens in Amerika und England durchaus förderlich für die Hebung bürgerlichen und religiösen Lebens gewesen sind.

Die Baptisten, ein ganz bedeutender Religionskörper, die heute in Amerika allein zehn Millionen Mitglieder zählen, leiten ihre Geschichte ab von den Wiedertäufern des Festlandes und zwar von der Mennonitenkirche in Amsterdam. Und alle baptistischen Historiker betrachten Menno Simons als einen ihrer Begründer. Eine kleine Schar religiöser Flüchtlinge, die später die große englische Baptistenkirche gegründet hat, hatte sich auch um die Mitgliedschaft in der Amsterdamer Mennonitenkirche beworben, wurde aber nicht aufgenommen. Sie hat dann später nach nochmaliger Weigerung jenseits des Kanals, in England, ihre eigene Gemeinde gegründet, indem sie alle grundsätzlichen Prinzipien der Mennoniten festhielt, ausgenommen die Wehrlosigkeit. So ist die große englische Baptistenkirche begründet worden.

In demselben südöstlichen Teile von England, von wo die ersten Baptisten kamen, wurden auch noch andere separatistische Gruppen gegründet, die alle ihr Entstehen dem Einfluß der Wiedertäufer oder Mennoniten verdanken, die während des späten sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhunderts als holländische Flüchtlinge dorthin gekommen waren. Es war in der Nähe des Ortes, wo auch unsere eigenen Pilgerväter wohnten, welche die separatistischen Ideen dann auch nach Amerika brachten, von wo sie aber später durch die Unduldsamkeit der in Massachusetts, einige Meilen nördlicher, starkgewordenen Puritaner verdrängt wurden. Hier lebte auch Georg Fox, der Begründer der Quäkergemeinde, der eine Gemeinde gründete, die der mennonitischen so ähnlich war, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß eine sehr enge Gemeinschaft zwischen diesen beiden bestanden haben muß. Über die gegenseitigen Beziehungen dieser zwei Denominationen sagt Robert Barclay, ein führender Historiker der Quäker, indem er über die Ansichten bestimmter Mennoniten spricht, folgendes:

> „So nahe stimmen die Ansichten der Mennoniten mit denen von Georg Fox überein, daß wir gezwungen sind, ihn als den unbewußten Vertreter der Lehre, der Praxis und der Disciplinen der alten strengen Partei der holländischen Mennoniten zu betrachten."

Ungefähr aus dieser Gegend kamen auch Robert Browne und andere Begründer der heute in Amerika und England bekannten Kongregationskirche. Es kann wenig Zweifel darüber bestehen, daß die demokratische Kirchenverwaltung, religiöse Duldsamkeit und andere separatistische Grundsätze dieser Gruppe wie auch vieles in ihrem

Bekenntnis dem mennonitischen Einfluß in jener Gegend und von Holland, wohin diese Männer von Zeit zu Zeit verbannt wurden, zuzuschreiben ist.

Krongregationalistische Historiker stimmen darin überein, daß sie vieles in ihrem Bekenntnis und praktischen Gottesdienst den Mennoniten verdanken.

Also indirekt durch die Baptisten, Quäker, Kongregationalisten wie durch unsere eignen Pilgerväter hat der Einfluß holländischer Mennoniten im südöstlichen England und zwar unbewußt, aber doch stark, zur Entwicklung religiöser und bürgerlicher Freiheit in Amerika wie in England und, wohin auch immer diese großen freiheitsliebenden Gemeinschaften gekommen sind, beigetragen.

Eng verknüpft mit ihrer Weigerung, Gewalt zur Erzielung von Einstimmigkeit in Religionssachen anzuwenden, ist auch ihr Widerstreben Gewalt zu gebrauchen, wenn es sich um Schlichtung irgendwelcher Streitigkeiten oder Mißverständnisse unter einzelnen Personen oder ganzen Völkern handelte. Das Prinzip der Wehrlosigkeit war, wie sie glaubten, auf solidem neutestamentlichen Boden begründet „Widerstrebet nicht dem Übel; tut wohl denen, die euch hassen". Sie beriefen sich aber auch auf das Leben der frühen christlichen Kirche, bevor sie noch vom Staate abhängig und nach Konstantins scheinbarer Bekehrung militarisiert wurde. Schließlich war es auch rein psychologisch ein richtiger Grundsatz, daß nämlich Gleiches Gleiches gebärt, Haß brütet Haß und Böses kann nur durch Liebe und Wohlwollen überwunden werden.

Das Prinzip des Wohlwollens galt als die einzige Lösung aller individuellen und Gruppenstreitigkeiten, wo immer sie auch vorkommen mochten, sei es im Kreise der Familie oder innerhalb der Gemeinde, in der Kirche oder auch im Staate. Die ersten Mennoniten waren ganz gegen den Krieg und machten solches Verhalten zu einem Grundsatze ihrer Gemeinschaft, ein Grundsatz, der für ihr Heil ebenso notwendig und verpflichtend war, wie der Glaube an die Versöhnung oder irgend ein anderes fundamentales Prinzip ihres Bekenntnisses. Volle drei Jahrhunderte haben sie sich geweigert in den Krieg zu ziehen, wenn sie auch oft ganz widerspruchsvollen Ersatzdienst leisteten, der sich nur wenig von wirklichem Kriegsdienst unterschied. So steuerten seiner Zeit die holländischen Mennoniten Wilhelm von Oranien eine größere Summe Geldes bei, mit der er den Krieg erfolgreich fortsetzen konnte. Die Mennoniten an der Weichsel zahlten jährlich 5000 Taler an die Kriegsakademie in Kulm als Ersatz für Militärdienst. Und die amerikanischen kauften sich sogar während des Bürgerkrieges in Amerika ihre Männer, die an ihrer Stelle kämpften. Die Quäker, die einfach jede Anteilnahme am Kriege verweigerten, direkt und indirekt, waren darin viel folgerichtiger und treuer als die Mennoniten, um es auch nur gelinde auszudrücken.

Es ist auch merkwürdig, daß nicht die Verweigerung des Kriegsdienstes die Hauptursache der Verfolgungen während der früheren mennonitischen Geschichte gewesen ist, ausgenommen in der Schweiz, wo einberufene Soldaten von den Herrschern des Landes vermietet wurden, wo immer solche erwünscht waren, und so eine Einnahmequelle für den Herrscher bildeten. Sonstwo hatten die Mennoniten gewöhnlich keine Schwierigkeiten, sich vom Militärdienst zu befreien. Auch wurden ihre Gewissenseinwände gewöhnlich berücksichtigt und

als Anerkennung für irgend einen nutzbringenden Ersatzdienst, den sie dem Staate oder dem entsprechenden Herrscher leisteten, entschuldigt.

Zu jener Zeit war auch der Militärdienst noch lange nicht so schwierig wie heute. Die Armeen waren klein und immer leicht durch Freiwillige nachzufüllen. Soldatendienst war ein Beruf. Man kämpfte nicht für ein Vaterland, sondern um Geld, um zu plündern und auch aus Abenteuerlust. Vor dem Ende der französischen Revolution war eine allgemeine Rekrutierung noch gar nicht notwendig. Selbstgekrönte und verantwortungslose Herrscher waren oft froh den Dienst in der Armee durch irgendwelche wünschenswerte Arbeit ersetzen zu lassen; so durch die Urbarmachung wüster königlicher Ländereien oder den Aufbau einer neuen Industrie durch geschickte Arbeiter. So konnten arbeitsame holländische Mennoniten leicht vom Kriegsdienst befreit werden, wenn sie dafür den Königen in Preußen oder Polen deren Sumpfländer an der Weichsel trocken legten und besiedelten. Und als zweihundert Jahre später Friedrich der Große einige solche Versprechungen seiner Vorgänger vergessen hatte, bot Katharina von Rußland den Mennoniten in ihrem Lande dieselben weitreichenden Vorrechte an, die sie vorher in Preußen genossen hatten. Als aber die Zaren anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im ganzen russischen Reiche allgemeine Militärpflicht einführten und zuerst auch die Mennoniten miteingeschlossen hatten, wanderte ein Drittel derselben, etwa 18000 aus nach Amerika. Es waren natürlich die besonders Gewissensstrengen, die dann, eingeladen von der jungen und fortschrittlichen kanadischen Regierung, in Manitoba sich ansiedelten, wo allerdings für die ersten tausend Jahre noch kein Krieg zu befürchten war. Ein Teil derselben aber zog bis nach Kansas, wo ihnen ebenfalls die allergrößten Versprechungen, sowohl von den Staatsbehörden als auch von Eisenbahngesellschaften gemacht wurden, die natürlich das weite freie Land, in dem noch Herden wilder Büffel weideten, besiedelt und kultiviert haben wollten.

Heute ist die Wehrlosigkeit ein toter Buchstabe für die meisten der europäischen Mennoniten. Die Holländer waren die ersten, die bald nach der französischen Revolution von dem alten Grundsatze abwichen. Warum das geschah, darüber kann ich hier nicht urteilen. Mitte des vorigen Jahrhunderts folgten ihnen die meisten deutschen Mennoniten. Das Gesetz von 1868 erlaubte immer noch Ersatzdienst; ein solcher wurde aber nicht mehr von vielen Mennoniten gesucht. Während des Weltkrieges bewahrten nur noch die Rußländer das alte Prinzip, indem fast alle daselbst, wenn auch unter militärischer Aufsicht, so doch waffenlosen Sanitätsdienst leisteten.

Es bleibt jetzt für die amerikanischen Mennoniten, die alte Tradition fortzusetzen. In Amerika sind heute noch alle Mennoniten, gleich welcher Richtung sie auch angehören mögen, gegen jede Anteilnahme am Kriege. Die Ursache dafür ist leicht ersichtlich. Die amerikanischen Mennoniten sind, was diesen Punkt anbetrifft, eine ausgelesene Gruppe. Sie sind ja hauptsächlich gerade aus diesem Grund nach Amerika gekommen. Als in Rußland die allgemeine Wehrpflicht auch für die Mennoniten eingeführt werden sollte, wanderten gerade die am meisten gegen Waffendienst gestimmten Mennoniten aus nach den westlichen Ebenen Amerikas. Die früher Eingewanderten waren ebenfalls entweder wegen ihrer schweren Erfahrungen in einem durch Krieg verwüsteten Lande oder aus Furcht vor einem bevorstehenden

Krieg herübergekommen. Und so ist es verständlich, daß ein ganz entschiedenes Widerstreben gegen jeden Krieg sich zu einer ausgesprochenen Überzeugung bei allen amerikanischen Mennoniten entwickelt hat.

Auch ist die amerikanische Regierung sowohl in Kanada wie in den Vereinigten Staaten den Mennoniten in ihren Gewissensbedenken sehr entgegengekommen. Noch in jedem Kriege wurden allen besonders Gewissensstrengen spezielle Vorrechte gegeben. Während des letzten Weltkrieges waren laut Mobilisationsakt des Kongresses von 1917 alle diejenigen, die aus religiösen Gründen nicht am Kriege teilnehmen konnten, vom wirklichen Kriegsdienst befreit. Es wurde aber erwartet, daß sie irgend einen anderen waffenlosen Dienst leisteten.

Im großen und ganzen haben die amerikanischen Gemeinden, offiziell, wie auch ihrer Mitgliedschaft nach, an dem traditionellen Prinzip der Nichtteilnahme am Kriege festgehalten. Von den jungen Männern sind etwa 2000 einberufen worden. Nur sehr wenige davon leisteten aktiven Dienst. Ungefähr die Hälfte wählte einen waffenlosen Dienst wie Krankenpflege oder Büroarbeit. Die andere Hälfte, die Absolutisten, die jeglichen, auch den waffenlosen Dienst verweigerten, wurden die „conscientious objectors" genannt (die um des Gewissens willen sich Weigernden). Diese verweigerten sogar die Krankenpflege, wenn solche direkt mit der Kriegsmaschine verbunden war. Sie betrachteten es als dem Grundsatz der Wehrlosigkeit widersprechend für die Soldaten zu kochen oder für die Armee einen Lastkraftwagen zu führen, indem sie auch solchen Dienst dem wirklichen Waffendienst gleichstellten. Diese wählten den schweren Weg, die anderen den leichteren. Von den Unbeugsamen wurden etwa 300 in Gefängnisse geworfen für einen Zeitraum von 10—20 Jahren, alle aber bald nach dem Kriege wieder freigelassen.

Die kanadische Regierung war den Mennoniten gegenüber sogar noch mehr entgegenkommend als die Regierung der Vereinigten Staaten. Sie hielt alle ihre Verpflichtungen, die sie für die Rußland-Mennoniten von 1874 übernommen hatte, bis auf den Buchstaben. Von den Mennoniten in Kanada wurde nicht einmal ein waffenloser Dienst erwartet. Und auch die im Osten wohnenden Mennoniten Kanadas, auf die sich das Übereinkommen eigentlich nicht bezog, erfreuten sich desselben Vorrechtes.

Nun aber die Zukunft?

In Europa versucht gegenwärtig in Holland eine Gruppe mit allem Ernst wieder zu dem alten Standpunkt zurückzukehren. Als Amerikaner kann ich diese Entwicklung nur begrüßen und ihr viel Erfolg wünschen.

Auch in Amerika wird es in der Zukunft zweifellos schwerer werden, die Schwierigkeiten zu überwinden, die der Grundsatz der Wehrlosigkeit mit sich bringt. Erstens, einmal ist eine Demokratie, so unwahrscheinlich das auch klingen mag, oft weniger tolerant gegenüber Gewissensskrupeln als eine Autokratie. Während des letzten Krieges erlitt ein Gewissenserfüllter mehr vom allgemeinen Publikum als von der Regierung. Es ist auch bedeutsam, daß bei der jüngsten Auswanderung einiger Mennoniten aus Kanada, diese nur noch in solch rückständigen Ländern wie Mexiko oder Paraguay Aufnahme finden konnten. In Ländern, wo die Herrscher nicht weiter von der öffent-

lichen Meinung abhängig sind, kann immer noch eine Ausnahmestellung gewährt werden, besonders wenn irgend welche materiellen Vorteile wie die Besiedlung und Urbarmachung gewisser Ländereien in Betracht gezogen werden können. Diese letzten kanadischen Auswanderer suchten übrigens auch nicht Befreiung vom Militärdienst, sondern vielmehr das Recht in den Schulen ihre Muttersprache (Deutsch) pflegen zu dürfen.

Zweitens sind die Militärübungen, die gegenwärtig in Amerika auch in Lehranstalten aufgenommen werden, ein bequemes Mittel solche im Fall eines Krieges einfach für den aktiven Dienst zu gebrauchen. Dies war vielleicht auch eines der Mittel, durch die die Mennoniten in Europa um ihre Wehrlosigkeit gebracht wurden. Militärische Übungen in Friedenszeiten untergraben alle Aussichten für irgendwelche Ausnahmestellungen während eines Krieges.

Schließlich sind noch zu erwähnen die gefährlichen Lehren der auf das tausendjährige Reich sich gründenden prophetischen Bibelschulen, die auch von einigen unserer mennonitischen Predigtamtskandidaten besucht werden und die da lehren, daß Krieg und Kriegsgeschrei zur Herbeiführung des tausendjährigen Reichs vorgesehen sind und daß jegliches Widerstreben dagegen unbiblisch ist. Sie untergraben dadurch den Glauben an die Friedensidee, wie sie die Mennoniten vertreten.

Deshalb ist auch die Gründung eines vereinigten Predigerseminars für uns Mennoniten in dieser Zeit von größter Bedeutung, da sonst die Vorbereitung zum Predigtamt für unsere Jugend zu sehr unter fremden und oft unheilvollen Einfluß gestellt wird.

Die Mennoniten sind also Vorkämpfer gewesen in dem großen Ringen für eine kriegslose Welt. Diese Bewegung gegen den Krieg war vor einigen Jahren ins Riesenhafte gestiegen. In Amerika gibt es heute eine Million Anhänger kirchlicher Friedensorganisationen, die die Wehrlosigkeit als Grundprinzip angenommen haben und jede Teilnahme am Krieg ablehnen. Die Bundesvereinigung aller Kirchen (Federal Council of Churches), die die meisten protestantischen Kirchen des Landes umfaßt, hat den Krieg ausdrücklich als die vornehmste Massensünde der Welt gebrandmarkt. Achtzehn der größten Kirchenvereinigungen jenseits des Atlantischen Ozeans haben auf ihren allgemeinen Konferenzen wiederholt den Krieg verdammt und sind soweit gegangen, daß sie gelobten, nie wieder einen Krieg gutheißen oder rechtfertigen zu wollen. Ja in einigen Fällen haben sie sogar den streng mennonitischen Standpunkt angenommen und haben beteuert, daß sie auch nie wieder an einem Kriege teilnehmen würden.

55 Nationen haben den Pariser Friedenspakt unterschrieben, wodurch sie den Krieg als ein internationales Verbrechen geächtet haben. Die Nationalökonomen der ganzen Welt stimmen darin überein, daß der Krieg die größte ökonomische Torheit der Welt ist. Kein wirklich großer Staatsmann, weder in Europa noch in Amerika, wünscht den Krieg außer Mussolini, der da glaubt, daß der Krieg förderlich und notwendig sei für den Fortschritt der Menschheit und daß, wenn immer kein richtiger Grund für einen solchen vorliege, man ihn schaffen müsse. Ohne Zweifel war auch einer der Gründe für seinen Abessinischen Raubzug der, seinen Soldaten Übungsmöglichkeiten zu schaffen.

So scheint es dem amerikanischen Mennoniten, daß, weil der Krieg die größte aller Massensünden und die blödeste aller Torhei-

ten ist, er auch wie alle anderen Sünden und Torheiten behandelt werden müsse, nämlich durch absolute Nichtteilnahme. Den Mennoniten in Amerika scheint es, daß in Anbetracht solcher verstärkter Gefühle es sich doch lohnt, unsere traditionellen Prinzipien, die Menno Simons schon vor 400 Jahren vertreten hat, zu bewahren und die Wehrlosigkeit als das beste und einzige Mittel, die Welt von dem größten aller Übel zu befreien, bestehen zu lassen.

In der ganzen Welt sind die Mennoniten immer bekannt gewesen wegen ihres Fleißes, ihrer Sparsamkeit, Ehrenhaftigkeit und ihres überaus einfachen Lebens. Durch die Verfolgungen aus den Städten und stark besiedelten Zentren vertrieben, finden wir sie hauptsächlich in offenen Ländern und nur selten in Städten, ausgenommen vielleicht in Holland und im nordwestlichen Deutschland. So wurden sie Farmer, gute Farmer, die besten der Welt. Als Ende des 17. Jahrhunderts die ursprünglichen Bewohner der Weichselmündung sich über die sparsamen mennonitischen Bauern jener Gegend beklagten, daß sie die weniger strebsamen Einwohner verdrängten, erklärte der Marienburger Abgeordnete vor dem preußischen Landtag, indem er für die großen Landbesitzer, die viel durch die Anwesenheit der Mennoniten gewonnen hatten, sprach, folgendes: „Man erkennt sofort, ob ein fauler, betrunkener Bauer den Acker besorgt oder ein sauberer, fleißiger Mennonit!"

Nach Südrußland waren die Mennoniten, wie wir uns erinnern, eingeladen worden, um Musterfarmer für die eingeborenen Russen zu sein. Unter der Führung von Männern wie Johann Cornies verwandelten sich bald die kahlen Steppen am unteren Dnjeper in einen blühenden Rosengarten. Sie entwickelten eine Landwirtschaft, die zum wahren Stolz der Behörden wurde. Ernst Correll berichtet uns in seiner ausgezeichneten Geschichte der Mennoniten, daß in der Pfalz die Mennoniten zuerst wissenschaftliche Landwirtschaft einführten. Auch in Amerika zählten die Mennoniten zu den besten Farmern des Landes. Der Lancaster Bezirk in Pennsylvanien, der ein kleineres, aber stark besiedeltes Gebiet darstellt, hat ungefähr 25 000 Mennoniten, die in hundert verschiedene Gemeinden geteilt sind, und wird in dem vor einigen Jahren erschienenen Bericht des Departements der Landwirtschaft als die reichste Farmergegend in Amerika bezeichnet. Ohne Zweifel sind die Mennoniten die besten Landwirte der Welt.

Dagegen findet man in Holland und im Nordwesten von Deutschland die Mennoniten meistens in den Großstädten. Aus diesem Grund haben die Mennoniten dort auch mehr Einfluß auf die allgemeine Kultur und das politische Leben ihrer Zeit ausgeübt als ihre Brüder auf dem Lande. Auch hier zeigen sie als Führer der Industrie und des Handels denselben Geist des Fleißes und der strengen Aufrichtigkeit, der so charakteristisch für den mennonitischen Bauer geworden ist.

Einige Beispiele mögen hier genügen.

Die Seidenindustrie in Krefeld, die früher eine der größten Seidenindustrien war, wurde von einer mennonitischen Familie gegründet und mennonitische Geschäftsleute haben seither immer eine bedeutende Rolle im Leben der Stadt gespielt. Dasselbe gilt für die Textilindustrie in Gronau, wo die Familie van Delden bis heute eine ganz hervorragende Stelle einnimmt und die größte Textilindustrie Deutschlands leitet. Die Hamburger Mennoniten waren bekannt wegen ihrer erfolgreichen Geschäftsunternehmungen, besonders auch im Tief-

seefischfang, als der Walfischfang noch vorteilhaft war. Die Mennoniten von Amsterdam lieferten des Landes beste Finanz- und Geschäftsführer. Ende des 17. Jahrhunderts machte Jakob Telmer wiederholte Geschäftsreisen nach New York und legte so den Grundstein für die erste mennonitische Ansiedlung in der neuen Welt im Jahre 1683.

In Finanzkreisen, im Bankwesen, bei der Regierung und auch unter Gelehrten und Wissenschaftlern aller Art sollen die Mennoniten in Holland viel stärker vertreten sein, als ihrer geringen Zahl wohl zukommen würde. Im wirtschaftlichen und kulturellen Leben Hollands nehmen die Mennoniten eine ähnliche Stellung ein wie die Quäker in England.

In der Vergangenheit zog es die Mennoniten mehr zum praktischen Leben als zu den freien Künsten. Es gibt aber auch da einige große Namen, auf die sie ein Anrecht haben, so unter anderen Vondel, der holländische Dichter des 17. Jahrhunderts und Suderman, der deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts; Rembrandt, der Maler und Spinoza, der geächtete jüdische Philosoph, werden ja auch gelegentlich mit Mennoniten in Beziehung gebracht, können aber nicht als zu ihrem Glauben gehörig bezeichnet werden.

In Amerika haben die Mennoniten das Kulturleben nicht so direkt beeinflußt wie im Norden Europas. Hier wohnten sie zerstreut auf dem Lande, nur wenig der höheren Bildung zugetan, oft auch mit Verdacht erfüllt gegen die sündige Welt. Gelegentlich aber hat doch ein junger Mann, der besonders strebsam war und ein festes Ziel im Auge hatte, seinen Heimatort verlassen und es oft zu gutem Erfolg gebracht. Aber solche verließen dann gewöhnlich ihre Mutterkirche.

Unter den Männern, deren Vorfahren nicht mehr als zwei Generationen zurück, Mennoniten waren und die eine hervorragende Rolle im politischen und kulturellen Leben Amerikas gespielt haben, ist ein Empfänger des Nobelpreises vor zwei Jahren, der jetzt ein angesehener Professor an der Universität Chikago ist, zwei Gouverneure, mehrere Bundessenatoren, zahlreiche Kongreßmitglieder, Juristen, einige Millionäre, ein weltbekannter Schokoladefabrikant in Amerika, der vor einigen Jahren 60 000 000 Dollar für eine Erziehungsanstalt stiftete, viele Leiter von Industrien, großen Geschäften, College- und Universitätsprofessoren an vielen Universitäten des Landes. Die meisten davon sind allerdings keine Mennoniten mehr, doch können wir nicht umhin anzunehmen, daß sie ihren großen Erfolg, wenigstens teilweise, den von den Vätern ererbten Tugenden verdanken. Fleiß, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und besonders die große Schlichtheit und Einfachheit, das sind die Tugenden, die so charakteristisch für die alten Mennoniten geworden sind. Heute jedoch leben wir im Zeitalter großer Änderungen. Die mennonitische Jugend geht in Scharen auf die Universitäten. Unsere eigenen drei mennonitischen Colleges zählten voriges Jahr zusammen etwa 800 mennonitische Studenten. Und so beginnt die neue Jugend ihren Einfluß bemerkbar zu machen auf allen Gebieten des Lebens.

Die Zeit gestattet mir nur einige Beispiele dieser grundlegenden mennonitischen Tugenden zu geben, wie sie durch Jahrhunderte bewahrt und weitergegeben wurden. Was könnte aber charakteristischer sein für das schlichte und anspruchslose Leben der Mennoniten, als ihre unscheinbaren und einfachen Andachtshäuser, wie man sie

auf dem Lande und in der Stadt vorfindet, ohne Turm und Glocke und ohne bemalte Fenster. Wer würde wohl auf dem Wege durch die Singel vermuten, daß die unansehnliche Tür an der Straße mit der Nummer 452 der Eingang ist zu dem schlichten Raum, in dem die größte zweitälteste und ohne Zweifel wohlhabendste und einflußreichste mennonitische Gemeinde der Welt sich versammelt, zu der auch einige der fähigsten Finanziers, die einflußreichsten politischen Führer und die erleuchtetsten Gelehrten der Stadt Amsterdam wie auch der ganzen Nation gehören.

Die hohe Achtung vor einem unbescholtenen Leben findet man immer noch unter Mennoniten in ganz besonderem Maße. Menno Simons war kein Philosoph und auch kein besonderer Theologe. Die aufs Haar durchforschten und durchleuchteten Begriffstheorien der führenden Theologen beachtete er kaum. Dagegen kritisierte er seine Gegner scharf ob ihres unreinen Lebenswandels und ihrer eitlen Habsucht. Noch immer haben Mennoniten einen hohen moralischen Lebenswandel befürwortet, ganz besonders auch im Familienleben. Ich kenne die Verhältnisse unter den europäischen Mennoniten nicht, doch von Amerika kann ich bezeugen, daß, soweit ich auch unter Mennoniten herumgekommen bin und so gut ich sie kenne, mir nicht ein einziger Fall von Ehescheidung bekannt geworden ist.

Hat Menno Simons auch heute noch eine Botschaft für die Welt? Ganz gewiß! Religiöse Freiheit ist heute mehr gefährdet als je zuvor. Noch nie hat die Welt mehr nach Frieden verlangt als gerade in dieser Zeit. Und dennoch gehen wir ganz bestimmt einem Kriege entgegen. In der sittlichen Wertschätzung von Lauterkeit, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit ist die Welt weit zurückgesunken seit 1914. Die Gefahr für das Eheleben, die sich aus dem russischen Kommunismus und der leichtgemachten Ehescheidung in Amerika ergibt, bedroht und untergräbt unser ganzes soziales und religiöses Leben.

Freiheit und Friede, Lauterkeit, Einfachheit und Ehrlichkeit sind heute ebenso unentbehrlich wie vor vierhundert Jahren.

Die Mennoniten haben solche Tugenden ganz besonders gepflegt. Doch haben sie wohl ihre Pflicht, solches der Welt kundzutun, so ganz erfüllt? Wohl kaum. Laßt uns aber hoffen, daß durch Weltkonferenzen wie diese eine erneute Hingabe für den Glauben der Väter entstehe und daß ein frischer, begeisterter Entschluß geboren werde, das Evangelium der Liebe und der Gerechtigkeit, das unsere Väter besaßen, auch heute wieder kräftiger zu fördern und in die Welt hinauszutragen.

Dasselbe Thema behandelte als zweiter Redner Ds. F. Kuiper, Alkmar.

Zur näheren Bestimmung des Themas sei folgendes gesagt: Unter „Kultur" wird hier das Resultat der bewußt angewandten menschlichen Arbeit verstanden. Hierunter sind also nicht nur Kunst und Wissenschaft zu suchen, sondern vor allen Dingen auch das ganze Gebiet des ökonomischen und sozialen Lebens, wie dieses in Gesellschaft und Staat in dauernd wechselnden Formen an das Licht tritt. Was die „Taufgesinnten" anbelangt, wird hierbei nur an die Gruppen gedacht, die — wie die Niederländischen Taufgesinnten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts — vor dem Gesetz

gleiche Rechte und im Zusammenleben mit ihren Volksgenossen dieselben gesellschaftlichen Lebensbedingungen haben.

Die Taufgesinnten haben ihre Rechte als Staatsbürger anerkannt und davon Gebrauch gemacht. Sie haben Staatsämter angenommen, wenn diese ihnen angeboten wurden, und haben sich auch darum beworben. Nicht nur allgemeine Arbeit im Staatsdienst leisteten sie dabei, sondern auch die Verwaltungsfunktionen (bis ins Ministeramt), die Richterwürde, ja selbst das Militärkommando haben sie übernommen. Dabei blieben sie der Sitte ihrer Vorväter treu und lehnten den Eid ab, wobei sie sich in ihrem Gewissen nicht weniger verpflichtet sahen, die ihnen aufgetragene Aufgabe im Volksleben zu erfüllen. Ihrer politischen Überzeugung nach sind die Taufgesinnten vielfach liberal und demokratisch gewesen, wobei fast jede politische Strömung, die im Volksleben aufkam, auch Taufgesinnte in ihrer Mitte hatte. In den Niederlanden zum Beispiel wird wohl jede politische Partei — und deren gibt es hier recht viele — auch eine Anzahl Taufgesinnter unter ihren Wählern zählen (Kommunisten und Anarchisten, aber auch Faschisten und Nationalsozialisten). Im Gesellschaftsleben haben sich die taufgesinnten Bauern und Kaufleute, früher vielleicht durch besonderen Fleiß und Sachkenntnis und durch außergewöhnliche Ehrlichkeit ausgezeichnet. Jetzt unterscheiden sie sich nicht nennenswert von ihren Fachgenossen unter den anderen Protestanten und den Außerkirchlichen (dagegen mit diesen zusammen von den Römisch-Katholischen), wie auch die taufgesinnten Ärzte, Lehrer, Arbeiter und Arbeitslose in Lebensweise und Arbeit von ihren Fachgenossen nicht zu unterscheiden sind. Die Taufgesinnten sind gewöhnliche Bürger, die meistens zur „besseren Hälfte" gehören, aber sich keineswegs besonders auszeichnen. Vom Familienleben der Taufgesinnten wäre dasselbe zu sagen.

Als Gemeinden erkennen die Taufgesinnten diesen Zustand als normal an. Sie sehen es als ihre Aufgabe an, das innere religiöse Leben ihrer Mitglieder zu stärken und zu fördern. Dabei erwartet man allgemein, daß diese dadurch für das Zusammenleben geschickter und brauchbarer werden. Die Zugehörigkeit zur Gemeinde gilt als ein Zeichen des „Anstands" und wird schon darum von manchen Eltern für ihre Kinder als erwünscht geachtet. Die praktische Frömmigkeit sieht man mit der Verwendbarkeit im gesellschaftlichen Leben eng verknüpft. Gerade durch die stark verbreitete Abneigung von dogmatischen Betrachtungen wird eine Tugendhaftigkeit vielfach stark betont, welche vor allen Dingen darin besteht, daß man gesetzlich verbotene Handlungen unterläßt. Die von der Obrigkeit erwiesene Hilfe und ihr Schutz werden von den niederländischen Taufgesinnten dankbar anerkannt und die durch sie auferlegte Lasten — die sehr mäßig sind — werden gelassen getragen.

In der Encyklopädie „Religion in Geschichte und Gegenwart" wird von den niederländischen Taufgesinnten berichtet, daß sie die Aufrichtung eines bedeutenden Zweiges der sozialen Fürsorge: „Gemeinnutz" („Tot Nut van het Algemeen") veranlaßt haben. Außerdem könnten allerlei kulturelle und gesellschaftliche Einrichtungen genannt werden, denen viele Taufgesinnten ihre besten Kräfte weihten und noch weihen, was für sie ein Ausdruck ihrer taufgesinnten Eigenart ist. Einen beherrschenden Kulturfaktor stellen sie damit nicht dar, aber sie helfen, daß viel Wertvolles entsteht und erhalten bleibt.

Es muß jetzt die Frage gestellt werden, ob die Taufgesinnten hiermit getan haben, was sie als Christen und als christliche Gemeinde zu tun hatten. Haben sie hiermit ihren Auftrag erfüllt? Sind sie auf dem guten Weg?

Zweierlei fällt uns hierbei auf. Erstens eine höchst bedenkliche weltgleichförmige Selbstzufriedenheit, die vielfach mit einem gewissen Pharisäismus verbunden ist. Zweitens fehlt das Verständnis für die Kulturkritik des Evangeliums. Selbstverständlich kommen diese beiden Erscheinungen auch bei anderen christlichen Gemeinden vor. Aber das Mit-schuldig-sein anderer macht uns nicht unschuldig und — das besonders — wir Taufgesinnten haben nun einmal immer besonders das praktische Leben im Christentum betont. Darum sind unsere Aufgaben, wie die unserer Gemeinden, auch schwerer.

Müssen wir nun den Weg der Absonderung einschlagen? Wenn die Welt uns um unseres Glaubens willen von ihrer Gemeinschaft ausschließt, dann müßten wir diese Absonderung anerkennen. Andernfalls ist sie nicht erlaubt (Joh. 17, 15 ff.). Außerdem wird die Gefahr der Selbstzufriedenheit bei einer Absonderung eher gestärkt als geschwächt, wenn eine Gemeinschaft Gläubiger sich ganz absondert. — Sollten wir dann nach einer Aufrichtung äußerer Kennzeichen in Kleidung und Lebensweise streben? Besteht dabei nicht die Gefahr, daß die Aufmerksamkeit von der Hauptsache auf die Nebensache gelenkt wird und so mehr Böses als Gutes entsteht? Ein bestimmter Lebensstil kann wertvoll sein als Ausdruck eines bestimmten Glaubenslebens, aber wehe uns, wenn die Flagge die Ladung nicht deckt. Mögen wir bewahrt bleiben vor absichtlicher Einfach-tuerei. Wir können es als eine Fügung Gottes betrachten, daß Er uns mitten in die allgemeine Menschengemeinschaft geführt hat.

Es kommt aber darauf an, daß wir die Kulturkritik des Evangeliums verstehen lernen. Unsere Väter können uns dabei nicht ohne Einschränkung Vorbilder zur Nachfolge sein, wohl aber kann ihre Lebenshaltung uns den Blick schärfen. Dabei müssen hier drei Punkte genannt werden:

a) Die Unwahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit des Kulturlebens ist ein Greuel vor Gott. Darum dürfen wir nicht schwören, sondern müssen auch vor allen Dingen positiv der Ehrlichkeit im Umgang mit Menschen nachstreben.

b) Die Gewalttätigkeit des militaristischen Systems ist für das christliche Gewissen mehr als je unerträglich geworden. Wenn die großen kirchlichen Gemeinschaften dem gegenüber schweigen, müssen wir Taufgesinnte erkennen: Die Verweigerung der Teilnahme am Kriegsdienst kann aus Glaubensgehorsam geboten sein.

c) Der gesellschaftliche Zustand, in dem der eine auf Kosten der Lebensmöglichkeit des anderen lebt, steht im Widerspruch mit dem Geist des Evangeliums. Im Blick darauf ist das Streben nach sozialer Gerechtigkeit geboten.

Das Gesagte ist ein Zeugnis von einem niederländischen Taufgesinnten. Unsere Bruderschaft vertritt keinen gemeinsamen Standpunkt in den Fragen, die mit dem Thema: „Die Taufgesinnten und die Kultur" zusammenhängen.

Die Vorträge führten zu einer regen Aussprache, nachdem mit warmen Worten Br. Fritz Gerber aus Langnau die Grüße der schweizerischen und Br. Fr. Goldschmidt, Basel die Grüße der französischen Mennoniten übermittelt hatten. Hervorzuheben ist der Einwand von Dr. Snoek, Einhoven, das Evangelium sei nicht kulturkritisch, wie es Ds. Kuipers Vortrag darstellt, sondern wegen der eschatologischen (endzeitlichen) Haltung der ersten Christen kulturverneinend. B. H. Unruh bestritt das kurz: das Evangelium sei weder weltselig noch weltflüchtig und ein Evangelium ohne Eschatologie wäre ein Evangelium ohne Perspektive. — Hans Zumpe aus Lichtenstein beleuchtete die weltentsagende Haltung der Bruderhöfe als eine zeitgemäße Forderung alttäuferischer Grundsätze. — Br. Dyck II, Ladekopp vertrat die Meinung des deutschen Mennonitentums, das den Völkerfrieden mit allen aufrichtigen Christen ersehnt, aber der Obrigkeit auch in der Wehrpflicht gehorchen und an Opferbereitschaft keinem Volksgenossen nachstehen will.

Noch einmal kam man am Abend zusammen, um eingehendsten Bericht über das große gegenwärtige Hilfswerk an den aus Rußland geflüchteten Mennoniten entgegenzunehmen. Der Vorsitzende des Taufgesinnten Emigranten Büros Ds. S. H. N. Gorter, Rotterdam, nahm zuerst das Wort.

Die Hilfsarbeit und die Auswanderung.

Die holländischen Mennoniten haben bereits verschiedene Male Glaubensbrüdern geholfen, die in Not waren. Der Vortrag Prof. Kühlers auf dem Kongreß in Danzig ließ uns noch einmal begreifen, welche Hilfe sie im vorigen Jahrhundert den flüchtenden schweizerischen und deutschen Mennoniten brachten. Und auch in den verflossenen 15 Jahren haben sie an der Not der anderen etwas mitgetragen. Einerseits kann hiervon gesagt werden, daß sie dies taten als am wenigsten Beteiligte, weil sie nur sehr weitläufig mit den leidenden russischen Brüdern und Schwestern verwandt waren. Andere waren mit diesen durch enge Stammverwandtschaft verbunden und beabsichtigten mit durch ihre Hilfe diesen Stamm am Leben zu erhalten, viele waren sogar ihre Blutsverwandten. Für die niederländischen Mennoniten ist es gewiß von großer Bedeutung gewesen, daß ein Teil der Leidenden ihre Vorväter hier hatten, aber mehr hat es zweifellos gegolten, daß die, die in ihrem besten Besitz bedroht waren, ihre Glaubensgenossen waren. Andererseits kann von der niederländischen Hilfeleistung gesagt werden, daß sie bis auf einzelne Ausnahmen nur Gaben in Geld gekostet hat und keine Opfer an Zeit und Lebenskraft.

Wir Niederländer sind bei der Hilfsarbeit — leider — immer etwas in der Ferne gestanden, was jedoch nicht besagen will, daß wir daran nicht von ganzem Herzen teilgenommen hätten. Unsere Bruderschaft hat wohl eingesehen, daß sie auch hierin eine Aufgabe zu erfüllen hat.

In den Tagen nach Danzig ist unsere Hilfe in der Tat noch mehr von der Ferne aus geschehen als vorher. Die Gruppen von Flüchtlingen, die seit 1924 durch Holland, hauptsächlich durch Rotterdam, gezogen sind, erschienen nicht mehr. Nur eine Familie war noch anwesend, die teils aus Mölln kam und teils aus Rußland freigekauft war, die wir direkt versorgten, und als diese im Januar 1934 nach Brasilien zog, hatten wir keinen persönlichen Kontakt mehr mit den Flüchtlingen. Doch darum schwand unser Interesse für Brasilien nicht. Es hatte angefangen beim Verlassen der ersten Gruppe von Hamburg, wo der verstorbene Bruder de Jong noch zugegen war, und hat sich fortgepflanzt bis zum heutigen Tage. Dies ist nach Danzig wohl die bedeutendste Arbeit unseres Büros gewesen. Einzelheiten davon brauche ich hier nicht zu nennen, sie sind Ihnen aus Peter Klassens Bericht deutlich geworden. Es mag wohl gesagt werden, daß wir hier in Holland bei unseren vielen Beratungen auch unser Teil zu tragen bekommen von den inneren Schwierigkeiten, die die Kolonie dort erlebt, aber daß wir unsere Hilfe gebracht haben im Vertrauen, daß diese doch mit der Zeit überwunden werden mögen. Die Bruderschaft hat durch ihre Gaben, die zum Teil für die bekannten Kuhkarten eingesammelt wurden, uns eine großartige Unterstützung ermöglicht. Bis jetzt konnten wir Brasilien reichlich 82 000 Gulden zukommen lassen.

Auch für Paraguay interessierten wir uns regelmäßig, obwohl es nicht unsere zugewiesene Aufgabe war. Und in der Tat dadurch, daß wir den Harbinern, die zur Hälfte dorthin zogen, viele Male geholfen und auch die Kosten für ihre Reise teils bestritten haben. Sie baten um reichlich 20 000 Gulden. Und in Le Havre fand mit der letzten Gruppe derer, die nach Paraguay auswanderten, eine Begegnung statt, die uns unvergeßlich bleiben wird. Konnte ich in Mölln und Hamburg einen großen Eindruck bekommen von der Persönlichkeit Heinrich Martins, der soviel für Brasilien bedeuten sollte, so fiel mir in Le Havre die einfache Erscheinung von Jakob Siemens auf, der jetzt Oberschulze in Paraguay ist. Und es liegt Grund für die Annahme vor, daß dieser persönliche Kontakt in der Arbeit wertvoll war und noch sein wird.

Daß das dritte Gebiet der Kolonisation, woran wir teilhatten, Kanada, uns ferner liegt, läßt sich nicht verkennen. Es ist schon so lange her, daß wir den letzten Auswanderern auf der Maas bei ihrer Ausreise dorthin Lebewohl sagten. Trotzdem blieb der Kontakt mit Rosthern. Und es war uns eine Freude durch den Ertrag unserer Weltkollekte, die 19 000 Gulden betrug, kurz nach Danzig die uns teilweise bekannten Kolonisten noch einmal beschenken zu können.

In Mexiko sind nur wenige Einzelne, die uns bekannt sind, übrig geblieben. Aber gerade von diesen erhalten wir noch regelmäßig Bericht und dies wahrlich nicht nur deshalb, weil zwei Familien dort noch eine kleine Schuld an uns abzutragen haben.

Doch ist hier nicht nur von Auswanderung zu sprechen, sondern auch von Hilfsarbeit in anderem Sinne. Ich denke an die in Deutsch-

land Zurückgebliebenen, die sich manchesmal an uns wendeten und an die kanadische Ecke in Mölln, dem Ort derer, die lange warten mußten.

Wir konnten diesen beiden Gruppen zusammen 27 000 Gulden schenken. Aber gewaltiger beherrschte unsere Vorstellung und unsere Barmherzigkeit die bleibende Not in Rußland, von der Hunderte von Briefen regelmäßig berichten. So sorgten wir für viele Sendungen und Pakete, die einigermaßen Linderung bringen sollten. Aber gerade das Bewußtsein, hier teilweise helfen zu können, zeigte sich in dieser Arbeit oftmals hemmend, die bei einigen hinter mehr erbauliche Arbeit zurückgesetzt wurde. Doch gaben wir für Pakete noch 35 000 Gulden aus. Sie mögen ihr Teil dazu beigetragen haben, den Mut bei den Unsrigen aufrecht zu erhalten und vielleicht auch etwas zu behalten, was bei einem möglichen Wiederaufbau in Rußland von Wert sein kann.

Das ist nur eine kurze Wiedergabe dessen, was die holländischen Mennoniten durch Mittel unseres Büros und auch wohl durch einzelne außerhalb in den abgelaufenen sechs Jahren geleistet haben. Nicht um das Materielle in den Vordergrund zu schieben, sondern vom geschichtlichen Standpunkt aus ist es wichtig zu wissen, daß unsere Bruderschaft für diese Arbeit in sechs Jahren mehr als 200 000 Gulden ausgegeben hat. Und das in einer Zeit, wo auch in unserem Lande und in unserer Gemeinde viel Not anklopft. Hier ist wohl Veranlassung zur Dankbarkeit, daß sie dazu befähigt war.

Wir wissen außerdem, daß damit diese Arbeit nicht beendet ist. Oftmals sind wir so naiv gewesen und haben geglaubt einen Strich unter unsere Rechnungen und Berichte ziehen zu können. Jetzt wissen wir es besser. Wir leben in einer Welt, die noch lange Jahre einem schweren Streit anheimfallen wird und wer weiß, ob nicht unsere Mennoniten wieder in Not kommen werden. Dr. Quiring gibt dem letzten Abschnitt seines bedeutsamen Buches über Paraguay den Titel: „Wanderschaft ohne Ende". Es wird öfters gesagt, daß das Wandern dem Mennoniten im Blute liegt und seine religiöse Anschauung bringt es mit sich. Und wo dies geschieht, wird die mennonitische Bruderschaft einen Hilferuf nicht abschlagen, sondern auch darauf zu antworten wissen. Aber sogar ohne neue Auswanderung werden Brasilien und Rußland beide noch unsere Hilfe gebrauchen können und ich darf hier das volle Vertrauen äußern, daß wir in Mennos Land nicht zurückstehen werden. Denn wir wissen, daß mehr als ein wenig Barmherzigkeit von Menschen erwartet wird, daß es sich vielmehr darum handelt, daß wir ein altes Pfand bewahren, das Gott uns anvertraut hat.

In drei wichtigen gesonderten Sitzungen, an denen Vertreter aller amerikanischen und europäischen Organisationen teilnahmen, wurde über das Hilfswerk gründlich beraten und beschlossen in Karlsruhe eine Zentral-Vertrauensstelle zu schaffen, deren Leitung in die Hände von Prof. Lic. B. H. Unruh gelegt wurde, der bis jetzt der tatsächliche Vertrauensmann der verschiedenen Mennonitenkomitees war, formell aber nur das Komitee

in Rosthern und von Fall zu Fall das Zentralkomitee in den U.S.A. vertrat. Die Regelung der mit dieser Stelle verbundenen geldlichen Angelegenheiten wurde dem Kassierer des Rotterdamer Komitees, Herrn C. S. Altmann, übertragen.

Als Vertreter des amerikanischen Hilfswerkes sprach Prof. P. C. Hiebert, Sterling, Kansas, der Vorsitzende des M. C C. (Mennonitisches Central-Comitee) über:

Hilfswerk und Kolonisation der Mennoniten seit 1930.

Gelegenheiten Gutes zu tun und andern zu helfen sind uns vom Herrn erteilte Vorrechte. Der Herr erzieht uns, indem er uns viel Gelegenheit gibt, um an unsern Mitmenschen Gutes zu tun. „So lasset uns nun Gutes tun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören." In Kürze betrachten wir nun, was vom Standpunkte der Mennoniten der U. S. A. hat können getan werden seit der großen Konferenz in Danzig.

I. Hilfeleistungen.

In den bald sechs Jahren, die verflossen sind seit der Danziger Konferenz, haben keine so große Spenden gegeben werden können, wie das seinerzeit für Rußland und Mitteleuropa geschah, doch in unserer bescheidenen Weise haben wir als Mennonitenvolk der U. S. A. dem Herrn und seinem Volke etliche Dienste tun dürfen. Nur einiges sei erwähnt.

In unserer engeren Heimat hat man hie und da in den Distrikten, die besonders von der Depression und der großen Dürre betroffen worden waren, helfende Hand dargereicht. Nach Kanada, wo es besonders unter den jüngst Eingewanderten vielfach an Kleidern mangelte, haben wir wiederholt solche hinschicken dürfen; ebenso sind auch Kleider nach Südamerika von unsern Brüdern in den östlichen Staaten gesandt worden. Bedeutende Mengen getrockneten Obstes haben die Geschwister von der Westküste zur Übersendung nach Paraguay beigesteuert. Die darbenden Flüchtlinge in Harbin, China, hat man verschiedene Male bedacht. Man hat beigesteuert, das Mennonitenheim in Deutschland zu unterhalten; ebenso hat man aus den U. S. A. etwas mitgeholfen zur Deckung der Kosten des Unterhalts und der ärztlichen Behandlung gewisser, der Krankheit wegen in den Übergangslagern zurückgehaltener Geschwister. Für die Splitterfamilien ist etwas getan worden. Nach Paraguay hat man gegeben zum Unterhalt der Ankömmlinge, speziell sind Beiträge gespendet worden zur Unterstützung des Hospitals in Philadelphia (Paraguay), zum Aufbau der Zentralschule, für den Krankenfonds, auch einige Gaben zur Ermutigung etlicher treuer Diener am Wort. Geld ist geschickt worden an Gruppen armer Flüchtlinge in China und anderen Ländern Asiens, ebenso auch an arme Familien in Mexiko und Kanada. Für

die Mennoniten in Brasilien ist von uns aus weniger getan worden; denn wir betrachteten diese Ansiedlung als unter der besonderen Hut der lieben Brüder in Holland stehend. Weiter soll nicht unerwähnt bleiben, daß sehr bedeutsame Summen nach Rußland geschickt worden sind, wohl meistens um den darbenden Geschwistern daselbst die Möglichkeit zu schaffen durch den „Torgsin" mit amerikanischem Geld Nahrung und Kleider zu kaufen. Anfangs wurde dieses Geld wohl zum großen Teil durch die mennonitische Hilfsaktion in Deutschland übermittelt, später aber meistens direkt durch die American Express Company. Der privaten Gaben von Freund zu Freund, der vielen Gebete und der heißen Tränen, welche hier nicht erwähnt werden können, wird von dem zuverlässigen Buchführer des Himmels gedacht werden.

II. Kolonisation.

Die große Übersiedlung der aus Rußland flüchtenden Mennoniten nach Kanada, Paraguay und Brasilien, und in kleineren Gruppen nach den Vereinigten Staaten und nach Mexiko, wurde schon auf der Hilfs-Konferenz in Danzig vor beinahe sechs Jahren behandelt. Heute befassen wir uns daher nur mit den Nachzüglern und mit der Befestigung der Ansiedlungen. Wir betrachten die Frage näher unter dem Namen der Länder, in welchen die Ansiedlung sich befindet.

a) Paraguay.

Der schwere Druck und die Angst des Herzens trieb unser Volk nicht nur über Moskau und Deutschland aus Rußland, sondern überall, wo eben Gelegenheit war zu entfliehen, verließ man mit leeren Händen die väterliche Scholle mit allem, das da lieb und wert war, froh, wenn man auch nur mit dem nackten Leben davon kam. Laut eines Berichtes von Dr. Isaak, welchen der Herr scheinbar zur Erhaltung seiner Volksgenossen voraus nach Harbin gesandt, sammelten sich Flüchtlinge, welche in vielen Entbehrungen, öfters unter unbeschreiblichen Leiden in Nacht und Kälte, den weiten Weg durch die kalten Einöden Sibiriens gekommen waren, in der Hoffnung, in der chinesischen Stadt Harbin einen Bergungsort zu finden. Wenn man liest, was diese Leute willig waren zu wagen und zu leiden, gibt es uns einen schwachen Einblick in die unerträglichen Verhältnisse, welchen sie in Rußland preisgegeben gewesen sein müssen. Die Flüchtlinge kamen in kleinen und größeren Gruppen in den Jahren 1928—1930, bis ihre Zahl in Harbin auf beinahe 800 gestiegen war. Nach dem Jahre 1931 gelang es nur ganz wenigen aus Rußland zu entfliehen.

Die Gruppe wurde durch Dr. Isaaks freundliche Vermittlung zusammengehalten und dadurch gerettet und durch Gelder, welche wohl meistens aus den Vereinigten Staaten und Kanada kamen, unterhalten. Doch sehr bald zeigte sich die Notwendigkeit und zugleich auch der starke Wunsch zur möglichst baldigen Abwanderung. China wollte die Leute los sein, ebenso gerne wollten die Flüchtlinge fort und in ein Land, wo ihnen Gelegenheit geboten werden könnte, ihre eigene Existenz zu schaffen. Durch die Freundlichkeit und Leutseligkeit einiger höherer Beamten in Washington gelang es trotz beschränkender Einwanderungsgesetze und starker Vorurteile des amerikanischen Volkes, etwa 215 dieser Armen in den Vereinigten Staaten unterzubringen. Zu

ihrer Anerkennung wäre zu sagen, daß die meisten von diesen prompt genug ihre Reiseschuld abzahlten, sodaß dasselbe Geld schon wieder benutzt werden konnte, um mitzuhelfen bei der Übersiedlung ihrer Leidensgenossen nach Südamerika. Im Jahre 1932 durfte die erste Harbin-Gruppe von etwa 373 Seelen nach Paraguay gebracht werden, wo ihre früher aus Rußland gekommenen Brüder sie nach Kräften aufnahmen und willkommen hießen. Die zweite und letzte Harbin-Gruppe von 184 Seelen durfte im Frühjahr 1934 die Reise nach Südamerika antreten und sich teilweise in Brasilien und teilweise in Paraguay ansiedeln. Ihre vielen Beschwerden und Schwierigkeiten und die sehr freundliche Hilfe, welche diesen zwei Gruppen bei der Durchreise in Europa entgegengebracht wurde, sind Euch allen wohl bekannt. Des Raumes wegen darf es hier nicht weiter ausgeführt werden.

b) Die Befestigung der Paraguay-Kolonie.

Gekommen aus großer Trübsal in Rußland, freundlich nach Christi Sinn in Mitteleuropa behandelt, durch größere Spenden von Europa und Amerika ausgerüstet zur Ausstattung eines bescheidenen Haushalts; getröstet, ermutigt und in Dorfgemeinden organisiert, fuhren die Tausende durch die Güte der deutschen Regierung auf Kredit über den blauen Ozean, um in dem noch unbewohnten Chaco unter glühenden Sonnenstrahlen eine neue Heimat zu gründen. Daselbst hofften sie ihr täglich Brot nebst Kleidern und Obdach zu erwerben, um dann in Ruhe ihres Glaubens zu leben und ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. Was Ihr, Brüder, hier in Europa unter der Anleitung von den Brüdern Unruh und Bender an und für diese Glaubensgenossen geleistet habt, ist zu uns in Amerika hinübergeschallt, doch alles weiß allein der liebe Gott, in dessen Namen Ihr geliebt und gearbeitet habt.

Von Amerika hatte man den genialen G. G. Hiebert, welcher in Rußland mit den Traktoren manches geleistet hatte, nach Südamerika gesandt, um die Ankömmlinge dort zu begrüßen, sie in der Übersiedlung nach dem weit im Land gelegenen Chaco zu leiten und ihnen dort bei dem schweren Anfang mit Rat zur Seite zu stehen. Als Pioniere kamen sie dort an und fanden 1500 Meilen von der Küste Land, das durch die Jahrtausende von der wirkenden Hand des Menschen unberührt geblieben war. Obdach herstellen, Brunnen graben, Brot herschaffen, Vieh erwerben, Siedlungsgebiete aussuchen, Dörfer anlegen, Kirchen und Schulen erbauen und einrichten, Verkehrswege herstellen und sich zu einem unabhängigen Volk, welches Aussicht auf Fortbestand hat, zu organisieren, alles dies stand ihnen bevor. Im Jahre 1931 sandten wir von Amerika unsern bewährten Br. Orie O. Miller hinüber, der ihnen in vielen Dingen behilflich war und ihnen auch Anleitung gab zur Schaffung eines Kooperativa, durch welche die geschäftlichen Angelegenheiten der Kolonie geregelt werden sollten.

Doch sollte unsere Kolonie noch durch manche Kämpfe gehen; denn zu den erwarteten Schwierigkeiten gesellte sich alsbald das Problem, wie man sich den tropischen Verhältnissen und dem veränderten Lebensweg anpassen konnte. Ganz anders wie in Europa hat man hier zu wirtschaften und das muß alles gelernt werden. Bald schwebten auch drohende Kriegswolken über ihrem Haupte, indem ihr Adoptivvaterland mit einem Nachbarstaat ums Dasein kämpfte. Der Kriegs-

schauplatz war zuweilen so nahe, daß man den Kanonendonner hören konnte, daß größere Trupps von Soldaten durch die Dörfer marschierten und die Flugzeuge über sie hinweg brausten. Einmal ist es wohl sogar vorgekommen, daß man die Zentrale zu Philadelphia beschossen hat, doch ohne viel Schaden anzurichten. Dann gesellten sich bald anhaltende Dürre, Raupen und Heuschrecken zu den Hindernissen und nicht am wenigsten beschwerlich wurden etliche unruhige Geister in der Gemeinde, welche mit begehrenden Augen nach andern Ländereien ausschauten und drohten die Kolonie zu verlassen. Dies alles neben Misgriffen in der Leitung, welche ja nicht ausbleiben, machten die Anfangsjahre der Kolonie recht schwer; doch der Herr hat bisher in allem geholfen. Die Kolonie besteht noch und ist auf dem Wege ein selbständiges Volk zu werden, das eine Zukunft hat.

Wohl sollte man erwähnen, wie man bald Elementarschulen einrichtete, sodaß allen Kindern Gelegenheit geboten wurde, dieselben zu besuchen. Unter der Mithilfe des M.C.C. hat man auch schon eine Zentralschule errichten können zur Ausbildung neuer Lehrkräfte. Durch den strebsamen Geist der Siedler und die Mithilfe der Regierung hat man bereits bedeutende Fortschritte in der Erlernung der Landessprache machen können. Gotteshäuser für den gegenwärtigen Bedarf hat man überall errichtet, so daß die Pflege des geistlichen Lebens nicht notleiden darf. Sonntagsschulen und Singstunden, in denen man geistliche Lieder übt, helfen mit das Höhere und Edlere im Leben zu entfalten. Drei Kirchengemeinschaften sind organisiert und, wiewohl Meinungsverschiedenheiten nicht ausbleiben, so arbeiten die Gruppen doch zusammen unter der Leitung des Komitees für kirchliche Angelegenheiten.

In wirtschaftlicher Hinsicht leitet die Kooperativa den Absatz von Produkten und den Ankauf notwendiger Sachen von außerhalb der Kolonie. Dieselbe wurde auf Anraten des M.C.C. geschaffen und unter der Anleitung von Orie O. Miller, welcher die Kolonie 1931 besuchte, organisiert. Sie operiert meistens noch mit dem Kapital des M.C.C., doch hat sie der Kolonie schon Bedeutendes geleistet um dieselbe zusammenzuhalten und ihr das Bewußtsein und den Stempel der Einheit zu verleihen. Alle geschäftlichen Angelegenheiten des M.C.C. mit der Kolonie werden jetzt durch den Oberschulzen und die Kooperativa geführt; auch vertritt die Kooperativa die Kolonie bei der Regierung.

Größere Probleme, die noch der endgültigen Lösung harren, beziehen sich meistens auf die Abzahlung der Schuld für die Reisekosten an die deutsche Regierung, für die Ausstattung zum Ackerbau und für die Erwerbung des Landes. Die Deutsche Regierung hat bis jetzt Geduld gezeigt, die Eigentümer des Landes haben bis jetzt noch keine Anzahlung gefordert und die Wohltätigkeitsorganisationen, denen man die Ausstattung schuldet, üben christliche Nachsicht. Der vorgesehene Plan ist, alle diese Schulden mit der halben Ernte abzuzahlen, und zwar so eingeteilt, daß ein Sechstel der Einnahmen von außerhalb der Kolonie für die Reiseschuld geht, ein Sechstel für die Schuld an das Hilfskomitee und ein Sechstel zur Abzahlung der Schuld auf dem Lande. Der schwebende Landkaufkontrakt, welcher der Kolonie zur Annahme unterbreitet worden ist, umfaßt folgende Hauptpunkte: der Preis des Landes ist berechnet worden auf Dollar 3.00 den Acker (etwa Dollar 7.00 pro Hektar). Dann stellt sich jede Wirtschaft von 100 Acker auf Dollar 300.00 abzuzahlen in jährlichen Zahlungen von

einem Sechstel der Einnahmen von außerhalb der Kolonie, davon geht $^1/_{12}$ immer zur Abzahlung am Stamm und $^1/_{12}$ zur Deckung der Zinsen, doch wenn immer dieses eine Zwölftel die 5% Zinsen übersteigt, geht das Übrige auf den Stamm der Schuld, und wenn dies ein Zwölftel weniger ist als die mit 5% berechneten Zinsen, dann deckt es doch alle Zinsen für das Jahr; dazu hat man jedem Dorfe eine Wirtschaft von 100 Acker für Schule und Kirche geschenkt. Bis jetzt hat noch wenig in der Schuldentrichtung getan werden können, außer daß das Komitee auf das Schuldkonto etliche male Kredit gegeben hat für Summen, die die Kolonie für das Hospital, für die Zentralschule und für andere gemeinnützige Zwecke aufbrachte.

Auf politischem Gebiete hat die Kolonie, so weit uns bekannt ist, das Wohlwollen der Regierung genossen. Auch zur Zeit des schweren Krieges, welcher alle dienstfähige Mannschaft des Landes beanspruchte, hat man die Mennoniten in ihren Rechten bezüglich der Freiheit vom Kriegsdienst unbelästigt gelassen. Im ganzen sind sie auch von den Soldaten, welche durch die Kolonie marschierten, nobel behandelt worden, und wo Schaden gemacht worden war, hat die Regierung solchen später ersetzt. In diesem letzten Winter ist eine neue Regierung gebildet worden, die ebenfalls freundlich und willig ist, in verschiedener Hinsicht entgegenzukommen, besonders auch in der Abrechnung der Landschuld an auswärtige Eigentümer.

Mexiko.

Wiewohl seine Kultur älter ist als die der U.S.A., so ist Mexiko zwar ein reiches, aber dennoch unentwickeltes Land. Es gewann für unser Volk Bedeutung, als in den Jahren 1922—1924 nahe an 10 000 Mennoniten aus Kanada ihre Heimat daselbst fanden. Der damals herrschende Präsident hatte ihnen Sprachfreiheit, volle Religionsfreiheit, Schulfreiheit, und Freiheit vom Militärdienst für alle Zeit verheißen. In den großen Auswanderungsjahren aus Rußland gesellten sich zu ihnen etliche hundert Rußlandmennoniten, welche sich jedoch in abgesonderten Gruppen ansiedelten. Diese letzteren fanden manches Gute, doch im großen Ganzen waren Klima, Volk, Sprache und wirtschaftliche Verhältnisse in diesem Südland fremd. Dazu fühlten sie sich stark nach Kanada gezogen, wo so viele ihrer Glaubensgenossen unter gewohnten Verhältnissen eine Heimat gefunden hatten. Folglich zogen sie, mit einigen wenigen Ausnahmen, meistens solcher, welchen die Einreise in Kanada der Gesundheit wegen verweigert wurde, durch die Vereinigten Staaten nach Kanada, woselbst sie sich unter den vielen Freunden und Bekannten mehr zuhause fühlten. Etliche Familien fanden auch in den U. S. A. eine Heimat. Die wenigen rußländischen Mennoniten, die noch in Mexiko sind, stehen in Gefahr sich unter dem Volke daselbst zu verlieren.

Die kanadischen Mennoniten haben in den Jahren ihres Weilens in Mexiko manche schwere Erfahrungen durchgemacht. Zuerst hatten sie großen Verlust an Vermögen durch Betrug und unsichere Bankanlagen; dann war es auch schwer, ihre Wirtschaftsideen den Verhältnissen des neuen Landes anzupassen und später hat der Mangel an Regen wiederholt Fehlernten verursacht. Diese Verhältnisse wurden in den ersten Jahren bei einigen Grund zur Rückwanderung nach Ka-

nada, doch blieb die Mehrzahl im Lande und lernte allmählich sich den Verhältnissen anzupassen, scheinbar freudig willig ihres Glaubens und ihrer Sitten wegen den Verlust natürlicher Vorteile zu ertragen. Mit der Zeit haben die Verhältnisse sich so gestaltet, daß die meisten ihr gutes Fortkommen haben und gewillt sein werden, der wirtschaftlichen Verhältnisse wegen gerne dort zu bleiben.

In einer andern Hinsicht fühlen sie sich aber jetzt sehr enttäuscht; denn ein neuer Präsident und eine neue Regierung hat die früher gewährten Vorrechte und Privilegien als gegen die Konstitution verstoßend erklärt. Jetzt zwang man sie ihre eigenen Lehrer durch mexikanische zu ersetzen, spanisch zu lernen und alle Religion aus der Schule zu entfernen. Dazu kamen noch andere Regierungsbestimmungen, welche ihre sozialen Gebräuche und Sitten zu bestimmen versuchten und ihnen in religiösen Übungen unwillkommene Beschränkungen bereiteten. Die Folge war ein starker Drang zur Auswanderung, womöglich zurück nach Kanada. In einem Brief schreibt ihr Ältester, Isaak Dyck: „Wir werden wohl wieder den Wanderstab ergreifen müssen." Doch wohin? Die Gesinnung fanden wir bei unserem Besuche sehr geteilt, viele wollen zurück nach Kanada, andere haben ihr Auge auf Paraguay gerichtet, woselbst schon eine größere Gruppe ihrer Landsleute und Glaubensgenossen vor etwas mehr als zehn Jahren sich ansiedelten und seitdem ungestört ihres Glaubens haben leben dürfen. Bald nach der Jahreswende gewährte die mexikanische Regierung wieder mehr Schulfreiheiten, doch weil viele kein Vertrauen auf dieses neue Entgegengommen setzten, blieb dennoch eine starke Gesinnung für Auswanderung. Als M.C.C. stehen wir mit ihnen im Verkehr, um mit Rat und Tat behilflich zu sein, wenn sie sich zu einer neuen Wanderung entschließen sollten. Ob das Mennonitenvolk in Mexiko Zukunft hat, ist fraglich und wird von der Entwicklung der Verhältnisse abhängen. Von der größeren, sogenannten „Alten Kolonie", welche noch mit der Kanadischen Regierung um gewisse Privilegien in Verhandlung steht, haben wir noch nichts Bestimmtes erfahren; doch gerade vor meiner Abreise erhielt ich von dem Gemeindevorsteher der Sommerfelder Gruppe die Nachricht, daß wenigstens ihre Kolonie von etwa 1500 Seelen entschlossen ist, wenn ihnen dort dieselben Rechte und Privilegien gewährt werden, die ihre früher angesiedelten Glaubensgenossen genießen, nach Paraguay zu ziehen. Sie warten auf Antwort von der Regierung in Paraguay.

Zuletzt redete Bischof David Toews, Rosthern, der hochverdiente Leiter des Kanadischen Hilfswerks, über „Hilfswerk und Immigration."

Auf der Hilfskonferenz in Danzig anno 1930 konnte berichtet werden, daß Kanada ungefähr 20 000 Immigranten aus Rußland erhalten habe. Seit der Zeit sind von der Canadian Pacific Eisenbahngesellschaft wohl noch 200 herübergebracht worden und während der ganzen Zeit seit 1923 bis 1930 sind von der Canadian National Eisenbahn etwa 800 herübergebracht worden, so daß im ganzen wohl 21 000 Immigranten nach Kanada gekommen sind.

Wenn nun schon auf der Konferenz in Danzig darauf hingewiesen werden mußte, daß wir in Kanada schwere Zeiten durchleben, so

sind die Verhältnisse nachher noch schwerer geworden. Die allgemeine Depression wirkte sich sehr zum Nachteil für unsere Bestrebungen aus. Trotzdem ist auch in diesen Jahren manches erreicht worden.

Zurückstellungsunkosten.

Auf jener Konferenz wurde auf Vorschlag von Bruder Gorter der Beschluß gefaßt, daß alle Mennonitengemeinden in der Welt gebeten werden, im November 1930 eine Kollekte zu veranstalten, um die Zurückstellungsunkosten, durch welche unsere Organisation belastet worden war, decken zu helfen. Es kamen infolge dieses Beschlusses von folgenden Ländern Spenden ein, wie folgt:

Holland	Dollar	7 894.81
Deutschland	„	3 201.23
Frankreich	„	585.70
Polen	„	40.00
Nord-Amerika (im ganzen)	„	6 622.08
	Total Dollar	18 343.82

Es kam also nicht genug, um die ganze Summe zu decken, und da haben wir die Summen auf die einzelnen Posten verteilt, immer so, daß die Familien, von denen wir glaubten, daß sie zahlen könnten, weniger Hilfe bekamen und die, welche nicht gut zahlen konnten, etwa Alte oder sonst Schwache, mehr Hilfe auf ihre Rechnung erhielten. Manchen konnte die Rechnung ganz bezahlt werden. Ich möchte hiermit den Brüdern in Europa unsern herzlichsten Dank aussprechen für ihre rege Beteiligung an diesen Kollekten.

Siedlungen.

Wie ich das auch auf der Konferenz in Danzig berichtete, hatten wir damals die Gelegenheit gehabt, unsere Immigranten auf fertigen Farmen anzusiedeln und zwar mit vollem Zubehör. Durch die schweren Verhältnisse in den letzten Jahren haben recht viele ihre übernommenen Farmen verlassen müssen, da sie mit der Schuld nicht fertig werden konnten, und haben kleinere Anwesen übernommen oder sind in manchen Fällen in die Stadt gezogen, wo sie versuchen ihren Lebensunterhalt mit Handarbeit zu verdienen. Wenn schon alteinsäßige Farmer nicht fertig werden konnten auf ihren Farmen bei den schwachen Ernten und niedrigen Preisen, so ist es wohl verständlich, daß diejenigen, welche ohne jegliches Vermögen und noch mit Schulden auf die Farmen gingen, ebenfalls nicht in allen Fällen fertig werden konnten. Es dürften wohl 50% von denen, die damals Farmen übernahmen, von ihren Farmen heruntergegangen sein, um sich anderswo, in manchen Fällen unter großen Schwierigkeiten, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Viele unserer Immigranten lösen sich leicht los von ihrer Scholle, wenn ihnen die übernommenen Verpflichtungen zu drückend erscheinen. In vielen Fällen kann ein Wechsel gerechtfertigt sein, in manchen andern Fällen können wir die Verantwortung für den Wechsel nicht übernehmen.

In einem freien Lande, wie Kanada es ist, ist es schwer irgend eine Kontrolle auszuüben. Wir müssen uns schon darauf beschränken, Rat zu erteilen, wo dieser gewünscht wird, und Hilfe zu leisten, wo diese notwendig und möglich ist.

Wir haben ja auch jetzt in unserer Board eine Siedlungsbehörde und es ist gelungen Siedlungsmöglichkeiten zu finden und unsere Leute anzusiedeln. Aber sehr wirkungsvoll kann unsere Siedlungsarbeit nicht sein, weil wir eben finanziell zu schwach sind.

Unterstützung.

In vielen Fällen sind unsere Immigranten, die ihre Farmen verlassen haben, zum Teil auch verlassen mußten, in die Städte gegangen und es ist zu bedauern, daß von diesen manche Unterstützung von der Regierung annehmen, wie ja auch viele andere kanadische Bürger es mußten in der letzten Zeit. Wir haben Ursache diese Tatsache zu bedauern. Es wäre schöner, wenn wir unsern Armen selbst helfen könnten. Aber dieses ist in den letzten Jahren nicht möglich gewesen. Und weil die Regierungsunterstützung ja aus den Steuern kommt, die auch die Mennoniten zahlen müssen, glaubten wir, nachdem unsere Leute fünf Jahre im Lande waren, ihnen nicht verwehren zu können, diese Unterstützung anzunehmen. Das Problem der Arbeitslosigkeit bleibt auch für Kanada ein schweres Problem, für alle Klassen der Bevölkerung, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß ein niedrigerer Prozentsatz von Mennoniten Regierungsunterstützung erhält, als von andern Klassen.

Deportation.

Auf eines müssen wir natürlich besonders achten, nämlich, daß keiner unserer Immigranten innerhalb von fünf Jahren nach seiner Ankunft dem Staate zur Last fällt; nach fünf Jahren können sie eingebürgert werden, oder, wenn nicht, haben sie Wohnrecht in Kanada und können nicht mehr deportiert werden. Soweit uns bekannt sind bis jetzt nur vier Einzelpersonen und eine Familie deportiert worden. Zwei von den Einzelpersonen wurden deportiert wegen Verbrechen und wir glaubten da nicht Einspruch erheben zu dürfen. Einer wollte nach Deutschland zurückgesandt werden und einer wurde nach Rußland zurückgesandt, ehe wir darüber Nachricht erhielten. Dann war hier eine Familie, die in Deutschland Bürgerrechte hatte und hier nicht fertig werden konnte. Sie wollte durchaus nach Deutschland zurück und wir gaben schließlich nach.

Nervenkranke.

Für unsere Nervenkranken müssen wir die Unkosten bezahlen und haben das bis jetzt auch tun können. Die ersten Jahre bezahlten wir die Unkosten in den Nervenheilanstalten aus Kollekten in den Vereinigten Staaten und Kanada. Als die Gelder anfingen spärlicher zu fließen und die Zahl der Kranken sich vermehrte, organisierten sich unsere Leute in den verschiedenen Provinzen zur Selbsthilfe und besteuerten sich mit 5 C. monatlich, in einer Provinz auch mit 10 C. monatlich, pro Person von 16 bis 60 Jahren. Und obwohl wir in allen Provinzen wohl über 20 Nervenkranke haben, haben wir noch immer die notwendigen Gelder aufbringen können um die Unkosten zu bezah-

len. Nachdem unsere Immigranten fünf Jahre im Lande gewesen sind, können sie nicht mehr deportiert werden und sie finden dann Aufnahme in den Nervenheilanstalten unter den allgemeinen Regeln. Übrigens gehen wir jetzt stark mit den Gedanken um, eine eigene Anstalt zu gründen, wo harmlose Nervenkranke ein Asyl finden könnten.

Hilfe in Kanada für sonstige Arme und Kranke.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß ungefähr 7000 oder 8000 unserer konservativen Brüder aus Kanada aussiedelten nach Mexiko und Paraguay. Sie wollten die Kontrolle über ihre Schulen behalten und in denselben nur Deutsch unterrichten. Die Regierung verlangte auch englischen Unterricht. Da verließen die Wohlhabenderen dieser konservativen Gemeinden Kanada und ließen die ärmeren Leute zurück. Als dann die schweren Verhältnisse eintraten, hatten diese keinen Halt und fielen bald der allgemeinen Wohltätigkeit zur Last. Viele von diesen kamen auch zu uns um Hilfe und, soweit es uns möglich gewesen ist, haben wir auch da Hilfe geboten.

Aus den Vereinigten Staaten sind jetzt schon zwölf Jahre lang jährlich große Sendungen von Kleidern für unsere Armen in Kanada gekommen. Es ist vielleicht nicht zu hoch gegriffen, wenn wir sagen, daß durchschnittlich wohl an 15 000 Pfund Kleider jährlich zu uns herüberkamen. Und wir durften wohl jährlich 500 bis 600 Familien mit Kleidern helfen. Diese Hilfe ist wohl in erster Linie für unsere Immigranten gedacht. Aber wir haben in den letzten Jahren keinen Unterschied machen können, wir halfen da, wo wir glaubten, daß es notwendig war. Wir hoffen zuversichtlich auf bessere Verhältnisse und erwarten, daß wir recht bald mit unsern Problemen in Bezug auf Hilfeleistung fertig werden können.

Auch an Geld haben wir Hilfe erhalten. Von der Relief Board (Hilfskasse) der Allgemeinen Konferenz von Nord-Amerika erhielten wir monatlich Dollar 200.00 bis vor drei Jahren, seither haben wir Dollar 100.00 monatlich erhalten und haben dadurch manche Not lindern können. Wir sehen uns auch für die Zukunft noch manchen schweren Problemen gegenüber, aber wir hoffen, daß der Herr, der soweit geholfen, auch weiter helfen wird.

Reiseschuld.

Wie es ja wohl bekannt ist, erhielten wir von der Canadian Pacific Ry. Co. einen Kredit von etwa zwei Millionen Dollar. Darauf haben wir bis jetzt bezahlt Dollar 1 085 000.00, es bleiben auf den Stamm noch etwa Dollar 840 000.00. Die Zurückstellungsunkosten, die wir noch nicht bezahlen konnten, sind darin eingeschlossen, Zinsen sind aber nicht mit eingeschlossen. Die Direktion der Eisenbahngesellschaft hat Geduld mit uns gehabt, doch hoffen wir, daß die Verhältnisse sich bessern werden und daß wir dann auch weiter werden namhaft abzahlen können. Möchte es doch gelingen, mit der Zeit die ganze Schuld zu bezahlen!

Geistliche Versorgung.

In den 12 Jahren ihres Dortseins sind etwa 47 Kirchen erbaut oder erworben worden, die größten Kirchen wohl mit einem Aufwand von Dollar 6000.00 und die kleinsten, besonders in den holzreichen Gegenden, mit einem Kostenaufwand von ungefähr Dollar 200.00 oder

300.00. Die Prediger werden aus den Gruppen und Gemeinden gewählt und viele unter ihnen arbeiten sehr treu in der Seelsorge trotz großer Armut und schwerer Arbeit für den Unterhalt ihrer Familien.

Die Allgemeine Konferenz von Nord-Amerika tut sehr viel, um die geistliche Versorgung unserer Immigranten möglich zu machen. Es werden monatlich namhafte Summen an uns gesandt, die wir an Reiseprediger und an besonders arme Prediger verteilen dürfen. Durch die Reisepredigtarbeit wird viel Gutes gewirkt, besonders auch, weil sich unsere Immigranten so sehr zerstreut ansiedeln mußten. Sie mußten eben das Land nehmen, wo sie es finden konnten.

Auch die Brüdergemeinde arbeitet sehr treu unter ihren Gliedern sowie allgemein in unserem Volke. Und wir glauben, daß durch die Reisepredigtarbeit im allgemeinen sehr viel Gutes gewirkt wird unter denen, die unter so schweren Verhältnissen einen neuen Anfang im Leben machen mußten.

Rußlandhilfe.

Unser Hauptproblem bleibt die Not in Rußland. Die Hungersnot hält an, besonders unter der Landbevölkerung, aber auch in den Städten. Sie ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht eine Ausnahmeerscheinung, sondern Regel. Viele Millionen Menschen sind bereits verhungert, viele sind in die Verbannung nach dem Norden bei Archangels, nach den Solowetzky Inseln im Weißen Meer und nach dem nördlichen Sibirien sowie in das Innere Asiens und in das Uralgebirge verbannt worden, wo sie in den Wäldern Holz schlagen und für den Weltmarkt fertigstellen müssen oder in den Minen arbeiten müssen bei sehr geringem Lohn und sehr mangelhafter Ernährung. Die Verbannung bedeutet wohl in den meisten Fällen das Todesurteil für die Betreffenden.

Wir haben uns nun in Kanada bemüht, in Rußland Hilfe zu leisten, soweit es unsere Kräfte erlaubten. Um aber wirksam helfen zu können, glaubten wir, daß es unsere Aufgabe sei, die Regierungen um Rat und Hilfe zu bitten.. Nach der Konferenz in Danzig sprachen wir bei dem Auswärtigen Amt in London vor und hatten wir die Gelegenheit, mit dem Beamten, der es mit russischen Angelegenheiten zu tun hat, zu sprechen. Er empfing uns ja freundlich, sagte uns aber, daß sie sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates mischen dürften, besonders wenn es sich um Leute handelt, die nicht britische Bürger sind.

Wir sprachen dann auf der Heimreise in unserer kanadischen Hauptstadt, Ottawa, vor, erhielten aber auch da keine Ermutigung. Später schrieben wir wiederholt an unsern damaligen Premierminister Mr. Bennett, Er antwortete erst nach dem zweiten Brief und erbat sich weitere Informationen. Diese sandte ich ihm und das war das Ende von der Sache.

Später sprachen wir bei der Regierung in Washington vor und erhielten auch dort keine ermutigende Antwort. Man fragte nach manchem und wir versuchten zu antworten, aber uns wurde auch von dort keine Hilfe. Die Entschuldigung war hier, daß man Rußland ja noch nicht anerkannt habe und daß deshalb irgend welche Vorstellungen vergeblich sein müßten. Inzwischen haben die Vereinigten Staaten Rußland anerkannt, aber die Verhältnisse sind dieselben geblieben.

Vor zwei Jahren kam Dr. Ewald Ammende, Kardinalsekretär der Internationalen und Interkonfessionellen Hilfsorganisation, auch nach Kanada und wir trafen diesen Herrn in Winnipeg. Er bemühte sich die verschiedenen Organisationen zu gemeinsamer Handlung zusammenzufassen. Dieses wäre wohl auch nicht so schwierig gewesen, wenn nur ein Weg frei gewesen wäre, wirksame Hilfe zu bringen. Dr. Ammende besuchte einflußreiche Leute in Kanada und in den Vereinigten Staaten, brachte es fertig, daß Artikel in den Zeitungen erschienen, welche die Lage in Rußland wahrheitsgemäß schilderten. Er hat auch mit unserm Premierminister, Mr. Bennett, längere Zeit gesprochen. In England hat er es wohl fertig gebracht, daß hohe Würdenträger der Kirche und auch des Staates die Sache im Englischen Parlament anschnitten. Aber, soweit wir Klarheit haben, ist die Sache dann wohl im Sande verlaufen.

Andrerseits richtet die russische Regierung durch ihre Agenten Reisegesellschaften ein. Diese sehen in Rußland natürlich das, was die Regierung ihnen zeigen will, kommen zurück und geben glänzende Berichte über die Verhältnisse in Rußland. So hat vor kurzem ein Prediger in Vancouver Christus hingestellt als den, der die Theorien aufgestellt habe, und Lenin ist es gegeben worden, diese Theorien in die Tat umzusetzen. Andere gebildeten Leute halten Vorträge und sagen den Leuten, daß überall der Kommunismus wird eingeführt werden müssen, wenn die Verhältnisse nicht besser werden. Die Zeitungen scheinen im allgemeinen mit Rußland zu sympathisieren und bringen nur selten etwas Nachteiliges über jenes Land, wo Millionen leiden und schweigen müssen.

Wir wissen um die Verhältnisse in Rußland aus unzähligen Briefen und aus mündlichen Zeugnissen der vielen Immigranten und wir sahen es als unsere Aufgabe an, immer wieder Hilfe bei unsern armen Leuten in Kanada zu erbitten und hinüberzusenden.

Bald nach der Konferenz in Danzig wurde die Hilfssache in Deutschland organisiert. Es ging damals die Hilfe durch die Firma Tietz in Berlin. Später wurde dieses geändert und wir sandten durch Fast und Brilliant die Hilfe nach Rußland durch Pakete von Deutschland oder Moskau. Dann war es Fast und Company, durch welche Firma die Hilfe gesandt wurde. Br. B. H. Unruh war unser Vertreter in Deutschland und wir sandten unsere Hilfe durch ihn.

Inzwischen waren in Rußland die Torgsinläden eingerichtet, in denen für ausländische Valuta Nahrungsmittel gekauft werden konnten. Und wenn wir auch nicht imstande waren alle Not zu lindern, so konnte doch immer wieder Hilfe gesandt werden. Und viele Briefe sagen es uns, daß durch die Hilfe das Los so vieler erleichtert werden konnte und auch manch ein Menschenleben gerettet wurde.

Nun sind aber seit dem 1. Februar dieses Jahres die Torgsinläden geschlossen. Man gibt von russischer Seite vor, daß die Verhältnisse in Rußland mehr normal geworden sind und daß es der Torgsinläden nicht mehr bedarf. In Wirklichkeit ist es nur ein Trick, um ausländische Valuta zu bekommen und dafür dann nur ein Fünftel von dem geben zu brauchen, was früher gegeben wurde. Die Leute erhalten jetzt in Rußland für 25 Dollar nur eben so viel, wie früher für 5 Dollar, und dadurch wird die Hilfe so sehr abgeschwächt.

Nun haben wir versucht, in den letzten Monaten direkt von Amerika Pakete nach Rußland zu senden. Da war der Nachteil, daß im Falle diese Pakete verloren gingen oder der Adressat nicht gefun-

den werden konnte, das Geld nicht zuückerstattet wurde. Vor kurzem erhielten wir nun noch einen Brief von der Gesellschaft New York, daß die Zölle in Rußland jetzt geändert werden und daß die Gesellschaft vorläufig keine Pakete sendet. So sind wir also scheinbar auf dem toten Punkt angelangt und wir hoffen heute, daß sich andere Wege zeigen werden und es doch noch wieder möglich werden wird, Hilfe hinüberzusenden.

Wir haben in diesen Jahren, wohl meistens nach der Konferenz in Danzig, über 200 000 Dollar hinübergesandt. Das meiste von diesem Gelde kommt von unsern Immigranten, die ja selbst um die Verhältnisse in Rußland am besten wissen und die sich immer wieder angestrengt haben, um ihren Freunden drüben zu helfen und sie vor der größten Not zu schützen. Mehrere sehr namhafte Summen haben wir auch von den Aussätzigen und andern Christen in Indien erhalten zur Weiterbeförderung nach Rußland. Viele Arme haben wirkliche Opfer gebracht, um drüben helfen zu können.

Zu all den Hindernissen, die da waren, ist noch hinzugekommen, daß die Hungernden in Rußland wegen Empfang von Briefen und Hilfe aus dem Auslande drangsaliert wurden. Manche wurden verbannt, manche warf man in die Gefängnisse, andere wurden gezwungen zu schreiben, daß sie keine Hilfe brauchen.

Die Emigration von Rußland nach Kanada hat fast ganz aufgehört. Die Hauptschwierigkeiten liegen in Rußland. Erstens ist es gefährlich für irgend jemand sich darum zu bemühen, aus Rußland auszuwandern. Dann ist die Verordnung getroffen worden, daß für die arbeitende Klasse der Paß 500 Goldrubel kosten soll, für die andern Klassen soll der Paß 1000 Goldrubel kosten. Unsere Leute, wiewohl sie Zwangsarbeit tun müssen in der Verbannung oder auch in den Kollektivwirtschaften, werden nicht zu der arbeitenden Klasse gerechnet, sollen also 1000 Goldrubel für einen Paß zahlen. Dieses bedeutet so viel, daß auf die Sklavenarbeit, die dort getan werden muß, nun auch der Sklavenhandel folgen soll.

Es ist nun in einzelnen Fällen von hier aus der Versuch gemacht worden, Leuten zu helfen herauszukommen, aber es ist uns noch in keinem Falle gelungen.

Auch die Einwanderungserlaubnis nach Kanada ist heute sehr schwer zu erhalten. Die Leute, die hereingelassen werden, sollen ihre Reise bezahlen können und sollen auch Dollar 500 bis 1000 aufweisen können. Man ist eben auch in Kanada in einer sehr schweren Lage, da wohl über eine Million von elf Millionen ohne Arbeit sind. Aber wenn der Weg aus Rußland heraus leichter werden sollte, dann dürfen wir uns vielleicht doch der Hoffnung hingeben, daß mancher noch würde nach Kanada einwandern dürfen, besonders wenn da Freunde sind, die sich für die Aufnahme und Unterbringung der Betreffenden verbürgen würden.

Es ist unsere Auffassung, daß es unsere Pflicht ist, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um unsern Brüdern in Rußland zu helfen.

Nach der Emigration nach Kanada, auch nach Brasilien und Paraguay blieben wohl noch etwa 75 000 Mennoniten in Rußland. Diese sind nun in dem großen Russischen Reich überallhin zerstreut, teilweise auch umgekommen. Es ist wohl zu bezweifeln, ob noch

50 000 übrig geblieben sind. Diese müssen schweigen und langsam dahinsterben. Die Jugend ist durch das bolschewistische System größtenteils vergiftet und es ist fraglich, ob man noch einmal so allgemein Kredite erhälten könnte oder ob es ratsam sein würde. Drüben sehnt man sich wohl nach der Zeit: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird." Auf diese Zeit warten auch wir sehnsüchtig, wenn wir an unsere Brüder in Rußland denken.

Die religiöse Verfolgung in Rußland läßt nicht nach. Die Prediger sind stimmlos, rechtlos, heimatlos, die meisten in der Verbannung, manche in den Gefängnissen, viele schon gestorben. Die Kirchen unserer mennonitischen Brüder in Rußland sind teilweise abgebrochen oder zu Getreidemagazinen oder Klubhäuser umgewandelt. Die Gemeindeglieder sind zerstreut. Die Kinder werden in den Schulen im Unglauben erzogen, die Eltern dürfen nichts dagegen sagen; sie leiden und müssen schweigen.

Obwohl dies in der ganzen Welt bekannt sein muß, schweigen die Regierungen christlicher Länder. Salomo sagt in seinen Sprüchen 31, 8: „Tue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind."

Wir, als Weltkonferenz und Vertreter der Mennoniten vieler Länder, sollten nicht auseinandergehen, ohne neue Versuche gemacht zu haben, die Lage unserer Brüder in Rußland zu erleichtern. Erstens sollte ein Protest von hier ausgehen an den Völkerbund in Genf.

Zweitens sollte eine Delegation sich mit Vertretern anderer Gemeinschaften verbinden, um diesen Protest möglichst wirksam persönlich vor dem Völkerbund zu vertreten, und es sollten durch den Völkerbund Wege gefunden werden, damit es wieder möglich wird, unsern Leuten in Rußland zu helfen.

Drittens sollte eine gemeinsame Hilfsaktion ins Werk gesetzt werden.

Dann liegt mir besonders noch eine Angelegenheit am Herzen. Viele unserer Immigranten in Kanada haben noch eine Reiseschuld. Bei weitem die meisten werden versuchen diese Schuld zu bezahlen, sobald es möglich ist. Aber es sind in diesen zwölf Jahren schon viele gestorben, ohne daß sie die Möglichkeit hatten, ihre Schuld zu entrichten. Wenn ich nun eine Bitte aussprechen dürfte, dann wäre es die folgende: würden unsere Brüder in den verschiedenen Ländern vielleicht bereit sein, sich an der Lösung des Problems in Bezug auf unsere Reiseschuld irgendwie zu beteiligen?

Es war wohl meistens das Hilfswerk für unsere Brüder in Rußland, das alle Mennoniten der Welt zu gemeinsamer Hilfsaktion zusammengezogen hat. Möchten wir immer mehr vereinigt werden zu gemeinsamem Handeln!

Zu einer Aussprache über das Gehörte ist es nicht gekommen. Prof. U n r u h wurde aber gebeten, ein kurzes zusammenfassendes Wort zu sagen, was er tat. Hierbei dankte er noch einmal den Komitees aller Länder, den Regierungen, insbesondere der Deutschen, „Brüder in Not" usw. Auch nannte er eine Reihe Männer, die sich besonders um

die Bruderschaft verdient gemacht haben. — Auf Vorschlag von Lic. theol. Händiges beschließt der Kongreß zur Amortisierung der Schuld der Brüder in Kanada an die Canadian Pacific Railwac Cy., die jetzt noch etwa 840 000 Dollar groß ist, eine neue Weltkollekte zu veranstalten.

Der Vorsitzende der Abendversammlung Bruder C. F. Klassen machte die Mitteilung, daß eine mennonitische Hilfs- und Vertrauensstelle unter der Leitung von Prof. B. H. Unruh in Karlsruhe-Rüppurr und dem Sekretär und Kassierer Br. C. S. Altmann zu Rotterdam geschaffen wurde, wodurch ein festeres Zusammenwirken im Hilfswerk erreicht werden soll.

Es wurden schließlich folgende Anträge angenommen:

1. Die Vertreter der mennonitischen Bruderschaft aus vielen Ländern vereinigt auf dem Allgemeinen Mennoniten-Kongreß in Amsterdam, Elspeet und Witmarsum (Holland) vom 29. Juni bis 3. Juli 1936 nehmen den folgenden Antrag an:

   „Wir gedenken dankbar des wertvollen Anteils, den unsere russischen mennonitischen Gemeinden in früheren Tagen an unserem mennonitischen Leben und Arbeiten genommen haben, vorab auf dem Gebiete der Mission.

   Mit Schmerzen vermissen wir die Anwesenheit ihrer Vertreter auf diesem Kongreß und beten um Gottes reichen Segen für ihre Gemeinden.

   Dabei wollen wir die Hoffnung aussprechen, daß mit Rücksicht auf die sich jetzt verändernden Verhältnisse in der Welt es bald möglich werde, das Band der früher so innigen Gemeinschaft wieder anzuknüpfen, welches Band noch verstärkt wurde durch die Hilfsaktion bei der großen Hungersnot 1920—1922.

   Gebe Gott, daß unsere russischen Brüder bald wieder ihren alten Platz in unserer Bruderschaft einnehmen mögen, um zusammen mit uns allen die große Arbeit dieser Zeit zu erfüllen.

   In dieser Hoffnung senden wir den russischen Brüdern einen herzlichen Gruß im Namen Jesu Christi."

2. Der dritte mennonitische Weltkongreß grüßt die Glaubensgenossen in Kanada, den Vereinigten Staaten, Brasilien und Paraguay.

Der Kongreß dankt mit Ihnen allen Gott, daß er Ihre Wege ebnete und Organisationen bereit machte, Ihre Überfahrt nach und ihre Ansiedlung in der neuen Welt möglich zu machen.

Der Kongreß dankt all den Brüdern und Schwestern, die mit Gottes Hilfe durch Treue, Fleiß und Sparsamkeit ihre Schuld bezahlt haben. Der Vater im Himmel wird diese Treue nicht unbelohnt lassen.

Der Kongreß hofft, daß die ökonomischen Umstände sich allmählich bessern mögen und richtet sich darum nun auch an all die Schuldner, die ihrer Pflicht bei weitem noch nicht nachgekommen sind, und bittet sie dringend, sich ihrer Verantwortung vollkommen bewußt zu werden und zu bleiben, die sie haben gegenüber Gott, unserer Bruderschaft, unserer Vergangenheit und nicht an letzter Stelle gegenüber ihren Gläubigern, um mit ihnen mit Rücksicht auf die eingegangenen Verpflichtungen ins Reine zu kommen und daran zu denken, daß Gott es ehrlichen Leuten gelingen läßt."

Auf Anregung von Lic. theol. E. Händiges wurde an Ihre Majestät, die Königin der Niederlande ein Huldigungstelegramm geschickt:

„Der Allgemeine Kongreß der Mennoniten, wo Mennoniten aus Europa und Amerika und Vertreter der Missionsgebiete gegenwärtig sind, sendet Ihrer Majestät ehrerbietigen Gruß und Segenswunsch."

Das Büro: Neff, Unruh, van Drooge, Händiges, Schroeder, Klassen, Kuiper, Sepp.

Es folgte noch anschließend eine kurze Abendandacht. Man sang das Lied: „Gott ist mein Lied". Br. W. Fellmann, Monsheim verlas Psalm 12. Darauf schloß der eindrucksvolle Abend mit dem Gesang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten".

Am nächsten Morgen, Freitag, 3. Juli, um ½9 Uhr versammelte man sich noch einmal in der Kirche. Br. Jak. Kroeker, Wernigerode, Direktor des Missionswerks „Licht im Osten", hielt die Morgenandacht nach dem Gesang des Liedes: „Macht weit die Pforten in der Welt"

Unser Dienst in Vollmacht.

Textworte: „Todesangst kommt, und sie werden Rettung suchen und es gibt keine. Schlag kommt auf Schlag und Schreckenskunde auf Schrekkenskunde. Da werden sie (umsonst) beim Propheten eine Schau suchen und beim Priester wird keine Belehrung und bei den Ältesten kein Rat mehr sein" (Hes. 7, 25 f.).

„Wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt." (Joh. 17, 18).

Teure Brüder! Wenn ich zum Schluß der dritten Welttagung unserer mennonitischen Bruderschaft noch ein letztes Grußwort sagen soll, so möchte ich es tun im Bewußtsein der ganzen Verantwortung, in welcher gegenwärtig die Gesamtkirche Jesu Christi steht. Wer, wie ich mich bisher persönlich geführt sah, so stark im öffentlichen Ringen der Gesamtkirche stehen durfte, der weiß, daß es heute nicht so sehr um die Methode geht, wie wir unsere Kirche oder Gemeinde bauen, sondern um das Fundament, den Inhalt und die Zukunft der Kirche. Das wird verstehen, wer unsere Zeit begriffen hat. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß heute zwei geistige Mächte um eine Fleischwerdung innerhalb der Masse ringen. Einerseits ist es eine menschlich-dämonische Macht. Am stärksten wurde sie bisher sichtbar innerhalb des russischen Kulturbolschewismus. Derselbe will nicht etwa nur die stärkste Partei sein neben anderen Parteien. Sein Ziel ist, auf der Grundlage einer neuen Weltanschauung und durch die geistige Erfassung von 165 Millionen Menschen ohne Unterschied ihrer Rasse, ihrer Vergangenheit, ihrer völkischen Eigenart und ihrer Kultur einen völlig neuen Menschen zu schaffen: den russischen Kollektivmenschen. Das nenne ich eine Fleischwerdung des Menschlich-dämonischen in der Masse.

Daneben ringt aber heute mehr als je auch eine andere Geistesmacht um eine neue Fleischwerdung innerhalb der Völker. Es ist der Geist Jesu Christi, es sind die schöpferischen Energien des Auferstandenen. Christus ringt um eine Fleichwerdung innerhalb seiner Kirche, um einen wesentlicheren Ausdruck des Tempels Gottes, um ein klareres Zeugnis der Christusjünger und -Jüngerinnen. Wie kaum in einem Zeitalter der Geschichte vorher sieht sich heute die Kirche Christi vor eine letzte Entscheidung gestellt: Christus oder Widerchristus! Ihre Auferstehung durch Hingabe an ihre Berufung oder ihr Sterben an der Propaganda der Weltanschauungen der Zukunft. Damit stehe ich im Zentrum unseres kurzen Abschiedsgrußes:

Dienst in neuer Vollmacht.

Ich weiß zwar, daß wir als mennonitische Bruderschaft trotz unseres Alters und unserer reichen Geschichte nur ein kleines Glied innerhalb der Gesamtkirche Jesu Christi sind. Aber wir sind ein Glied, zählen uns bewußt mit zu dem Lebensraum Jesu Christi in der Welt. Die vergangenen zwei Jahrzehnte und mehr haben bewiesen, daß unser Leid das Leid der Gesamtkirche war, und wir lernen heute verstehen, daß auch wir Anteil an dem Ringen der Una Sancta, an der einen heiligen allgemeinen Kirche innerhalb der Geschichte nehmen müssen. Finden sich die einzelnen Völker zu nationaler Geschlossenheit zusammen, sammeln sie sich zu einer geschlossenen Abwehr gegen jene dunklen Mächte, die ihre Existenz und Zukunft zu erschüttern drohen, wieviel mehr sollte heute Einheit im Geist, Gemeinschaft im Dienst und Hingabe an das unvergängliche Reich Jesu Christi unter denen herrschen, die unseres Gottes und seines Sohnes Jesu Christi sind.

Es ist mir nun nicht möglich, in diesen wenigen Minuten näher zu beleuchten, wie auch wir, auf das Ganze gesehen, in einer verwandten Gerichtszeit stehen wie jene war, in welcher unser Textwort entstand. Nein, jene war noch schwerer als die unsrige. Die Zeit, die Hesekiel in prophetischer Schau kommen sah, sollte so furchtbar sein, daß weder Regierung noch Volk einen Ausweg der Rettung für die Zukunft sahen. Da wendet man sich in seiner Angst an die Propheten um eine Schau, an die Thoralehrer um eine Unterweisung und an die Ältesten des Volkes um einen Rat. Waren sie doch berufen, dem Volk zu jeder Zeit mit der göttlichen Offenbarung zu dienen, das Volk von Gott her zu leiten und ihm mit ihrer gesammelten Erfahrung, und ihrem nüchternen Rat zu dienen. Das Erschütternde in der angekündigten Gerichtszeit wird aber nach Hesekiels Wort sein, daß auch die Propheten ohne eine Offenbarung und die Priester ohne Gesetz und die Ältesten ohne einen Rat sind. Gott hat in Propheten, Priestern und Ältesten keine Organe mehr, durch die er in einer Mitternachtsstunde der Weltgeschichte, mitten im Sterben eines Volkes noch sprechen und den Weg zum Leben den Ringenden und Verzweifelnden mitteilen lassen kann.

Aus diesem Ernst leite ich meinen Abschiedsgruß ab, den Dienst in Vollmacht wieder bewußter als bisher in unser Gemeindeleben und in unsere Zukunft aufzunehmen. Er ist an uns als kleine mennonitische Bruderschaft besonders stark gerichtet. Wollen wir nicht sterben, sondern auch inmitten der Gerichtszeiten, die über Kulturen und Völker ergehen, der unvergängliche Lebensraum des Christus, eine Behausung Gottes im Geiste bleiben, dann muß unser Dienst wieder

in der Vollmacht der Propheten,
im Geiste der Offenbarung,
mit der Erfahrung der Väter
und als Apostel Jesu Christi

geschehen. Sowohl der Gesamtkirche als auch uns mit ihr wird nur eine Zukunft insoweit gehören, als wir uns in unserer Hingabe an unsere höhere Berufung und in unserem Dienst in der Welt von Gott gerechtfertigt sehen. Wir haben als Kirche Christi innerhalb der Ge-

schichte und der Völker keine Existenzberechtigung, wenn wir der Welt nichts Höheres und Bleibenderes zu geben haben, als sie in sich selbst besitzt. Können wir ihr nicht das Evangelium einer besseren Erlösung bringen, als sie letztlich in ihrer Selbsterlösung zu finden sucht, dann ist das Verlangen der neuerwachten Völker berechtigt, daß wir uns ohne Vorbehalt und restlos auf ihr weltanschauliches und widergöttliches Evangelium umstellen sollen. Hat sich uns in Christo nicht eine ganz neue, höhere und erlöstere Welt erschlossen, dann gibt es um der Weltanschauungsfragen und der Totalitätsansprüche eines Staates wegen keine Märtyrerkirche mehr.

1. Was heißt es nun, unsern Dienst in der Vollmacht der Propheten zu tun? In drei Sätzen läßt sich das Reden und Dienen jener großen Gottesknechte, die wir Propheten nennen, zusammenfassen: Sie waren die Sprecher Gottes, das Gewissen der Zeit und die Künder des ewig Neuen. Gott zog sie in seinen Rat, daher hatten sie ein Urteil über ihre Zeit. Nicht wie die Welt und die Geschichte sich selbst beurteilten, war der Inhalt ihrer Reden, sondern wie Gott die Völker und den Gang der Geschichte beurteilte. Sie erwiesen sich daher im Verlauf der Geschichte als Persönlichkeiten, die Gott und ihre Zeit richtiger beurteilten, als ihre irregeleiteten oder von sich selbst berauschten Zeitgenossen es zu tun vermochten. Entsprechend richtiger war daher auch ihr Rat in den großen, entscheidenden Fragen des Lebens.

Als Menschen, die vor Gott standen, gewannen sie auch ein am Herzen Gottes, im Lichte der Ewigkeit orientiertes Gewissen. Sie stellten sich in ihrem Leben, so weit sie Licht und Erkenntnis hatten, bewußt auf Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit ein. Unmöglich konnten sie das oft so frivole Sündenleben ihrer Zeit, die Begeisterung über das Können des Menschen, die Berauschung an den Kulturschöpfungen ihres Volkes teilen. So wurden sie zu einem Gewissen, zu einer gottgewollten Orientierung für ihr Volk, zu Kündern eines Weges, der zu Gott führte.

Und durchlebten sie mit die Katastrophen und Gerichte ihres Volkes, so waren sie doch nie ohne eine lebendige Hoffnung, ohne eine neue Zukunft. Hinter jedem Exil stand ihnen eine Heimkehr, hinter jeder Nacht ein neu anbrechender Morgen. Mitten im Zusammenbruch einer augenblicklichen Geschichtsperiode kündeten sie dennoch eine neue, gerechtere Zukunft. Denn sie wußten, Gott ist größer als jedes Gericht. Er ruft Licht aus der Finsternis und verwandelt das Sterben in Leben.

2. Was heißt es nun, unseren Dienst im Geist der Offenbarung zu tun? Hesekiel spricht in unserem Text von Priestern, die die Thora, d. h. das Gesetz verloren haben. Das Gesetz war aber in jenen Tagen nichts anderes als die durch Tradition und Pergamentrollen festgehaltene Offenbarung Gottes, das Reden Gottes, das Israel zu seinem Heil in seiner bisherigen Geschichte erlebt hatte. Wie arm wird aber ein Volk in seiner geistigen und geistlichen Denkweise, in seiner Orientierung, wenn es erst geschichtslos lebt. Wenn dem Menschen das Sprechen Gottes im Leben seiner Väter und durch die Geschichte der Völker und durch den Gang der Weltgeschichte nichts mehr zu sagen hat, dann wird es sich selbst zur

Offenbarung. Dann ringen selbst Völker in ihren Gerichten vergeblich nach einer höheren Kraft, die sie auch über ein Gericht hinaus zu retten vermag.

Ich wundere mich zwar nicht, daß man heute so stark Sturm läuft gegen das Alte Testament oder auch gegen das Neue. Wer sich nicht etwa nur mit dem Buchstaben der Bibel, sich vielmehr mit ihrem Geiste beschäftigt, der begegnet überall in den Überlieferungen und Aussprüchen Gott! Das Zusammentreffen mit Gott war aber nicht nur dem orientalischen Menschen oft sehr unangenehm, es ist nicht weniger unangenehm auch dem modernen Menschen. Wo Jesus in der Autorität der Reichsgotteswelt erscheint und Menschen von Sünde, Schuld und Dämonen befreit, da spricht man bis heute noch: „Weiche aus unserem Lande". Mit Gott tritt der Mensch nur dann gerne zusammen, wenn man mit sich selbst nicht mehr fertig zu werden vermag, oder wenn man in ihm durch Christus seinen Vater gefunden hat. Ins Vaterhaus zurückgefundene Söhne fürchten sich nicht, wenn sie die Schritte ihres Vaters vernehmen.

Wenn ich nun sage, daß unser Dienst im Geiste der Offenbarung geschehen soll, so will ich damit sagen, daß unser Dienst in den Gemeinden und am Volke so aus dem Geiste der Gesamtoffenbarung fließen möchte, daß Gottes Reden in alten und uralten Zeiten wieder zu einem Sprechen Gottes auch in der Gegenwart werden möchte. Mir wäre gewiß längst die Lust vergangen, mich seit fünfundzwanzig Jahren so stark mit den israelitischen Geschichten und Personen zu beschäftigen, die besten Jahre meines Lebens mit dem Eindringen in die Welt eines artfremden Volkes zu verzetteln, wenn ich nicht in diesen Geschichten und hinter diesen oft fraglichen Personen Gott in seiner Souveränität, in seiner Barmherzigkeit, in seinem Walten und in seiner Heilszukunft gesehen hätte. Was uns die Bibel zur Bibel macht, das ist nicht das Volk, in deren Mitte und Geschichte sie entstand, sondern der Gott, der Israel erwählte, damit es ihm zum Träger seiner Offenbarung innerhalb der Völkerwelt werde. Haben wir aber erst wieder Gott in seiner Offenbarung gesehen, dann haben wir auch wieder weniger vom Menschen und seiner Herrlichkeit zu reden.

3. Und was heißt es, unseren Dienst mit der Erfahrung der Väter zu tun? Hesekiel redet von Ältesten, die keinen Rat mehr für ein fragendes Volk haben. Völker und Kirchen gehen revolutions- und anarchieschwangeren Zeiten entgegen, wenn nicht aus ihrem gesunden Leben und ihrer innerlichen Entwicklung wieder Väter, Älteste, Führerpersönlichkeiten hervorgehen, die auf Grund ihrer erlebten Enttäuschungen und gesammelten Erfahrungen neuen Generationen mit ihrem Rat dienen können. Beweist doch gerade auch unser kleines Mennonitentum, was es nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete für den Aufbau und die Zukunft unserer Gemeinden in der Welt bedeutete, daß überall in Ruhe- und Sturmzeiten Väter da waren, die zur rechten Stunde ihre reichen Erfahrungen in den Dienst des Ganzen zu stellen wußten. Was solche Väter mit ihren Erfahrungen besonders auch zum inneren Aufbau unserer Gemeinden einst getan haben und gegenwärtig noch tun, ist denen nicht unbekannt, die mit dem Werden, Leiden, Wachsen, Die-

nen und Ringen unserer Gemeinschaft vertraut sind. Je gesunder Völker in ihrer staatlichen Struktur und Gemeinden in ihrem Umgang mit Gott waren, desto selbstverständlicher war es in den Krisenzeiten ihrer Geschichte, daß sie Väter, Älteste in ihrer Mitte hatten, die mit ihrem Rat den Weg in eine neue Zukunft weisen konnten.

4. Was heißt es nun, unseren Dienst als Apostel Jesu Christi zu tun? Vor Golgatha sprach Jesus in seinem hohenpriesterlichen Gebet: „Ich sende sie!" Und vor der Himmelfahrt sagte der Auferstandene zu demselben Jüngerkreis: „Gehet hin!" Aus diesen zwei Sätzen ergibt sich die Sendung und der Dienst der Kirche Jesu Christi im gegenwärtigen Zeitalter. Was es für die Christusjünger bedeutet, wenn Jesus zum Vater sagt: „Ich sende sie!", erfassen wir in seiner Tiefe und Verantwortung erst im Lichte des Nachsatzes: „wie du mich gesandt hast". Ist Christus uns der Sohn, der uns vom Vater gesandt wurde, um uns den Weg zurück ins Vaterhaus zu künden und um uns zur Quelle, zum Inhalt und zum Ziel unseres Glaubens zu werden, dann wissen wir, welch eine verantwortliche Mission für ihn mit seiner Sendung in die Welt verbunden war. Wenn er aber nun sagt: „Vater, wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt", dann wissen wir, in welch eine Mission er auch das Leben seiner Jünger gestellt hat.

Vielleicht gehören wir mit unserer Geschichte als Mennonitengemeinde mit zu jenen Gliedern innerhalb der Gesamtkirche, die zu wenig die missionarische Aufgabe der Kirche Christi innerhalb der Welt erfaßt haben. Darunter verstehe ich nun nicht nur die Aufgaben der äußeren Mission, sondern auch den missionarischen Dienst innerhalb unseres eigenen Volkes, dem wir angehören, in unseren Städten und Ländern, die Gott uns zur Heimat werden lassen konnte. Eine Kirche, die nur da ist, um ihrer selbst willen, stirbt an sich selbst. Vielleicht muß der Ernst unserer gegenwärtigen Zeit uns ganz neu den Blick dafür schärfen, was es für die Kirche heißt: „wie du mich gesandt hast". Vor Monaten sprach ein aus der Sowjetunion heimkehrender Bruder der russischen Evangeliums-Christen zu uns in Wernigerode und erzählte seine tiefen Eindrücke, die er mitgebracht hatte. Er sagte: „Brüder, ihr ahnt nicht, welch ein neues Geschlecht in Rußland heranwächst, weil es nicht mehr mit dem Licht des Evangeliums in Berührung kommt." Versetzen wir uns einmal in den Gedanken: die Welt ohne einen Lebensraum Christi in ihrer Geschichte, ohne einen Tempel aus lebendigen Steinen, aus dem zu ihr die Gegenwart, Majestät und Gerechtigkeit Gottes sprechen kann, die Welt ohne eine Kirche, die Gottes Offenbarung zum Inhalt ihres Glaubens, zur Ethik ihres Lebens und zur Quelle ihrer Erwartung macht! Wäre die Christusgemeinde, trotz ihrer Erbärmlichkeit, Knechtschaft und Unvollkommenheit, nicht immer wieder ein Licht der Welt, ein Salz der Erde gewesen, die Völker säßen bereits weit tiefer in einem antichristlichen und damit sich selbst auflösenden Zeitalter, als es heute der Fall ist. Die Zukunft der Völker wird davon abhängig sein, inwieweit sich die Kirche wieder ihrer verantwortlichen Mission innerhalb der Völkerwelt bewußt werden wird. Haben wir erst kein Evangelium mehr für die Welt, dann hat

die Welt ein Evangelium für uns. Haben wir erst nicht mehr die Vollmacht der Welt im Antlitz Jesu Christi den Vater und Gott alles Trostes zu bezeugen, dann führt sie uns zu der untergegangenen Götterwelt unserer Ahnen und läßt uns in mystischer Versenkung vor deren neuentstandenen Altären knieen.

Inhalt der Mission der Christuskirche in der Welt ist das Zeugnis. Der Auferstandene sagte vor seinem Heimgang zum Vater zu seinem Jüngerkreise: „Gehet hin!", und vor Pfingsten: „Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist über euch kommt und werdet meine Zeugen sein." Nicht nach dem Dogma, nach dem Zeugnis ruft unsere christusarme Zeit! Nach dem Zeugnis in Vollmacht von dem Gekreuzigten, in dem wir die Vergebung haben; nach dem Gekreuzigten, in dem wir die Vergebung haben; nach dem Auferstandenen, der als Herr seiner Gemeinde für uns lebt und seine Kraft in unserer Schwachheit zur Vollendung bringt. Wie nie zuvor steht die Kirche daher vor der Christusfrage. Hat sie von ihm der Welt noch ein Letztes, ein Höchstes zu bezeugen oder nicht, davon wird ihr weiteres Sein und ihre Zukunft abhängen. Möchten wir als mennonitische Bruderschaft zu aller Zeit zu jenen Kreisen der Gesamtkirche gehören, die in großer Freimütigkeit vor aller Welt zu bezeugen wagen: Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung! —

Zum Schluß wurde das Lied „Der du zum Heil erschienen" gesungen. Alsbald danach brach man auf, um die Fahrt nach Witmarsum anzutreten.

In Witmarsum.

Am Freitag, den 3. Juli brachten etwa um 10 Uhr, vorm. zehn große Kraftwagen alle Konferenzgäste von Elspeet durch die schöne holländische Ebene nach Heerenveen. Dort wurde in dem großen Saal eines Hotels an schön geschmückten und reich gedeckten Tischen ein opulentes Frühstück eingenommen, das Br. Unruh durch eine humorvolle Tischrede würzte, wobei er die Verdienste der „Technischen Kommission" in allen ihren Gliedern gebührend würdigte. — Dann ging die Fahrt weiter durch das fruchtbare Friesland zum feierlichen Abschluß der Konferenz.

In Witmarsum begab man sich sofort an das Menno Simons-Denkmal, das an dem Platz der ehemaligen Kirche steht, in der Menno Simons gepredigt haben soll.

Enthüllt am 16. September 1879.

Hier fand die feierliche Kranzniederlegung in Gegenwart von 1500 Taufgesinnten aus allen Ländern statt.

1. Im Auftrage der Algemeene Doopsgezinde Societeit sprach Ds. A. H. van Drooge als Vorsitzender:

„Vier Jahrhunderte scheiden uns von Menno Simons, aber die niederländischen Mennoniten vergessen ihn nicht.

Im Namen der Algemeene Doopsgezinde Societeit, die alle Gemeinden in unserem Vaterlande umfaßt, und in Anwesenheit vieler ausländischer Brüder und Schwestern lege ich an dem Denkmale, das

Die ehemalige Menno Simons Kirche in Witmarsum
abgebrochen um 1879; an dieser Stelle ist das Mennomal errichtet.

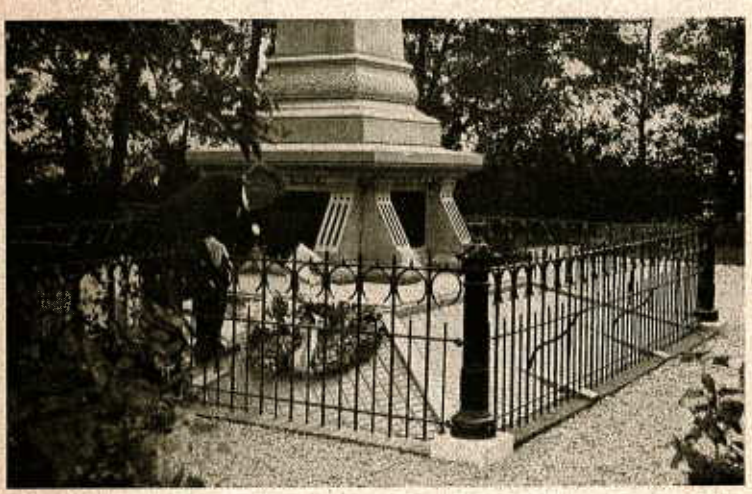
ihm zu Ehren aufgerichtet wurde, diesen Kranz nieder, als Äußerung unserer Ehrerbietung und unserer Dankbarkeit für die grundlegende Arbeit, die von ihm unter unseren Vätern vollbracht wurde."

2. Im Auftrage der Frieschen Doopsgezinde Societeit sprach Ds. P. Ens als ihr Vorsitzender:

„Nach der Kranzniederlegung des Vorsitzenden der Algemeene Doopsgezinde Societeit möge es mir als Vorsitzendem der F. D. S. gestattet sein, diesem Beispiele zu folgen.

Nicht, als ob zwischen Menno und dem F. D. S. eine besondere Beziehung bestehen würde, aber der Kreis der Gemeinden in Fries-

Kranzniederlegung von Ds. A. H. van Drooge im Auftrage der A.D.S.
3. Juli 1936.



Kranzniederlegung von Ds. P. Ens im Auftrage der F.D.S.
3. Juli 1936.

land, die in weitem Zirkel dieses Monument umringen, hat als Erhalter dieses Denkmals das Gefühl, daß er doch noch mehr als die übrigen Mennoniten in der Welt eine Pflicht zu erfüllen hat Menno gegenüber, der aus Friesland stammend allererst denen zum Führer ward, die in diesen Gegenden mit ihm eines Geistes, seinen Ausgang begleiteten oder diesem folgten.

Wir gedenken an dieser Stelle des Mannes, der auf Gottes Ruf hin auszog ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Aber nach seinem Auszug kam er an diese erste Haltestelle seiner mühsamen Wanderung und hier wurde er mit denen, die ihm folgten, bestärkt durch die Gewißheit:

„Ich hab den festen Grund gefunden,
Worauf ich bau in Not und Tod"

und ist hier an dieser Stelle zusammen mit denen, zu denen er sprach, sich bewußt geworden, daß Christi Wort doch der Grund seines und unseres Glaubens war, daß Christi Leben und Sterben der Grund seines und unseres Friedens und seiner und unserer Kraft war, daß Christi Herrschaft der Grund seiner und unserer Hoffnung und Erwartung war.

Und wir, die wir hier versammelt sind, vereinigen uns in jenem Glauben mit ihm, der auswanderte und nicht wissend, wohin er kommen würde, in jenem Grunde seine Kraft gefunden hat.

Wir sind dankbar für diese Leitung und legen zum Zeichen dafür unsere ehrerbietige Huldigung nieder im Symbole dieses Kranzes."

3. Zum Schluß sprach Br. Unruh-Karlsruhe die Worte:

„Ich bin beauftragt worden im Namen der Flüchtlingsgemeinde ein Wort an dem Denkmal dieses großen Flüchtlings aus unserer Geschichte zu sagen. Ergriffen stehen wir auf diesem historischen Boden. Von hier ist Menno ausgegangen, von hier ist er in die Weite gewandert wie die Mennoniten aller Jahrhunderte. Er war immer auf der Flucht, aber niemals auf der Flucht vor Gott, sondern auf der Flucht zu Gott.

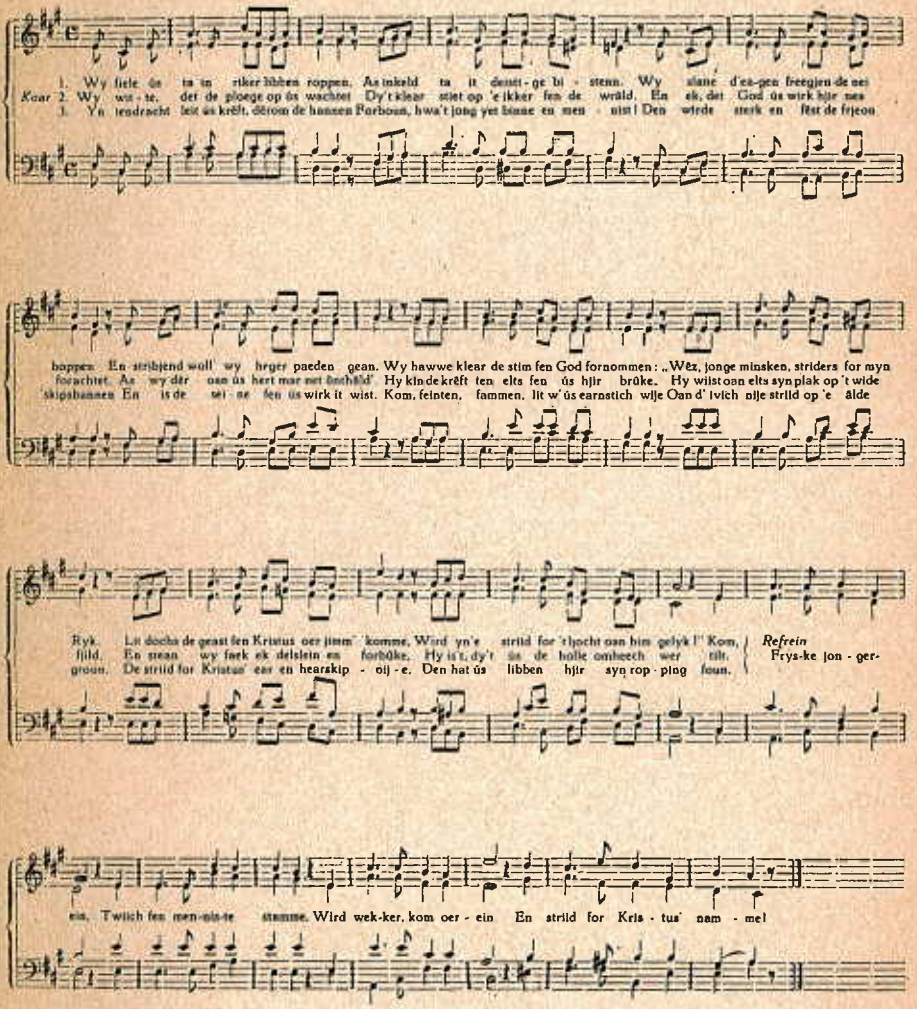
Er ist vor Menschen geflüchtet, wobei er aber doch immer auf der Suche war nach Menschen, die bereit wären, sich mit ihm zu gründen auf dem ewigen Fundament, das da gelegt ist. — Wir wollen heute uns auch zusammenschließen auf diesem Fundament, uns die Hände reichen als Menschen, die Wanderer sind zwischen zwei Welten, ja vielleicht zwischen vielen Welten, wie unsere Flüchtlinge aus Rußland".

Zum Schluß sang der friesische Jugendchor das Bundeslied in friesischer Sprache.

Folgendes Telegramm wurde an Ds. P. Feenstra jr., Amsterdam, der inzwischen am 16. August 1936 verstarb, geschickt:

Nach der Kranzniederlegung beim Denkmal Menno Simons, an dessen Errichtung Sie einen so großen Anteil gehabt haben, grüßt Sie der Kongreß aufs herzlichste.

Bounslied for de fryske D.J.B.



Bundeslied des Friesischen Menn. Jugendbundes.

(Freie Übersetzung ins Deutsche.)

Wir fühlen uns zu einem reicheren Leben berufen,
Als nur zu dem alltäglichen Bestehn.
Fragend schlagen wir die Augen auf nach oben
Und streitend wollen wir höhere Pfade gehn.
Deutlich haben wir die Stimme Gottes vernommen:
„Seid, junge Menschen, Streiter für mein Reich,
Laßt über euch den Christusgeist doch kommen,
Werdet im Kampf für das Licht ihm gleich!

Refr.:
Friesische Jugend, Zweig des Mennonitischen Stammes,
Werde wach, steh auf und streite für Christi Name!

Wir wissen, daß die Pflüge auf uns warten,
Die bereit stehn auf dem Acker der Welt
Und auch, daß Gott unser Werk hier nie verachtet,
Wenn wir unser Herz davor nur nicht zurückhalten!
Er kann die Kräfte von uns allen hier gebrauchen.
Er weist jedem seinen Platz auf dem weiten Felde,
Und stehn wir manchmal auch zerstreut und gebrochen,
Er ist's, der unser Haupt wieder aufhebt. —

Refr.

In der Eintracht liegt unsere Stärke, darum die Hände
Verbunden, wer jung ist und Mennonit!
Dann werden stark und fest die Freundschaftsbande,
Und ist der Segen für unser Werk gewiß.
Kommt, Jungens, Mädels, wir wollen uns ernstlich [weihen
Dem ewig neuen Streit auf altem Boden,
Dem Streit für Christi Ehre und sein Reich
Dann hat unser Leben hier auf Erden einen Sinn gefunden. —

Refr.

Unter dem tiefen Eindruck der denkwürdigen Feier an geweihter, historischer Stätte wanderte man in das Dorf Witmarsum zurück. Dort war die große, geräumige reformierte Kirche zur Abhaltung des Schlußgottesdienstes zur Verfügung gestellt. Doch reichte der Raum nicht aus. Mittels Lautsprecher wurden die Ansprachen auch auf die Mennonitenkirche (Bild Seite 175) die „gereformeerde" Kirche und auf das Evangelisationshaus übertragen.

In der Kirche sprach P. R. Schroeder im Namen der amerikanischen Mennoniten Worte herzlichen Dankes. Er zeigte die Blüte eines Ahornbaumes und eine Kornähre und sagte: „Vom Denkmal Menno Simons nehme ich diese beiden mit zum Andenken nach Amerika. Gesät ist der Samen, der Tag der Früchte, der Ernte naht. Das ist das Sinnbild dieses Kongresses. Auch von ihm gilt es: gesät ist der Same. Möge daraus eine reiche Ernte wachsen zum Heil unserer Bruderschaft, zur Ehre Jesu Christi, zur Ehre Gottes!"

Br. Chr. Neff sprach im Namen der europäischen Teilnehmer herzlichen Dank aus für alles, was die lieben Holländer getan haben, um den Kongreß zu einer solch schönen Tagung zu gestalten. Dank vor allem auch an Gott, daß er uns in diesen Tagen so herrlich gesegnet hat. Möge das Band der Bruderschaft, das uns verbindet, sich immer fester knüpfen zu bleibendem und wachsendem Segen.

Ds. van Drooge schloß nun den Kongreß mit Dankesworten an alle, die diese Zusammenkunft zu einem nachwirkenden Erlebnis gemacht haben.

Um 16 Uhr begann der Schlußgottesdienst, der durch Rundfunk verbreitet wurde. Nach dem Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", und Verlesung von 1. Thess. 5. 5—23 predigte Ds. van Drooge über Klagelieder 5, 21 b: „Verneue unsre Tage wie vor alters".

Brüder und Schwestern!

Wunderlicher Augenblick in unser aller Leben! Da sind wir beieinander, geistliche Nachkommen der Väter, die in Menno Simons ihren Führer fanden, Nachkommen aus vielen Ländern, durch die Ungunst alter und neuer Zeiten über die Welt zerstreut, aber nun hier

versammelt in dem Dorf Mennos, seiner Geburt und Wirksamkeit, versammelt auf demselben Fleck, wo er einmal vor dem Altar stand in innerem Zwiespalt durch Glaubenszweifel.

Indem wir an seinen „Ausgang" denken, stellen wir uns an eine der Quellen unseres Glaubenslebens. Man hat gesagt: Nein, nicht hier liegt die Quelle, Ihr müßt noch weiter zurückgehen in die Zeit nach dem Jahr von Mennos allerersten Zweifeln, als er die Schrift aufschlug, die er sein Lebtag nicht benutzt hatte, und alsbald sah, daß er betrogen war. Oder ihr müßt den bedeutungsvollen Zeitpunkt näher hierbei suchen.

Hat Menno Simons mehr als irgend einer unter den Vätern Einfluß ausgeübt auf Richtung und Art der religiösen Bewegung der Taufgesinnten, dann geschah es wohl vor allem durch seine Schriften und besonders durch sein 1539 erschienenes „Fundamentbuch".

Es geht uns mit Mennos Gedächtnis wie mit dem Luthers. Das Herz sucht nach einer Tatsache in ihrem Leben, die ergreift und bewegt. Denn alle Offenbarung von Gottes Wahrheit an den Seelen derer, die ihn gefunden, ruht in Einsamkeit und Stille, bleibt verborgen vor andereren Menschen.

Eigentlich ist der Protestantismus geboren in der Klosterzelle, wo Luther in seinem Kampf der Verzweiflung den gnädigen Gott fand, aber wer stellt sich klar vor den Geist, wie der Durchbruch des Gnadenlichts in dem tiefen Ursprung seiner Seele stattfand? Darum hat die dankbare Nachwelt die großen Willensentscheidung in Momenten gesehen, die lebendig in die Vorstellung traten, und noch alle Zeit stellen wir uns gerne vor die Seele, was damals an dem Tag vor Allerheiligen von 1517 geschah, oder wir leben in dem, was das Herz des Reformators erfüllte in dem denkwürdigen Moment, da er als Gotteszeuge vor Kaiser und Reichstag stand.

Die Rolle Mennos, des abgefallenen Priesters, sollte sich in diesen unter streng katholischer Obrigkeit stehenden Gegenden nach der Art der Sache in der Verborgenheit abspielen. Hier war kein Raum und keine Gelegenheit für Momente, in denen die neue Wahrheit so offensichtlich in die Erscheinung treten konnte wie bei Luther, als er zu Worms das Wort sprach, das fortklingt durch die Jahrhunderte. Aber auch die taufgesinnten Nachkommen Mennos haben für ihre Gedächtnisfeier unwillkürlich einen Moment aus seinem Leben gewählt, der auf unsere Vorstellungswelt einen starken Eindruck macht und sie denken an diesen Mann, der da bei Nacht sein Pastorat verließ nach Ablegung seiner Amtstracht, der in verhüllender Kleidung aus der Hintertür seines Hauses trat — noch einmal aufblickte zu dem dunklen Turm in seinem Garten und an den langen buschigen Gartenpfaden ostwärts fortzieht, um sich zu bergen in befreundeter Wohnung.

Siehe da der Moment, der eben zu uns allen spricht! Es fehlt die angreifende Kraft und das Große, Heldenhafte, aber es hat nichtsdestoweniger zu den entscheidungsvollen Augenblicken gehört, in welchen keine Rückkehr möglich war, die den mit sich selbst und mit Gottes Wahrheit kämpfenden Mann weitergetrieben haben in der Richtung seiner Lebensbestimmung. Er sollte nicht mehr zurückgehen können.

Und auch dieser Abschluß eines langen Irrens und Kämpfens — er gehört zu den menschlichen Überlegungen und Handlungen, durch die Gott, der die Herzen der Gläubigen lenkt, die Geschichte aufbaut.

Auf diesen Moment richten wir zusammen unsere ehrerbietige Aufmerksamkeit und danken Gott für das, was er durch seinen gerin-

Mennonitische Kirche in Witmarsum (von außen)
am 16. Dezember 1877 eingeweiht.

gen Knecht in der Welt und an unseren Seelen getan hat. Hier, wo er einmal herrenlos seinen Dienst verrichtete, wo die unerträgliche Gefahr des „Ausgangs" sein Herz beängstigte und ein Bleiben in dem, was er war, sein Gewissen beschwerte — hier gedenken wir geistliche Nachkommen aus vielen Ländern und Völkern, daß auch er zu den Großen gehört hat, die nach Christi Wort gehandelt haben: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Joch auf sich und folge mir."

Und hier kommt in unser Herz eine Bitte, die ich in den Worten unseres Textes ausgedrückt finde: „Verneue unsere Tage wie vor alters."

Jeremias hat von dem verwüsteten und verlassenen Jerusalem wahrscheinlich nach der Blütezeit seines Volkes zurückgeschaut, die Israel auch später niemals vergessen konnte, die es sich vor die Seele stellte, so oft seine Hoffnung und sein Verlangen nach dem messianischen Reich sich ausstreckte. Wir denken aus einem Heute, wo ebenfalls viel Verwirrung und Bekümmernis vorhanden ist, an die große Zeit, als das zurückgefundene Evangelium von Christus Menschenherzen ganz erfüllte — und Schwachen einen Heldenmut gab —, wir denken an die kleinen Gruppen, die sich geistlich inmitten eines feindseligen Geschlechts behaupteten wie die ersten Christengemeinden in der römischen Welt. Auch von ihnen gilt das erhebende Wort von Paulus: „Sehet an, liebe Brüder, euren Beruf, nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern, was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zuschanden machte und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er zuschanden machte, was stark ist, und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt und das da nichts ist, daß er zunichte machte, das etwas ist."

Es ist uns gut zurückzudenken an diese ferne Zeit, als der Kampf um die ewige Wahrheit starke und tief durchläuterte Menschen bewegte. Aber wir wollen uns vor Übertreibung hüten. Die ehrerbietige Verehrung darf nicht unwahrhaftig sein.

Sah das bekümmerte Heute der Menschen Größe und Glück nicht allezeit in der Vergangenheit oder Zukunft — in dem verlorenen Stand der Frömmigkeit oder in kommender Verwirklichung des Ideals? War die gute, alte Zeit von Einfalt und Glauben, wovon der alternde Mensch alle Jahrhunderte hindurch mit Bewunderung und Heimweh spricht, wohl jemals Realität? Laßt uns bedenken, daß in beinahe jeder Zeit die Klagen des religiösen gottesfürchtigen Gemüts vielfältiger geklungen haben als die Jubeltöne. Wer nach den Psalmen der Jahrhunderte lauscht, der vernimmt öfter ein „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Gott" als ein „Gloria in excelsis".

Die Geschlechter, die die längst vergangene Periode der Geschichte durchlebten als neuere Zeit, sie haben in ihren eigenen Tagen sich meist des Lobes enthalten, das ihnen zukam, und eine reichere Vergangenheit gesehen in dem Strahlenkranz des Heiligen. Such dich zu versetzen in das Gemütsleben unserer Väter vor hundert Jahren! 1836, eine ruhige Zeit, ohne Eisenbahn, ohne Auto und knarrende Flugmaschine, eine ruhige Zeit, in der längs der harten Erdenwege ein einziger Postwagen dahinfuhr und längs dem spiegelnden Kanal das Pferd vor dem dahingleitenden Ziehschiff lief. — 1836, wir denken dabei an eine Gläubigkeit von möglichst geringer Tiefe, aber die Gemeingut war, an eine ruhige Sicherheit, ein Gemütsgleichgewicht, sel-

ten durch Zweifel oder Unglaube erschüttert — wir denken dabei an Männer von unverletzlicher Ehrlichkeit und unerschütterlichen Grundsätzen, an Mütter, allezeit zuhause pflichtmäßig ihre Aufgabe erfüllend, aber die am Tage des Herrn ihre vielgeschäftige Unruhe ablegen, um mit Maria zu Christi Füßen zu sitzen und zu bleiben bei dem Einen, was not ist.

Drängen sich solche Bilder uns nicht unwillkürlich auf, wenn wir die Jahreszahl 1836 aussprechen hören? In diesen Tagen schrieb ein taufgesinnter Lehrer unter anderen diese Worte: „Die Veränderungen der Welt sowohl als ihre Bewegungen gehen in diesem Jahrhundert wie mit beschleunigtem Schritt. Gewohnheiten und Grundsätze, welche wir als Jünglinge noch kannten, sind ausgewischt, nun wir Männer

Die Mennonitische Kirche in Witmarsum (von innen).

wurden — in solch einer Zeit, wo wir Ehrlichkeit, Fleiß, Ehrerbietung vor dem Alter, ja die Furcht Gottes alle Jahr etwas von ihrem alten Gebiet einbüßen sehen, in solch einer Zeit kann das Vorbild eines festen Charakters noch ein Schlagbaum sein gegen das drohende Verderben. Das tägliche, das jeden Augenblick sich zeigende, Eindruck weckende Vorbild kann allein noch festhalten, was der Geist des Jahrhunderts, dieses unerträgliche Ungetüm, angetan mit dem ganzen Apparat der heutigen Kultur, auszulöschen im Begriffe ist."

Wir sind geneigt, einander erstaunt anzusehen. Ist das wahrlich zeitgemäß? Wir erinnern uns obendrein, wie wir in der eigenen Jugend solche Klagen wohl aufgenommen haben, die warnend aus dem Mund besorgter Prediger an das gegenwärtige Geschlecht gerichtet

wurden. Wir bedenken auch, daß wir selbst vielleicht manchmal geneigt sind, über die Jugend von heute ein fehlgreifendes Urteil auszusprechen und auf die guten Tage der eigenen Kindheit mit Wehmut zurückzusehen.

Ist diese „gute alte Zeit", von der alle Jahrhunderte erfüllt sind, wohl etwas anderes als das Traumbild einer bestimmten Gemütsstimmung, als die Spiegelung der wirklichen Vergangenheit in unserer idealisierenden Dankbarkeit?

Aber Gottes Geist und Beseelung sind doch mit ungleichmäßiger Kraft durch die Welt gegangen. Es ist der Christenheit gegangen wie jedem einzelnen Menschen: Der Heilige Geist kam zu ihr und rauschte vorüber wie der Wind, von dem du nicht weißt, von wannen er kommt und wohin er fährt. Es gab reiche und arme Zeiten. In welch einer Periode verweilen wir? Unser Urteil sei nüchtern und mit Bescheidenheit gegeben. Kennen wir das Heute? Besitzen wir den richtigen Maßstab, um den Gehalt der eigenen Zeit abzumessen und zu vergleichen mit dem der vorübergegangenen Jahrhunderte?

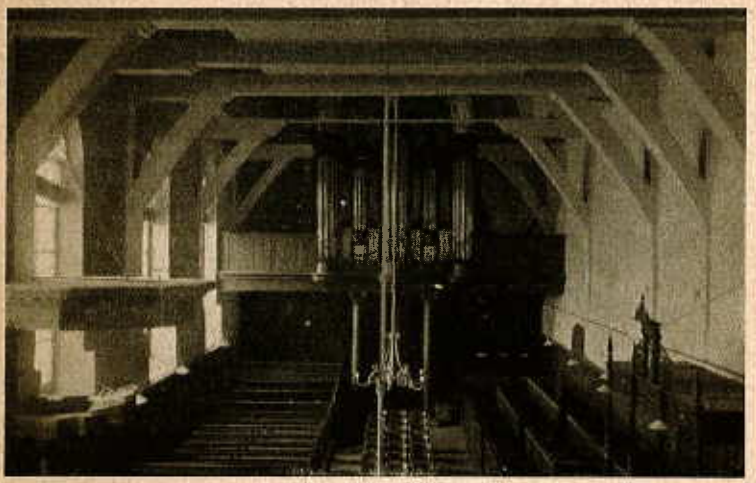
In der Vergangenheit liegen für viele von uns die heimsuchenden, aber auch stärkenden Tage äußerer Not und Verfolgung dichter beieinander als in unserer Zeit. Sie mögen euer Herz mit ungekannter Sorge und Schmerz erfüllt haben, so haben sie doch wahrscheinlich auch das feste Vertrauen auf den Schutz des Allerhöchsten und die lebendige Hoffnung der Seligkeit euch näher gebracht. Wie es auch sei, auf unsere Lippen legt sich das Wort: „Verneue unsere Tage wie vor alters."

Wir wollen nicht unser kirchliches Leben ganz nach Form und Inhalt, nach Gestalt und Art der Gemeinden der früheren heftig bewegten Zeit erneuert sehen. Und wenn wir es auch möglich erachten, wir werden unseren Gemeinden nicht die Stellung geben können, die sie vor drei und vier Jahrhunderten in dem persönlichen Leben der zu ihr Gehörenden einnahmen. Denn dieser Platz wird mitbestimmt durch den Geist der Zeit, durch Verkündigung des Evangeliums und die Glaubensüberzeugung. Auf ungewöhnliche Weise ist damals die Gemeinschaft der Gläubigen durch das gemeinsame Los und dadurch, daß sie gemeinsam Verdächtigungen, Schmach und Verfolgung ausgesetzt waren, gestärkt worden. Und wer die bewunderungswürdige Kraft dieser Glaubensgemeinschaft zu verstehen sucht, begreift, daß sie nicht allein in Zusammenstimmung gleichgerichteter Seelen gelegen war.

Unter unseren Vätern hat die Meinung geherrscht, daß das Heil nur durch die Zugehörigkeit zur Gemeinde verbürgt wird, die den wahren christlichen Glauben besitzt und den Weg der rechten christlichen Nachfolge hält. Wie begreiflich die Macht einer solcher Überzeugung nach fünfzehn Jahrhunderten des Katholizismus sein mag, das schalle von unseren Lippen nicht als Überhebung sondern als Dankbarkeit gegen Gott, indem wir uns glücklich preisen, die Kinder Gottes unter den Anhängern aller christlichen Kirchen zu finden. die wahre Christlichkeit weder im Besitz der rechten Lehre noch in einem genau abgegrenzten Leben zu sehen, sondern in dem Leben aus der tiefen, reinen Gesinnung, die durch das Evangelium von Christo in den Herzen geweckt wird.

Wir wünschen das Herz auch nicht zuzuschließen vor dem, was die Kultur der Menschheit seit Mennos Tagen geschenkt hat. In vielen ihrer Gaben erkennen wir eine von Gott gewollte Lebensbereicherung.

Die Reformierte Kirche in Witmarsum,
wo der Kongreß am 3. Juli 1936 um 5 Uhr seinen Abschluß fand.



Die Reformierte Kirche in Witmarsum (von innen).

Ebensowenig begehren wir den Geist zu immunisieren gegen das Denken der letzten Jahrhunderte, wievielen Gefahren das naive Herz sich dadurch auch aussetzt. Hinsichtlich des vielgepriesenen Reichtums des in dieser Welt blühenden Geisteslebens hören wir eine solche Mahnung Gottes, wie sie einst der Erzvater Abraham vernahm hinsichtlich des Landes der Verheißung: „Wandle durch dies Land in seiner Länge und Breite und ich will es dir geben."

Wenn wir uns als Hörer taub verhalten vor diesem Wink, wenn wir mit Wissen und Wollen der Gefahr peinigender Gedanken ausweichen — die Gedanken werden uns in unserer Absonderung verfolgen und das Herz in Zweifel gefangen halten. Wir wollen lieber alles untersuchen, auch das scheinbar Kritischste als irgendwie Grenzen festzusetzen und bestimmte Gedankengebiete als verbotenes Land zu umzäunen. Der Streit um Glaubensgewißheit, sofern er besteht in dem Kampf mit widerstrebenden Ideen und Lebensanschauungen, muß mutig angefangen und durchkämpft werden, sollen wir nicht in einer beklemmenden Verwirrung bleiben. Aber wir erwarten von diesem Kampf keine Erlösung, keinen Begriff von dem Wesen Gottes, keinen Anblick des Ewigen, keine Feststellung der Lebenspflicht.

Die Zeit des Intellektualismus ist vorüber. Inwiefern der Intellekt seine positive oder negative Rolle noch in unserem Glaubensleben spielt, das ist nicht leicht in Worte zu bringen. Die Frage wird jeder wieder anders beantworten, je nach dem Verhältnis der Kräfte und Eigenschaften, die Gott ihm schenkt. Vielleicht besteht die Armut von dem Heute zu einem Teil darin, daß wir noch zu lang in dem intellektualistischen Kielwasser schiffen, eine Erlösung suchen, wo sie nicht zu finden ist, unwillkürlich den Wegen folgen, die in unbegrenzte Fernen auslaufen.

Aber wir sind keine Intellektualisten mehr. Wir wissen, daß die Herrlichkeit, die Gott uns in der Schrift geschenkt, in anderen Werten gelegen ist als in ihrer Redeweise und in ihrer Weltanschauung. Wir wissen auch, daß aus dem Herzen die Äußerungen des Lebens kommen, daß Glaubenskraft und Glaubensgewißheit vielmehr als von unserem verstandesmäßigen Sinnen und Ringen die Frucht ist von Gehorsam und Gewissenstreue, von dem Gebet oder eigentlich von dem Bitten, daß der Geist selbst uns vertritt vor Gott mit unaussprechlichem Seufzen.

Wir sind keine Intellektualisten mehr. Eigentlich waren wie es kraft unserer geistigen Herkunft niemals in vollem Maß, niemals in vollkommener Überzeugung. Aber Individualisten — dazu haben die geistigen Bewegungen der letzten Zeit uns gemacht. Man sagt, der Individualismus sitzt uns Taufgesinnten von Anfang an im Blut — ein Bewußtsein von Verantwortlichkeit, um von uns selbst den Weg der Seligkeit zu wählen. In anderer Form brachte das 19. Jahrhundert ihn wieder, als die Macht der traditionellen Wahrheit über die Herzen erlahmte, als man es ablehnte, eine Wahrheit zu erkennen, die feststeht vor aller Eingebung und Besinnung.

Wie immer man auch gestützt, gestärkt und ergriffen wird durch die einzigartige Hoheit der historischen Begebenheiten, wie immer man auch begierig schöpft aus dem Schatz, den die Gemeinde durch die Zeiten trägt, viele haben eine persönliche Überzeugung suchen müssen, die, formuliert und in Worte gebracht, sich gemäß der Eigenart des menschlichen Wesens allezeit wieder ein wenig anders äußert. Und unwillkürlich akzentuiert man dabei das in eigenem Ringen Gewonnene

viel stärker, als es richtig ist für die Wiedergabe seines Verhältnisses zu dem allgemein Erkannten und Erlebten.

Wir sprechen manchmal, wenn wir die zartesten und tiefsten Gefühle unserer Seelen berühren, in verschiedenen Sprachen und nicht allezeit wird es dabei offenbar, daß wir durch einen Geist angefaßt sind. Das hat an der Bedeutung der Gemeinde Abbruch getan. Das hat uns oft die sympathische Erfahrung von dem Wachstum aller Gottesbelebung durch die Gemeinschaft ferngehalten, das hat uns oft die erfreuliche Befestigung entbehren lassen, mit Christo verbunden, in Gott bewahrt und geborgen zu sein. Wir sind zu lange einseitige Individualisten gewesen. Suchen wir die Motive zu ergründen, die besten und tiefsten Motive des Kirchgangs. Bei vielen spricht allein das Bedürfnis nach Erbauung und Stärkung der eigenen Seele mit, nicht der Drang nach Gemeinschaft. Man kommt rein um für sich selbst zu empfangen, nicht um durch eigene schweigende Gegenwart und unausgesprochenes Verlangen mit anderen die Sphäre zu schaffen, worin der Geist Gottes sich offenbaren will. Und wie tief ist bei vielen die Idee von Mitverantwortlichkeit für die Aufgabe der Gemeinde, den Geist Christi zu bezeugen gegenüber den öffentlich niederreißenden und im Verborgenen fortwuchernden Kräften der Welt, gesunken. Lebte diese Idee wahrlich in den Herzen, unsere Bethäuser sollten jeden Sonntag gefüllt sein.

Es ist ein gefährlicher Individualismus in unsere Gemeinden eingedrungen. Auch die Bewegtheit des äußeren Lebens des letzten halben Jahrhunderts hat das Ihre dazu beigetragen, um Seelen das Gefühl religiöser Gemeinschaft zu rauben, sie mit ihren innerlichen Nöten und Verlangen in die Einsamkeit zu führen. Dauernd losgelöst sein von der Gemeinde, ihrer Geburt, und übergesiedelt aus der Stille des Dorfes nach der unruhigen Stadt, wo Schüchternheit gegenüber dem fremden Leben das Ihre tat, um zu versäumen den Anschluß zu suchen oder wo die Welt Geist und Gemüt verwirrt. Ja, es war doch wohl vor allem die Welt, die uns ärmer machte an Glaubensmut und reinem Streben, die „Welt" in dem biblischen Sinn des Wortes.

Was ist in unseren Gemeinden und natürlich überall anderswo in der ganzen christlichen Welt durch sie nicht verloren gegangen an Lebenskraft und Lebensheiligung? Wie hat die Jagd nach Besitz und weltlicher Ehre Gottes Forderung und richtendes Wort in den Seelen überstimmt! Wenn so viel Lauheit in unseren Gemeinden herrscht, wenn bei einer Zahl von Gliedern die Liebe zu der Gemeinde und zu dem Heiligen, das sie vertritt, sich in den tiefsten Grund des Herzens zurückgezogen hat und erst Not und Todesahnung sie wieder wecken, dann ist es vor allem die „Welt", die hier ihr satanisches niederreißendes Werk verrichtet.

Stehen wir auf der welligen Linie des Frömmigkeitslebens vielleicht wieder tief in dem Niedergang wie vor mehr als hundert Jahren das Geschlecht der Napoleonischen Zeit oder tun sich bereits wieder Zeichen auf, die darauf hinweisen, daß wir den Tiefstand überwunden haben? Ohne Zweifel, die Zeichen sind da — Rückkehr zu Gott und Christus von zeitweiligem Entfremdetsein, Zuwendung zu dem Evangelium vonseiten der Menschen, deren Vorfahren drei Geschlechter lang außer Berührung mit lebendiger Frömmigkeit dahinlebten, Spuren von religiöser Vertiefung bei solchen, die damals abweisend oder mit eisiger Neutralität gegenüber Religion und Christentum standen.

Doch nicht auf diese Zeichen ist unser Glaube in der Zukunft begründet. Unser christlicher Glaube wurzelt in uns selber in der Ahnung von seiner Herrlichkeit, von seiner unentbehrlichen Kraft zum Guten; er wurzelt in der Ahnung, daß Gott uns zu sich hat geschaffen und unser Herz unruhig bleibt, bis daß es durch und in Christus Ruhe findet in Gott. Aber wir selbst — wir sollten durch Gottes Geist tiefer ergriffen und kräftiger vorwärts getrieben werden! Wir sollten uns williger an seine Forderung ergeben, uns gehorsamer und folgsamer bezeugen! Was ist es, das uns zögern läßt, das uns mit trägem Gang und müden Worten wandeln läßt? Die Ungunst der verwirrten Zeit, der Streit der innerlichen Pflichten? Das scheinbar Unauflösliche der Fragen, die uns beherrschen in Beziehung auf das Zusammenleben von Individuen und Völkern? Oder die Kleinmütigkeit, die Selbstsucht, das Glücksverlangen des Herzens, das die Verwirrung und das Problem mißbraucht, um sich auf den bequemsten Weg zu begeben, um auszuharren bei dem oberflächlichen Alltagsleben?

„Verneue unsere Tage wie vor alters." Als eine Bitte um den unerbittlichen Ernst und die Hingabe der Väter, um denselben Mut gegenüber der Verwirrung und der Not des heutigen Weltlebens, den sie damals gegenüber den verbündeten Mächten von Kirche und Staat, gegenüber Scheiterhaufen und Henkersschwert bezeugten.

„Verneue unsere Tage wie vor alters." Es quelle aus unserem Herzen nur ein Verlangen, daß Gott in unserem Leben wieder dieselbe zentrale Stellung und Macht gegeben werde, die die Väter ihm zuerkannten bei dem Suchen nach seinem Wohlbehagen. Wir begreifen tief, daß ihm und ihm allein diese Stellung zukommt, daß wir sie keinem anderen geben sollen. Wir strecken uns wiederholt danach aus, um in dieser vollkommenen Demut, in dieser ganzen Hingabe zu leben. Wir greifen nach dem Höchsten und fühlen uns dazu durch Christus ergriffen. Gott greift uns an in dem Tiefsten unseres innersten Herzens, von dem das Leben ausgeht. „Bekehre uns zu Dir, so werden wir bekehrt sein", so bitten wir mit dem Propheten.

„Verneue unsere Tage wie vor alters." Unser Begehren geht nicht nach Macht in der Welt, nicht nach Ausdehnung unserer kleinen Kirchengenossenschaft zu einer Gemeinschaft, die die Welt umspannt, sondern vielmehr, daß wir unsere Gemeinde und Bruderschaft zu einer lebendigen christlichen Gemeinschaft umwandeln und Gott von ihr den Einfluß ausgehen läßt, den sie zu haben verdient. Nicht danach, daß die Geister uns unterworfen sind, sondern danach, daß auch unsere Namen im Himmel geschrieben stehen. „Im Himmel" — nicht allein auf das Lebendigmachen des Heute ist unser durch Gott ergriffener Geist gerichtet. Wir Christen sehen nach der Ewigkeit. Auch die schönsten irdischen Erwartungen können das Herz nicht befriedigen und auf dieser Welt bleibt allezeit geltend, daß wir die Verheißung nicht erlangen. Unsere Erwartung streckt sich aus nach der Stadt, die Fundamente hat, deren Künstler und Baumeister Gott ist — nach dem neuen Jerusalem, erleuchtet durch das Licht Gottes und dessen Kerze Christus ist.

In dieser Erwartung sind die verfolgten Väter von Ort zu Ort gewandert, in dieser Erwartung sind viele der Unsrigen gehorsam gewesen dem Gebot, das ihnen von Gotteswegen geziemt, haben sie ihr Land und Verwandtschaft verlassen und sind im Glauben ausgegangen, kaum wissend, wohin sie kommen werden. Dieselbe Erwartung stillt uns, nicht verjagte, sondern an Land und Haus verbundene Menschen, den

Schmerz über Scheidung und Tod, wenn wir in der Stille der Nacht oder selbst mitten in dem Gewühl des Tages derer gedenken, die uns verlassen haben.

In dem Licht der Ewigkeit sehen wir die Gestalten der bekannten Führer und Märtyrer, die sich treu bis in den Tod bezeugt haben, und der vielen Stillen im Lande aus lang vergangenen Jahrhunderten, von denen auf Erden kein Gedächtnis zurückblieb. Gott hat ihnen die Krone des Lebens gegeben.

Nach den ewigen Gegenden sehen wir bei diesem Abschied hin. Dieser Moment von Zusammensein von Taufgesinnten aus vielen Ländern an der Stätte, wo einst Menno stand, kehrt wahrscheinlich für niemand von uns wieder. Wir gehen auseinander, jeder zu seinem Volk und in seinen Kreis. Wann sehen wir einander wieder? Sehen wir überhaupt einander wieder? In diesem Augenblick empfinden wir die Wehmut aller Flüchtigkeit des Erdenlebens. — Wir gedenken an Christi Wort: „Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt auch an mich! In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen."

Brüder und Schwestern, wir befehlen euch Gott und dem Wort seiner Gnade, die mächtig ist euch zu erbauen und euch ein Erbteil zu geben unter allen Heiligen! Amen.

Nun kam der unvergeßliche Abschied. Noch einmal bekundete sich die brüderliche Liebe in warmem Händedrücken und herzlichen Abschiedsworten. Auch die Bevölkerung des Dorfes nahm freudigen Anteil. Es war ein freudig bewegtes Dankesgefühl, das alle Herzen durchströmte. Viele benützten den Zug zur Heimfahrt, ein großer Teil der ausländischen Besucher, namentlich die Westpreußen. Danziger, Berliner und Hamburger reisten zur Abschlußfeier des Deutschen Mennonitentages nach Leer und Emden in Ostfriesland. Die Süddeutschen fuhren über Elspeet in ihre Heimat. In unser aller Herzen lebt die Erinnerung an diese Tage der dritten Weltkonferenz in Holland fort. Möge daraus eine Ewigkeitsfrucht erwachsen zur Ehre Gottes und Jesu Christi, unseres Herrn und Heilandes! —

Die Teilnehmer am Kongreß am 2. Juli 1936 (in Elspeet).